

Museum Lindwurm Stein am Rhein

Bürgerliche Wohnkultur
und Landwirtschaft im 19. Jahrhundert



Peter Bretscher

Museum Lindwurm Stein am Rhein

**Bürgerliche Wohnkultur
und Landwirtschaft im 19. Jahrhundert**

© by Museum Lindwurm Stein am Rhein
CH-8260 Stein am Rhein

Ausstellung:

Gestaltung Informationstafeln: Fridolin Müller, Stein am Rhein
Herstellung Informationstafeln: identico, Werkstatt für Farbe, Form und Schrift,
Winterthur/Zürich
Satz: Wiget, Schriftsetzerei AG, Winterthur
Figurinen: Regula Hahn, Auslikon

Museumsführer

Fotos: Maurice Babey, Historisches Museum Basel; Bruno und Eric Bühler, Schaffhausen;
Klaus Burkard, Winterthur; Dieter Füllemann, Eschenz;
Martin Gubler, Märstetten; Tobias Hauser, Frauenfeld;
Rolf Wessendorf, Schaffhausen
Gestaltung: Peter Küffer
Druck: Huber & Co. AG, Grafische Unternehmung und Verlag, Frauenfeld
Herausgeber: Gesellschaft Museum Lindwurm, Stein am Rhein
Erscheinungsort und -jahr: Stein am Rhein 1994
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3-274-00104-X

Inhaltsübersicht

Seite

Vorwort	5
Einleitung	6

I. Zur Geschichte des Hauses und des Museums: ein Überblick

11

1. Der «Lindwurm», seine Bewohnerinnen und Bewohner	12
2. Renovation – Denkmalpflege – Museum	19

II. Der Museumsrundgang

23

Übersicht mit Grundrissplänen s. hintere Klappenseite

Erdgeschoss

Raum 1: Eingangshalle	24
Raum 2: Kontor	26
Raum 3: Keller	27
Raum 4: Waschküche	30
Gerberei	32

Erstes Obergeschoss

Raum 5: Äusserer Korridor (Süd)	34
Raum 6: Stube	35
Raum 7: Nebenstube	38
Raum 8: Innerer Korridor	41
Raum 9: Schlafzimmer	42
Raum 10: Küche	44
Raum 11: Äusserer Korridor (Nord)	49

Zweites Obergeschoss

Räume 12/15: Äusserer und innerer Vorplatz	51
Raum 13: Bügelzimmer («Glättezimmer»)	53
Raum 14: Kinderzimmer	54
Raum 16: Ausstellungsraum Familie Gnehm	56
Raum 17: Ausstellungsraum Familie Gnehm	58
Raum 18: Salon	59
Raum 19: Ausstellungsraum Hermann Knecht	62

Dachgeschoss

Raum 20: Estrich	65
------------------	----

Hinterhaus: Zweites Obergeschoss

Raum 21: Laube	68
Raum 22: Gesindekammer	70
Raum 23: Gesindekammer (Spielzimmer)	72
Raum 24: Raum für Wechselausstellungen	74

Hinterhaus: Drittes Obergeschoss

Raum 25: Depot landwirtschaftlicher Geräte	75
--	----

Hinterhaus: Dachgeschoss

Raum 26: «Kornschütte»	79
------------------------	----

Hinterhaus: Erstes Obergeschoss

Raum 27: Laube	82
Raum 28: Heustock	83
Raum 29: Hof	84

Hinterhaus: Erdgeschoss

Raum 30: Stall	86
Raum 31: Tenne	88
Raum 32: Remise	91

III.	Anhang: ergänzende Erläuterungen und Materialien	93
1.	Die bürgerliche Familie im 19. Jahrhundert	94
2.	Gesinde – Dienstboten – Hausangestellte	98
3.	Wohnen	103
3.1.	Das Mobiliar	109
4.	Der «rückwärtige Bereich»: die Arbeits- und Vorratsräume	112
4.1.	Küche	112
4.1.1.	Nahrung	113
4.1.2.	Feuerstelle	116
4.1.3.	Wasser	119
4.1.4.	Küchengeräte	120
4.2.	Waschküche	124
4.2.1.	Hanf- und Flachsgarn	128
4.3.	Bügelzimmer («Glättezimmer»)	129
4.4.	Keller	132
4.4.1.	Weinbau, Weinlese	133
4.4.2.	Weinverarbeitung	136
4.5.	Estrich	139
5.	Die Familie Gnehm	140
5.1.	Familienstammbaum mit Kurzporträts	142
5.2.	Informantinnen und Informanten	159
5.3.	Wohnen und Freizeit der Professorenfamilie Dr. Robert Gnehm: eine Bildfolge	160
5.3.1.	Das Heim	160
5.3.2.	Ferien, Erholung	166
5.4.	Erinnerungen an Jakob und Emma Windler	172
6.	Zur wirtschaftlichen Situation des Grenzstädtchens im 19. Jahrhundert	177
7.	Anfänge des Fremdenverkehrs	180
8.	Landwirtschaft: Stein am Rhein als «Ackerbürgerstädtchen»	185
8.1.	Viehhaltung	188
8.2.	Scheune und Wagenschuppen, Arbeitsgerät	191
9.	Kornhandel	194
9.1.	Getreidemasse	197
10.	Gerberei	198
10.1.	Gerbverfahren	202
10.2.	Gerberlohe	205
	Anmerkungen	207
	Abbildungsnachweis	209
	Literaturverzeichnis	211

Vorwort

Als Hausarzt durfte ich das Geschwisterpaar Windler seit 1963 während 25 Jahren betreuen, so dass mich mit beiden eine freundschaftliche Beziehung verband und mir das Haus zum «Lindwurm» bis in alle Ecken vertraut war. Der berühmte Steiner Bürger Prof. Dr. Robert Gnehm (1852–1926), Dozent an der ETH Zürich und Direktor der Firma CIBA in Basel, verbrachte seine Jugendjahre im «Lindwurm». Zu seinem Andenken gründete seine Tochter Frl. Dr. med. Maria Gnehm die «Prof. Dr. Robert Gnehm-Stiftung». Aus deren Nachlass ging der «Lindwurm» in das Eigentum der Miterben Jakob und Emma Windler über. Diese beauftragten den Freund und Architekten Wolfgang Müller v/o Rinaldo mit dem Umbau, der im Stil der 1940er Jahre das Innere des Hauses technisch erneuerte und einige Räume in interpretativer, historisierender Denkmalpflege umgestaltete. Die Geschwister Windler verbrachten im «Lindwurm» ein sparsames, bürgerliches Leben und vermachten ihr Vermögen grösstenteils der «Jakob und Emma Windler-Stiftung», Haus und Rebberg aber der eidgenössischen «Gottfried Keller-Stiftung». Nachdem der Bundesrat das Legat ausschlug, fielen auch Haus und Rebberg der Jakob und Emma Windler-Stiftung zu. Stiftungszweck sind kulturelle und soziale Zuwendungen, während das Haus erhalten und der Öffentlichkeit gezeigt werden soll.

Der Stiftungsrat – Vorsitz Stadtpräsident Rolf Gafner († 1994), Fritz Ruesch und Hans Boog als Vertreter der Sandoz AG, Verwalter Werner Metzger – beauftragte die Gesellschaft Museum Lindwurm, im Sinne des Legates das **Museum Lindwurm – bürgerliche Wohnkultur und Landwirtschaft im 19. Jahrhundert** – zu verwirklichen. Erfreulicherweise begleitete der Stiftungsrat das entstehende Museum mit grösstem Wohlwollen und stellte die notwendigen Mittel für eine wissenschaftlich fundierte Realisierung uneingeschränkt zur Verfügung.

Architekt Urs Müller leitete kompetent den technischen Umbau und die Restaurierung in Absprache mit der kantonalen Denkmalpflege. In der Person des Ethnologen und Sozialhistorikers Peter Bretscher, lic. phil., fanden wir den Fachmann, der in unserem Auftrag die Gestaltung des Museums erfolgreich durchführte. Frau Regula Hahn, Beauftragte für Textilien am Rhätischen Museum in Chur, gestaltete gekonnt die textile Ausstaffierung des Hauses und schuf die Figurinen. Frau Sylvia Böhni stand ihr bei und betreute besonders den Bereich weiblicher Handarbeiten. Mein Freund Dr. med. Herbert Brüttsch († 1992), Winterthur, Gründer der «Heimatvereinigung Buch-Hemishofen-Ramsen», veranlasste diese, die umfangreiche, grösstenteils von ihm selbst zusammengetragene Sammlung landwirtschaftlicher Geräte unserem Museum zur Verfügung zu stellen. Diese glücklichen Umstände führten zur Realisierung eines lebendigen Wohn- und Landwirtschaftsmuseums, das sich in die Altstadt unseres Städtchens vorteilhaft einfügt.

Dr. Hanspeter Böhni, Präsident der Gesellschaft Museum Lindwurm

Einleitung

«Wenn sie nur den ‹Lindwurm› in den Himmel hinaufnehmen könnte; ja, den möchte sie mitnehmen», soll die Hausherrin in ihren letzten Jahren manchmal gesagt haben¹. «Im ‹Lindwurm› zu leben bedeutete ihr alles. Das war für sie die grösste Freude. Und hier wollte sie auch sterben. – Der ‹Lindwurm› sollte erhalten bleiben und zeigen, was sie gehabt hat. Öffentlich zugänglich sollte er sein, am liebsten als Museum.»² Nach einer mehrjährigen Vorbereitungszeit ging dieser Wunsch von Emma Windler (1891–1988), der letzten Besitzerin des «Lindwurm», am 2. Juli 1993 in Erfüllung.

Vorgeschichte

Die Frühphase des Projektes gleicht in vielem der Entstehungsgeschichte zahlreicher Lokalmuseen. Das ledige, mit seinem Wohnort und seiner Familie eng verbundene Geschwisterpaar Windler entschliesst sich dazu, sein repräsentatives Altstadtgebäude möglichst unverändert der Nachwelt zu erhalten. Durch eine vorausschauende Planung gelingt es bereits 1972, die Gründung einer im sozialen, denkmalpflegerischen und kulturellen Bereich von Stein am Rhein engagierten «Jakob und Emma Windler-Stiftung» vorzusehen, um die Verwirklichung der Pläne nach dem Ableben beider Geschwister materiell sicherzustellen. Nach 1988 bildete sich zu diesem Zweck eine Kommission unter der Leitung von Dr. med. Hanspeter Böhni, die erste Zielsetzungen in Richtung eines **«Wohnmuseums»** formulierte. Stichwörter waren etwa *«didaktisch gut ausstellen»*, *«den Charakter des Hauses als Herrschaftshaus wahren»*, *«die Substanz der Räume und der Raumeinteilung wahren»*³. Im Hinterhaus sollte die umfangreiche Sammlung alter Landwirtschaftsgeräte von Dr. med. Herbert Brütsch gezeigt werden, die er der «Heimatvereinigung Buch-Hemishofen-Ramsen» geschenkweise übermachte.

Erste Formulierung eines Konzeptes

Die Idee eines Wohnmuseums ist durchaus nicht originell. Neben der überschaubaren Zahl so deklarerter Museen können zahllose Orts- und «Heimatmuseen» darunter subsumiert werden. Stein am Rhein ist zudem in keiner Weise ein unbedeckter Fleck in der Museumslandschaft; gemessen an der Einwohnerzahl dürfte das Städtchen zu den diesbezüglich am dichtest belegten Ortschaften gehören. Eine Chance, in gewissem Sinn eine Berechtigung, hat das Projekt also nur, wenn es sich markant von anderen abhebt.

Das zukünftige Museumsgebäude wurde in dem Zustand übernommen, in dem es Emma Windler nach ihrem Tode 1988 hinterlassen hatte. Es handelt sich um einen im Kern mittelalterlichen Bau, der seit der frühen Neuzeit in jedem Jahrhundert wesentlich umgestaltet wurde. Das heutige Erscheinungsbild geht hauptsächlich auf einen Gesamtumbau aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts zurück. 1947 wurde das Gebäude, als die letzten Eigentümer einzogen, unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten historisierend «verbessert» und teilweise in einen sehr altertümlich wirkenden Zustand transformiert, den es früher so nie gehabt hatte. Der ebenfalls mit Wohnräumen ausgestattete Ökonomietrakt hat seinen ursprünglichen Zustand des frühen 18. Jahrhunderts weitgehend beibehalten. Aus denkmalpflegerischer Sicht gilt dies als Seltenheit.

Wird in solchen Räumen ein Wohnmuseum realisiert, drängt es sich fast zwangsläufig auf, die Bausubstanz selbst zu einem integralen Bestandteil der Aus-

stellung zu machen. Damit tauchte die erste, theoretisch kaum zu beantwortende Kernfrage auf, *welche* Bausubstanz die «richtige» sei. Soll das Gebäude, das ohnehin zeitlich und stilistisch ein heterogenes Gebilde darstellt, in seiner *ganzen* Historizität zum Tragen kommen, dürfte eigentlich nichts mehr verändert werden. Es existieren solche Museen, wo ein Status quo an Ort und Stelle mitsamt seiner «atmosphärischen Dichte» quasi eingefroren wurde, um unverändert der Nachwelt erhalten zu bleiben. Diese Möglichkeit wurde nie ernsthaft erwogen; die Aussagekraft einer solchen «Nicht-Gestaltung» wäre im Falle des «Lindwurm» doch zu gering gewesen.

Aufgrund der verhältnismässig gut erkennbaren, sich ablösenden Bauphasen war klar, dass die Geschichtlichkeit in irgendeiner Form zum Thema werden musste. Anfänglich war geplant, mit einzelnen der zur Verfügung stehenden Räume jeweils Zustände verschiedener Epochen – realistisch, bildhaft oder symbolisch – darzustellen, eine Entwicklungreihe vorzuführen und das Museum in der Art eines «historischen Parcours» zu konzipieren. Auch neuere Elemente der vergangenen Jahrzehnte wären als Vertreter der letzten Bauphase integriert worden.

Konstruktion von «Ganzheit» durch Rekonstruktion

Die Museumsplanung nahm einen andern Verlauf. Der verschiedentlich geäusserte Wunsch, unschöne, «störende» Elemente zu entfernen und das Gebäude partiell in einen früheren Bauzustand zurückzusetzen, stellte jenes zunächst gewählte Konzept in Frage. Ganz neue Möglichkeiten eröffneten sich, nachdem der anfangs nur teilweise für das Museum vorgesehene Wohnteil auch im ersten Obergeschoss, im Keller und Estrich freigestellt wurde. Dabei reifte die Idee, das Gebäude in seinem **gesamtheitlichen Funktionieren zu einem bestimmten früheren Zeitpunkt** zu zeigen, basierend auf historischen Nachstellungen. (Inspirierend wirkte das Museum Neuhaus in Biel.) Offen war noch die Frage, aus welcher Epoche dieser Zeitpunkt zu wählen sei.

Die praktische Hauptaufgabe bestand anfangs darin, den Haushalt in seinem Ist-Zustand zu dokumentieren, sämtliches Mobiliar, Gerät, Papier usw. zu sichten, zu ordnen, aufzunehmen und die Räume für die neue Verwendung freizustellen. Es ging zunächst darum, über das Haus und seine früheren Bewohnerinnen und Bewohner möglichst viele Informationen zusammenzutragen, durch Untersuchung der vorgefundenen Verhältnisse, von Dokumenten und Archivalien sowie durch Befragungen von Auskunftspersonen. Als Quintessenz dieser Einsichten – die all diese gewonnenen Daten, aber auch die vermutete Attraktivität der späteren Ausstellung berücksichtigte – kristallisierte sich als optimal darzustellender Zeitpunkt die **Mitte des 19. Jahrhunderts** heraus.

Somit bekam das Konzept allmählich klare Konturen. Baulich hiess dies, dass in den Räumen einheitlich ein – mutmasslicher – Zustand von 1850/60 angestrebt wurde. (Ausgeklammert blieben die 1947 historisierend veränderten Partien, die thematisiert und für spezielle Zwecke verwendet werden sollten.) Der Aufwand dieser Anpassungen war je nach Raum sehr verschieden. Er reichte von einer Belassung im Ist-Zustand über eine Änderung der Farbgebung bis hin zu eigentlichen Teilrekonstruktionen unter Entfernung von später eingebauten Wänden, Böden, technischen Anlagen usw. Anhand der Küche soll im folgenden exemplarisch erläutert werden, was für Grundfragen bei solchen Wiederherstellungen auftreten und wie konkret vorgegangen wurde.

Innerhalb einer funktional zu zeigenden Wohnung kommt der Küche ein verhältnismässig hoher Stellenwert zu. Der vorgefundene Zustand mit einer Ein-

richtung von 1950 bis 1980 hatte im formulierten Ausstellungskonzept keinen Platz. Aufgrund von Bausondierungen der Denkmalpflege war bekannt, dass sich unter dem modernen Putz eine mittelalterliche Brandmauer, eine Holzwand des 18. Jahrhunderts sowie eine Fachwerkwand von ca. 1820 befanden. Bis ins 20. Jahrhundert war diese baugeschichtlich sehr instruktive Oberfläche frei sichtbar. Ein Restaurator wurde beauftragt, an wichtigen Stellen des Gebäudes Farbschichtanalysen vorzunehmen. Dies ermöglichte es, genau festzustellen, welche Farbfassungen in der interessierenden Zeit vorlagen. Aufgrund dieser günstigen Voraussetzungen konnte einer Rückführung in den Zustand um 1850 – mit Vorbehalt – zugestimmt werden. (Die freigelegten und in ihrer Abfolge nummerierten Farbschichtproben wurden grösstenteils sichtbar belassen und sind heute Bestandteil des Museums.) – Zum Problem der Einbauteile, der Möblierung: Aufgrund eines Planes, der zwar 1919 entstanden ist, mit grösster Wahrscheinlichkeit aber einen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nur minim veränderten Zustand repräsentiert, waren nicht nur die Standorte, sondern auch die Dimensionen des einstigen Herdes samt Kaminhut und des ehemaligen Schüttsteins bekannt. Untersuchungen am Bau liessen an den vermuteten Stellen Spuren erkennen. An der freigelegten Holzwand waren die Konturen von Regalen dank Schmutzrändern sichtbar und liessen eindeutige Schlüsse auf Grösse und Art der Möblierung zu. Betagte Familienangehörige sowie Einwohner von Stein am Rhein konnten sich an gewisse Einzelheiten vor 1920 (Renovation) erinnern. Aufgrund dieser Daten fiel der Entscheid, die fehlenden Teile aus der entsprechenden Zeit und aus der Region als Originale zu beschaffen. Ein Grundsatz, der – nach Möglichkeit – konsequent im ganzen Museum durchgezogen wurde. Sämtliche Anlagen können so nicht nur komplett und zeitgetreu, sondern auch funktionstüchtig gezeigt werden.

«Hyperrealismus» als Prinzip

Die obigen, eher technischen Ausführungen sind insofern bedeutsam, als sie die konzeptionelle Weiterentwicklung des Museums in eine ganz bestimmte Richtung lenkten. Der Verzicht auf jede Stilisierung der Raumhülle sowie der konsequent durchgeführte Zeitschnitt legten es nahe, die Ausstaffierung der Räume in einer entsprechenden, realitätsbezogenen bzw. realitätssuggestierenden Weise vorzunehmen. Das theoretische Defizit eines solchen Museums kann allerdings auch Unbehagen bereiten. Das gewählte Konzept unterstellt eine quasi naive Geschichtsauffassung, die davon ausgeht, dass durch Anschauung einer rekonstruierten Vergangenheit verstanden werden könne, «wie es wirklich gewesen sei». Ein «authentisch» ausgestatteter Raum mit «originaler» Hülle ist nicht ohne weiteres als Element einer Ausstellung und damit als Inszenierung zu erkennen. Jedes Wohnmuseum läuft Gefahr, durch die Illusion eines in der Zeit scheinbar stillgestandenen Ambientes Wirklichkeit und Fiktion zu vermischen. Einwände können sich auch gegen die hervorgerufenen Gefühle richten, die dazu verleiten, die Vergangenheit idealisiert, verklärt, auf romantische oder ästhetische Weise wahrzunehmen.

Diese Argumente könnten genügen, um vom gewählten Museumstyp Abstand zu nehmen; trotzdem wurde dies nicht getan. Die angesprochene Problematik trifft nicht nur für historisch nachgestellte Raumansembles zu, im Kern ist sie – durch unsere Wahrnehmung – jedem historischen Einzelgegenstand inhärent. Diesem Konflikt wurde auf zwei Arten begegnet: a) wissenschaftlich: Oberstes Gebot für das Museum war die sachliche Richtigkeit. Wo immer möglich wurde eine bauliche oder gestalterische Entscheidung auf Unterlagen, Quellen und Auskünfte abgestützt, auch wenn man bei einer Totaleinrichtung sehr bald an Grenzen

stösst. Eine Kernfrage war: *«Hätte es 1850/60 so aussehen können?/War ein Gegenstand damals noch oder schon in Gebrauch?»*. Natürlich sind Kompromisse und Abweichungen zahlreich, neben wissensmässigen Lücken reicht auch die Sammlung nicht ganz aus. Die Striktheit kann durchaus als Kompensation für die erwähnten Grunddefizite verstanden werden, auch wenn eine dokumentarisch noch so genaue Ausstellung diese nicht beiseite schieben kann. b) anekdotisch-spielerisch: Eine andere, sich fast beiläufig einstellende Möglichkeit war das spielerische Element. Neben einem obligatorischen Grundstock bei der Raumeinrichtung gibt es zahlreiche Kleingegenstände und Accessoires, die ein Interieur szenisch zu beleben vermögen. Fassen wir die gegenständliche Welt als dynamisch auf und vergegenwärtigen wir uns, was im betreffenden Raum damals alles hätte passieren können, sind der Fantasie wenig Grenzen gesetzt. Geruch von saurem Most im Keller oder auf dem Heuboden plazierte Hühnerfedern mögen als Beispiele genügen. Man kann solche Zutaten als publikumswirksame Gags empfinden, der lebendige Kanarienvogel beim Stubenfenster sorgt jedenfalls öfters für eine heitere Stimmung. Wichtig ist, dass der thematische Bezug gegeben ist; die Gefahr einer Gratwanderung entlang der Kitschgrenze ist allerdings sehr gross.

Das eigentliche Markenzeichen des «Lindwurm» ist sein **Detailreichtum**, ganz besonders im weniger repräsentativen, «rückwärtigen» Bereich. Obwohl bestimmte Räume teilweise eher unordentlich erscheinen (Estrich, Heuboden, Hof), sind sie völlig durchkomponiert. Nichts liegt zufällig, das Chaos ist inszeniert. Damit sollte bewusst ein Kontrapunkt gesetzt werden zur üblichen Sterilität von Freilichtmuseen. Freilich kann auch das Hässliche, Zerschlossene, Unordentliche – in der historischen Ambiance des «Lindwurm» ästhetisch umgemünzt – von seiner symbolischen Aussagekraft her vielleicht missverstanden werden. Trotzdem ist es ein Versuch, die «schön-liebliche» Museumsatmosphäre auf «roh-sinnliche» Weise gelegentlich zu durchbrechen, eine Konfrontation mit etwas Unerwartetem herbeizuführen (z. B. durch ein zur Weiterverwendung bereitliegendes Knochendepot im Hof). Es ist dies nicht nur Spielerei, sondern eine Möglichkeit, auf eine einem Museum angemessene Weise ein früheres, anderes Verhältnis zu Material, Ordnungsvorstellungen und hygienischen Standards zu vermitteln.

Neben der sinnlichen Belebung bestehen didaktische Absichten. Über das «enzyklopädische» Anliegen hinaus (das einfach aufzeigen möchte, was es damals gab) könnte praktisch bei jedem Gegenstand und jeder Gegenstandsgruppe angesetzt werden, um ein Stück damaliger Mentalitätsgeschichte aufzurollen. Die Anzahl solcher im ganzen Haus platzierter **Klein- und Kleinstszenen** (z. B. beim Schüttstein hingestelltes Töpfchen mit Sand und Korkzapfen; in der Remise ein Schächtelchen mit alten Nägeln, die aufbewahrt werden; neben der Marderfalle auf dem Estrich hingelegter Marderkot) übersteigt wahrscheinlich das zu irgendeinem früheren Zeitpunkt gleichzeitig Vorhandene und ist in gewissem Sinne «überrealistisch». Neben einer persönlichen Vorliebe für solche Details spielte die Absicht eine Rolle, von vergleichbaren Unternehmungen unterscheidbar zu sein. Den geschaffenen Museumstyp könnte man als **«hyperrealistische Installation»** bezeichnen.

Im weiteren Umfeld ist das Museum dem Bereich der **«Alltagsgeschichte»** zuzuordnen, wobei anhand der konkreten Lebensverhältnisse einer «gutbürgerlichen» Familie der Brückenschlag zu allgemeingesellschaftlichen Entwicklungen und Strukturen gemacht werden soll. In Ergänzung zu den «authentisch» ausgestatteten Räumen möchten die grossformatigen Schautafeln sowie der vorliegende Führer zur lebendigen Wahrnehmung eines Stücks – auch eigener – Vergangenheit anregen.

Dank

Die Realisierung des Museums wäre ohne die Mithilfe zahlreicher Personen und Institutionen nicht möglich gewesen; ihnen allen gilt mein herzlichster Dank. Zuerst der Jakob und Emma Windler-Stiftung, die auch ausgefallene und aufwendige Vorschläge in grosszügigster Weise unterstützte. Dann der Gesellschaft Museum Lindwurm für das fast grenzenlos entgegengebrachte Vertrauen. Die meisten der am Umbau beteiligten Fachleute wurden mit ungewohnten Sonderwünschen konfrontiert. Für das Verständnis und die z. T. stark beanspruchte Geduld mein bester Dank, besonders an Architekt Urs Müller und Bauführer Viktor Tanner. Der Textilrestauratorin Regula Hahn und Frau Sylvia Böhni möchte ich danken für die textile Ausstattung der Räume und die entsprechenden Inventarisierungs- und Restaurierungsarbeiten; Frau Hahn hat die lebensgrossen Figurinen samt der dazugehörigen Kleidung aus der Zeit um 1850 kreiert. Die Ausstellung über den Steiner Maler Hermann Knecht verdanken wir Ernst Alexander Rubli, ebenso den kurzen biografischen Abriss. Frau Dr. Daniela Ball danke ich für ihre spontane Bereitschaft, bei der Bestimmung historischer Keramik behilflich zu sein. Für gelegentliche Auskünfte in denkmalpflegerischen Fragen bin ich Herrn Dr. Urs Ganter verpflichtet. Die Dienste einer Vielzahl von Archiven und Bibliotheken wurde in Anspruch genommen. Besonderer Dank gebührt Herrn Dr. Peter Scheck, Stadtarchiv Stein am Rhein, und Herrn Dr. Hans Lieb, Staatsarchiv Schaffhausen. Frau Dr. Tina Grütter, Kunstabteilung des Museums Allerheiligen, Schaffhausen, ebnete alle Wege bei der Suche nach historischen Bildbelegen. Eine unverzichtbare Ergänzung zu den Archivalien waren die Erinnerungen von Auskunftspersonen. Zu vier Männern und Frauen, die alle als Kinder bei ihren Grosseltern im «Lindwurm» ein und aus gingen, entwickelte sich ein besonders enger Kontakt: Frau Clari Osswald-Werder, Stein am Rhein (*1909), Frau Margrit Bacher-Gnehm, Klosters (*1908), Herrn Willi Fricker, Elgg (*1912) und Frau Marguerite Gnehm, Lausanne (*1912). Frau Gisela Scherer leistete durch die schriftliche Aufzeichnung ihrer Lebenserinnerungen einen wertvollen Beitrag. Ohne die Überlassung von Gegenständen wäre die Ausstaffierung des «Lindwurm», der über einen grossen Möbelbestand, aber über wenig Kleinobjekte verfügte, nicht realisierbar gewesen. Ich danke den über 120 Donatorinnen und Donatoren, ganz besonders Herrn Dr. Gérard Seiterle vom Museum Allerheiligen, nicht nur für die leihweise Überlassung von Sammlungsbeständen, auch für seine freundliche Beratung und den freien Zugang zu Inventaren und Depots. Herr Bernhard Graf, damals Betreuer der Historischen Abteilung, hat die Recherchen intensiv unterstützt. Die «Heimatvereinigung Buch-Hemishofen-Ramsen» stellte ihre gesamte Sammlung landwirtschaftlicher Geräte zur Verfügung und ermöglichte die Gestaltung des Hinterhauses. Herzlichen Dank an sie und ihren Gründer Dr. med. Herbert Brütsch (†), der dem Museumsgestalter nicht nur viel Sympathie und väterliches Wohlwollen entgegenbrachte, sondern den Auswärtigen auch in Stein am Rhein einführte. Für die Durchsicht des Manuskripts und wertvolle Verbesserungsvorschläge bin ich den Herren lic. phil. Martin Striegel und Dr. Peter Scheck dankbar, für die Bildaufnahmen vor allem den Fotografen Tobias Hauser, Dieter Füllemann und Rolf Wessendorf. Ein besonderer Dank gilt den Grafikern Fridolin Müller und Peter Küffer, die jeweils unter grossem Zeitdruck arbeiteten. In bester Erinnerung sind die gemeinsamen Einrichtungsarbeiten mit Kustos August Scherrer, dem das Wohlergehen des Museums nun anvertraut ist.

Winterthur, im November 1994

Peter Bretscher

Zur Geschichte des Hauses und des Museums: ein Überblick

1. Der «Lindwurm», seine Bewohnerinnen und Bewohner

Der älteste schriftliche Beleg für das an der «Marktgass» gelegene Wohnhaus stammt aus dem Jahre 1398. Eine dendrochronologische Untersuchung (Jahresringforschung) des Baukerns ergab jedoch ein gut hundert Jahre früheres Bau-datum: Das Eichenholz der Kellerdecke wurde im Jahre **1279** gefällt. Die Steuer-verzeichnisse der städtischen Säckelamtsrechnungen führen in den Jahren 1465/70 anstelle des heutigen Gebäudes **zwei Zeilenhäuser** auf. 1571 wurden sie vermutlich zu einem einzigen Gebäude vereinigt (datierte Verbindungstüre im Erdgeschoss) und zum ersten Mal von zwei auf drei Geschosse erhöht. Der Hausname «**Lindwurm**», seit 1495 erwähnt, setzte sich zur Bezeichnung des Doppelbaus durch; er nimmt vermutlich Bezug auf den von St. Georg getöteten Drachen, dargestellt auf dem Steiner Stadtwappen.



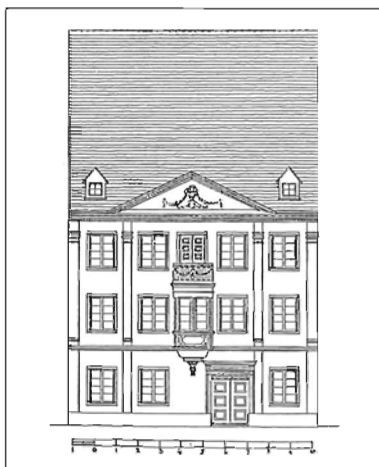
Abb. 1. Plan der Stadt Stein aus der Vogelschau, 1662.

Der «Lindwurm» in der Nähe des Untertors als dreigeschossiger, überhöhter Bau, noch ohne Hinterhaus.

(J. J. Mentzinger, Basel)

Die Besitzer gehörten mehrheitlich zu einer städtischen Oberschicht. Spätestens im 17. und 18. Jahrhundert, als die Ratsherrengeschlechter **Winz** und **Etzweiler** den «Lindwurm» bewohnten, galt das Gebäude als **Herrenhaus**. Hans Caspar Etzweiler (1657–1731), Statthalter und «Hausherr» (Vorsteher des städtischen Kaufhauses), erbaute 1712 das repräsentative Hinterhaus. Er betrieb im «Lindwurm» eine Gerberei (s. S. 32/198). 1817 gelangte der Besitz an den aus Feuerthalen stammenden Friedensrichter **Johann Conrad Arbenz** (1775–1849). Er heiratete Maria Barbara Etzweiler (1776–1853), die einzige Erbin des Bürgermeisters und helvetischen Munizipalitätspräsidenten Johannes Etzweiler-Vetter (1768–1811). 1819/20 liess Arbenz den «Lindwurm» im modernen Empirestil umbauen. Besonders die in der Art eines **Stadtpalais** gestaltete Fassade mit Pilastern und «griechischem» Giebel musste damals Aufsehen erregt haben. Sie steht allerdings in auffälligem Kontrast zum eher bescheidenen Innern des Hauses, das als «**gutbürgerlich**» bezeichnet werden kann. Der «Hintersässe» Arbenz erhielt 1834 das Bürgerrecht und wurde bereits im folgenden Jahr Mitglied des Stadtrates. Er war zu seiner Zeit der reichste Bürger von Stein am Rhein.

Abb. 2. Fassade des «Lindwurm», 1919.
Die einzige der Stadt, die unverändert das
Empire beibehalten konnte.
(Schweiz. Ingenieur- und Architekten-
verein, Zürich)



1853 erwarb der «Hausmeister» (Vorsteher des städtischen Kaufhauses), Landwirt und Oberst-Lieutenant **Johann Jakob Gnehm-Gräflein** (1810–1875) den «Lindwurm», den er mit seiner Familie (s. S. 140) allerdings nur kurze Zeit bewohnte. 1861 zog er in den beim Rathaus gelegenen «Adler», wo er und später sein ältester Sohn **Johann Jakob Gnehm-Billo** (1842–1922) eine Bierbrauerei und den Gasthof betrieben. Der «Lindwurm» wurde zum **Nebengebäude**.



Abb. 3. Gasthaus und Bierbrauerei «zum
Adler», um 1885.
1861 bis 1905 durch die Familie Gnehm be-
trieben; anschliessend Verkauf an die Braue-
rei «Falken», Schaffhausen.



Abb. 4. Haus «zum Lindwurm», um 1880.
Auf dem Balkon Johann Jakob Gnehm-Billo
mit seiner Frau Alberta.
Auf dem Vorplatz die 1820 von J.C. Arbenz-
Etzweiler errichteten eichenen Säulen, um
«dies neue, schön gebaute Haus»... «vor
Verderben von Fuhrwerken zu schützen»¹.



Abb. 5. Untertor, um 1900.
Vor dem «Lindwurm» abgestellte Fahrzeuge
der Schmiede Philipp Stoll.
(Foto Wehrli AG, Kilchberg)



Abb. 6. Blick vom «Lindwurm» auf das Un-
tertter, um 1900.
Strassenbeleuchtung mit Petrollampen.

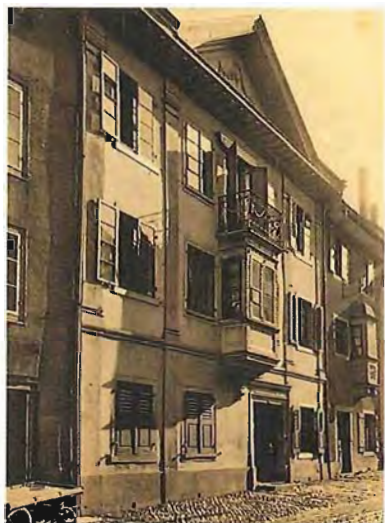


Abb. 7. Gehsteig mit Kopfsteinpflasterung,
Strasse mit Naturbelag, um 1910.
(Foto C. Koch, Schaffhausen)



Abb. 8. Neu erstellter Gehsteig mit Rand-
stein, 1919.
(Foto Arch. H. Peter, Zürich)



Abb. 9/10. Haustüre mit messingnem Klopfer und Glockenzug. Auf dem Sturz eingemeisselt die Jahrzahl «1819», im Oberlicht ein mäanderförmiges Eisengitter mit den



Initialen des Erbauers J.C. Arbenz-Etzweiler, 1919.

(Foto Arch. H. Peter, Zürich)

Um 1900 erwarb der zweite Sohn **Prof. Dr. Robert Gnehm** (1852–1926) den «Lindwurm», benutzte ihn jedoch kaum. Der in Zürich lebende, sehr erfolgreiche Chemiker und Erfinder stellte das Elternhaus nach der Veräusserung der väterlichen Brauerei (1905) seinem Bruder als Alterssitz zur Verfügung. Nach dem Tod des Professors im Jahre 1926 erbte seine ledige Tochter **Dr. med. Marie Gnehm** (1883–1944) die Liegenschaft, an der ihr aus ideellen Gründen gelegen war. Der «Lindwurm» stand zu dieser Zeit hauptsächlich leer, war teilweise vermietet oder diente – als wenig besuchtes – heimatliches «Ferienhaus». – Diesen Umständen ist es wohl zu verdanken, dass die Liegenschaft ihr **Gepräge des 19. Jahrhunderts** weitgehend beibehalten hat.

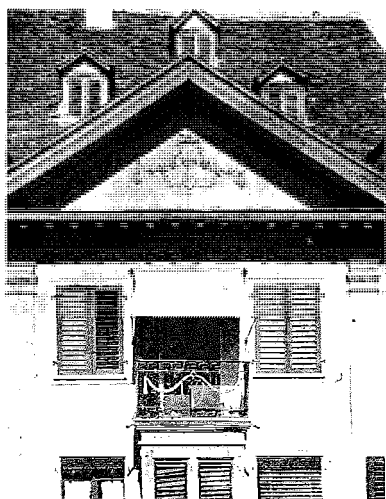


Abb. 11. «Griechischer» Giebel mit bekränzter Vase.
Auf dem Dach des Kastenerkers das girlandengeschmückte Balkongeländer mit den Erbauer-Initialen «AE» (Arbenz-Etzweiler). Fenster mit Markise (aufrollbares Sonnendach) und Sonnenstoren, 1919.
(Foto Arch. H. Peter, Zürich)

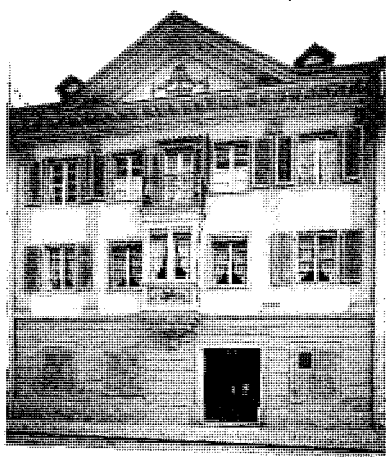


Abb. 12. Fassade mit der von Dr. Marie Gnehm veranlassten neuen Erkerbemalung mit Drachen als Hauszeichen, um 1938.
(Foto F. Mülchi, Stein)

Nach dem Ableben der Ärztin ging das als Stammsitz der Gnehms betrachtete Gebäude an die Steiner Verwandten **Jakob** (1885–1975) und **Emma Windler** (1891–1988) über.

Das Geschwisterpaar Windler entstammte einer **ehemals wohlhabenden Steiner Familie** von Bäckern und Kornhändlern, die jedoch Ende des 19. Jahrhunderts innert kurzer Zeit verarmte (s. S. 81/172). Es führte ein bescheidenes, entbehrungsreiches Leben. Jakob war Kaufmann, die in einem Pensionat erzogene Emma blieb «Haustochter».

Als sie 1945 durch Erbschaft in den Besitz des «Lindwurm» gelangten und plötzlich über Mittel verfügten, konnten sie sich einen Traum verwirklichen: Wohnen im Hause der Grosseltern mütterlicherseits. Das altehrwürdige Gebäude, in dem sie als Kinder ein und aus gegangen waren, verkörperte für sie Ansehen und Ruhm der bewunderten Verwandten; es liess sie symbolisch teilhaben an deren Erfolg. Das Haus wurde für Emma zur **Gedenkstätte der Vorfahren**.

Der Mann, der dieses Vorhaben für sie realisierte, war Architekt **Wolfgang Müller** (1897–1958). Er holte nicht nur den alten Glanz zurück *«im Geiste des Empire»*², mit den Geschwistern Windler verband ihn auch bald eine innige Freundschaft.

Abb. 13. Jakob und Emma Windler im Salon.

Das Ölgemälde zeigt ihren Grossvater, Johann Jacob Windler (1814–1882), Getreidehändler und Stadtrat.

(Foto Hanslin-Zingerli, Stein)



Abb. 14. Wolfgang Müller, Architekt (1897–1958).

Das Projekt «Lindwurm» war nicht nur ein Arbeitsauftrag, sondern schaffte auch eine herzliche Beziehung zu dessen Bewohnern. In der Stützsäule der Eingangshalle hat sich der Architekt in «bodenständiger» Weise humorvoll verewigt (s. S. 25). Wolfgang Müller, Mitglied der Eidgenössischen Kommission für historische Kunstdenkmäler, führte in Stein am Rhein und Schaffhausen zahlreiche Renovationen durch und galt als einer der fähigsten Restauratoren historischer Bauten. Bei Buchberg, Oktober 1945.



Die Hausherrin «war in ihren *Lindwurm* verliebt». Zurückgezogen von der Öffentlichkeit widmete sie sich mit einer beinahe kultischen Hingabe seiner Pflege und Erhaltung. «Der *Lindwurm* wurde zur Lebenserfüllung.»³

Emma Windler hat in ihrem Wohnhaus fast wie in einem Museum gelebt. Die vorgesehene Stiftungsgründung (**Jakob und Emma Windler-Stiftung**) mit dem Ziel, ihr Heim als **Museum** der Nachwelt zu bewahren, lässt sich als Konsequenz dieser Haltung verstehen. In ihrer Selbstauffassung als «Hüterin des *Lindwurm*» hat sie individuell etwas vorweggenommen, was die gegenwärtige Gesellschaft generell charakterisiert. Der rasante kulturelle Wandel unserer Zeit macht den rückwärtsgewandten Wunsch nach Vertrautheit und Dauer verständlich. In keiner Epoche wurden so viele Museen gegründet wie heute.



Abb. 15. «Musealisierung»
zu Lebzeiten.

«Die letzte Besitzerin des *«Lindwurm»*, Emma Windler,
geb. 28.11.1891».

Das 1923 gemalte Ölporträt
gelangte erst spät in den Besitz
von Emma Windler. Mit der obi-
gen Widmung versehen hing es
während der letzten vier Jahre
in ihrer Wohnstube.

(Öl auf Holz; Bernhard Schneider-
Blumberg, H. 29 x B. 21 cm)

2. Renovation – Denkmalpflege – Museum

Der Einzug von Jakob und Emma Windler in den «Lindwurm» im Jahre 1945 war nicht nur ein Besitzerwechsel, sondern markierte einen neuen Zeitabschnitt.

Unter Beizug des Schaffhauser Architekten Wolfgang Müller beabsichtigte das Geschwisterpaar, aus dem veralteten Gebäude ihrer Vorfahren mütterlicherseits *«wieder das behäbige Bürgerhaus früherer Zeiten erstehen zu lassen»*⁴.



Abb. 16. Der in der Art des späten 19. Jahrhunderts üppig ausgestaffte Salon vor der Rückführung in den «ursprünglichen» Zustand, um 1933.

Das zweite Obergeschoss wurde damals von der Familie Werder-Isler bewohnt. Zuhinterst die Malerin Clari Osswald-Werder (Stein am Rhein).

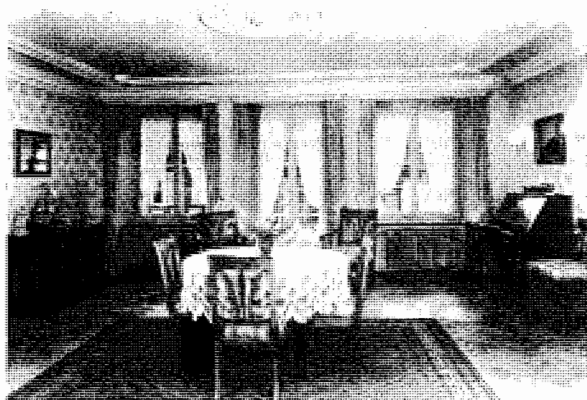


Abb. 17. Der Salon nach der Rückführung in den Empirestil, 1949. Die von Wolfgang Müller minutiös geplante Inneneinrichtung hat Emma Windler zeitlebens nicht mehr verändert. Der Raum zeigt auch heute noch exakt sein damaliges Aussehen.

Gemäss einem Kunstführer der Entstehungszeit gehört *«der Saal mit seinen Empirestukkaturen im zweiten Stock zu den intimsten Räumen der Stadt»*⁵.

Besonders das 2. Obergeschoss erfuhr «im Geiste des Empire-Hauses»⁶ eine grosszügige Umgestaltung, wobei das kleinkammerige Gefüge verschwand.

Im Entrée des Erdgeschosses wurden Hausgang und Nebenraum durch Beseitigung einer Trennwand zur heutigen Halle vereinigt. Die Entdeckung von Resten einer barocken Deckenmalerei führte dann zum Entschluss, «dem neu erstandenen schönen Raum wieder die kraftvolle Stimmung des 17. Jahrhunderts zu geben». Architekt Wolfgang Müller: «Wollte man die dekorative Malerei zur künstlerischen Wirkung bringen, so war eine Ergänzung der Malerei auf die ganze Decke nicht zu umgehen, denn an eine blossе Dokumentation und Erhaltung des Bestehenden war natürlich nicht zu denken, wenn dem Raum die angestrebte einheitliche Wirkung gegeben werden sollte. In Kunstmaler Hermann Knecht (s. S. 64) von und in Stein am Rhein hatten wir den Mann, der diese Arbeit bewältigen ... und dem alten Meister eine ebenbürtige eigene Arbeit gegenüberstellen konnte»⁸. Zum Erscheinungsbild des «17. Jahrhunderts» gehörte nicht nur die umfangreiche Rekonstruktion der Decke. Auch Jochsäule, Rundbogen- und Renaissancetüre in der Eingangshalle wurden an Stellen eingebaut, wo es sie früher nicht gab.

Diese **historisierende Architektur** entspricht einer Denkmalpflege, die weniger konserviert, als vielmehr «vervollständigt». An Stelle der historischen Authentizität wird die ästhetische Gesamterscheinung in den Vordergrund gestellt. «Wer auch zu uns kommt, dem gefällt es ausnehmend gut ... Wem verdanken wir dies? Nur Ihnen allein, sehr geehrter Herr Müller, denn Sie haben mit Ihrem grossen Geschick und Ihrer Liebe zum Alten und Bodenständigen aus dem wohl äusserlich bemerkenswerten Bau ein wahres Kleinod von einem Bürgerhause gemacht.»⁹ (Geschwister Windler an Wolfgang Müller, Jan. 1949)



Abb. 18. Die nach dem Umbau entstandene Eingangshalle. Eine historische Neuschöpfung aus originalen, kopierten und nach-

empfundene Bauelementen verschiedener Jahrhunderte.
(Foto Hanslin, Stein)

Abb. 19. Nach der Renovation mit drei vom Kloster St. Georgen durch Wolfgang Müller hierher versetzten Korbgißern. Neue Erkergestaltung durch die Dekorationsmaler Hans Drenckhahn (Thun) und Alois Ebner (Schaffhausen). Auf der Ostseite das Wappen der Familie Windler, auf der Westseite dasjenige der Familie Gnehm. 1949. (Foto Hanslin-Zingerli, Stein)

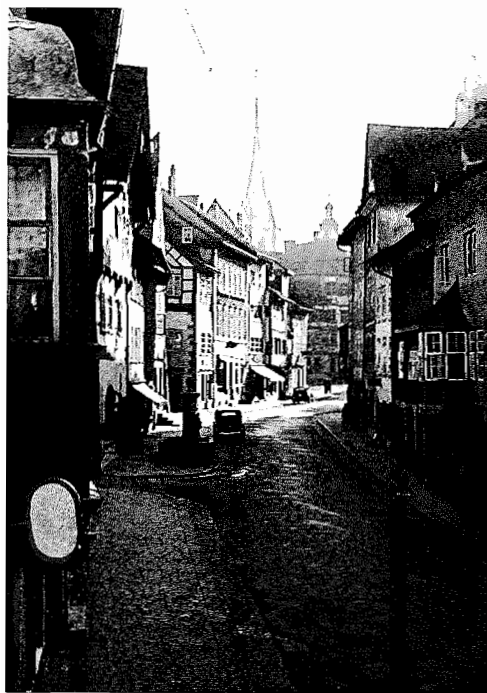
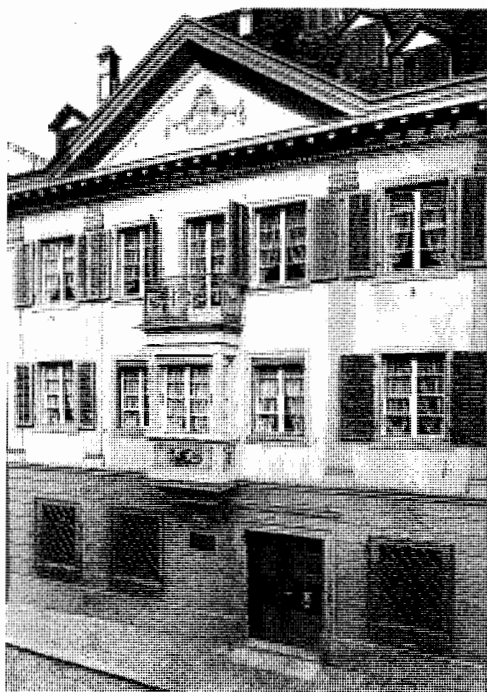


Abb. 20. Blick aus dem Erker zum Marktplatz, 1949.

Das heutige Museum nimmt – soweit möglich – Rücksicht auf diese letzte Bauphase, zumal Wolfgang Müller den «Lindwurm» ganz wesentlich mitgeprägt hat und seinerseits ein Stück Architekturgeschichte repräsentiert. Der Anspruch, das Ensemble mit Wohnhaus und Ökonomietrakt vollumfänglich im Bauzustand von 1850/60 zu zeigen, kann somit nicht ganz erfüllt werden. Das Museum vereinigt drei Elemente:

1. Die historischen Räume

Diese entsprechen in Möblierung und Ausstattung dem mittleren 19. Jahrhundert, der Zeit, in der Oberst-Lieutenant Johann Jakob Gnehm den «Lindwurm» mit seiner Familie bewohnte. Sie zeigen nicht (in der Art kunsthistorisch orientierter Ausstellungen) erlesene Exponate, sondern möchten auf möglichst anschauliche und lebendige Weise einen Eindruck ihrer damaligen Funktion vermitteln: Wozu hat ein Raum gedient, wer hat hier gelebt, was wurde hier gemacht? Die Möbel stammen fast ausschliesslich aus dem «Lindwurm» bzw. aus dem Nachlass von Prof. Dr. Robert Gnehm und seiner Tochter Marie.

2. Die modern gestalteten Ausstellungsräume

Trotz ihres z.T. historischen Aussehens stehen sie in keinem zeitlichen Zusammenhang zu den ausgestellten Objekten (16/17, Ausstellungsräume Familie Gnehm/ 19, Ausstellungsraum Hermann Knecht/ 24, Raum für Wechselausstellungen/ 25, Depot landwirtschaftlicher Geräte).

3. Die von Wolfgang Müller historisch nachempfundenen Einheiten

Sie stellten bereits zur Zeit der Erbauung (1947/48) in gewissem Sinn «musealisierten» Wohnraum dar (1, Eingangshalle/ 12, Äusserer Vorplatz/ 15, Innerer Vorplatz/ 18, Salon).

II. Der Museumsrundgang

Das Innere des «Lindwurm» präsentiert sich als eine vollständig eingerichtete «gutbürgerliche» Wohnung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Vom Erdgeschoss mit Keller und Waschküche führt der Rundgang in die «Beletage», die in typischer Anordnung eine zur Strasse hin orientierte Stube, eine Nebenstube mit Alkoven, einen Wohnschlafraum und die rückwärtsgelegene Küche aufweist. Im zweiten Obergeschoss befinden sich ein Bügel- und Kinderzimmer sowie ein eleganter Empiresalon. Anschliessend kann der Estrich besichtigt werden, der ebenfalls in seiner ehemaligen Funktion als Vorratsraum gezeigt wird.

Für Steiner Verhältnisse besonders typisch ist die starke gegenseitige Durchdringung von städtischer Lebensweise und Landwirtschaft. Durch die Laube des zweiten Obergeschosses gelangen wir zum zugehörigen Hinterhaus, einem ehemaligen Ökonomietrakt. Zunächst sind hier einfache Gesindekammern sowie eine ehemalige Sommerwohnung (Raum für Wechseiausstellungen) zu sehen. Der Dachboden dient als «Getreideschütte». Zum zweiten Stockwerk zurückgekehrt führen die Aussentreppen der Laube am Heustock vorbei in den Hof hinab, dem Zugang zur Stallung, Tenne und Wagenremise.

Alle Räume sind numeriert; der Rundgang ist mit Pfeilen markiert. Eine Übersicht befindet sich auf der hinteren Umschlagseite.

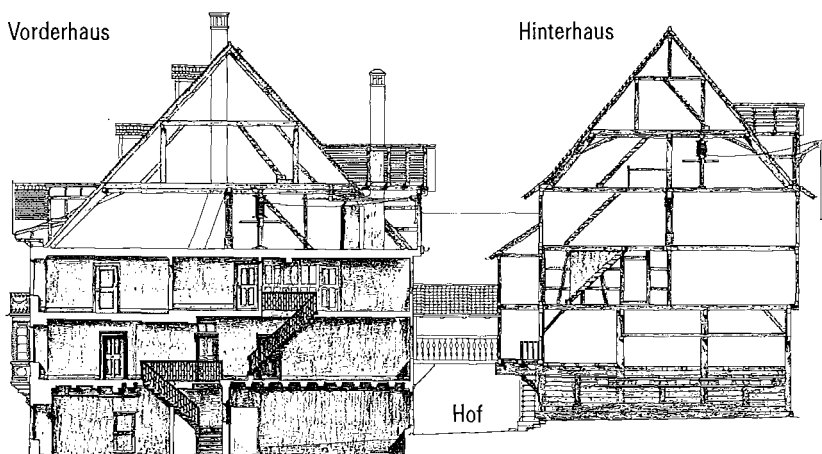


Abb. 21. Querschnitt durch das Wohnhaus mit zugehörigem Ökonomietrakt, 1919.
(Arch. H. Peter, Zürich)

Raum 1: Eingangshalle



Abb. 22.

Bauliches:

Die Eingangshalle entspricht in ihrer Breite dem östlichen der beiden mittelalterlichen Zeilenhäuser.

Die heutige Erscheinung geht wesentlich auf den Umbau durch Wolfgang Müller zurück (s. S. 19) und stellt eine Komposition aus vorhandener Bausubstanz, originalen, kopierten und historisch nachempfundenen Bauteilen dar. Ein altes Element ist der vordere Teil der mit Grisaillemalerei verzierten mittelalterlichen **Holzdecke**: eine für Stein am Rhein charakteristische Schwarz-Weiss-Malerei mit üppigem Blatt- und Rankenwerk, belebt durch Tier- und Vogelmotive. Sie wurde um 1700 auf den Deckenfeldern sowie den Balkenuntersichten angebracht. Während des Umbaus von 1819/20 entstanden die zweiflügelige **Eingangstüre** mit Oberlicht sowie das hölzerne, durch eine Rautengliederung geschmückte **Treppengeländer**. Die aus statischen Gründen notwendige Abstützung der Decke wurde durch eine mächtige Jochsäule mit Unterzug erreicht, einem Vorbild im Steiner Zeughaus nachgebildet. Die den Raum nördlich abschliessende **Rundbogentüre** ist eine Kopie des rechtwinklig dahinterliegenden Kellerportals von 1571. Das sandsteinerne Gewände bildet – vom Material her – eine Einheit mit dem gleichzeitig entstandenen, schräg darüberliegenden **Ovalfenster** sowie mit der Einfassung des Heizkörpers in Form eines Cheminées. Besonders dekorativ ist die mit verkröpftem Rahmen und Sturzkranz versehene Renaissance-türe der Westwand. Sie stammt aus dem 1712 erbauten Hinterhaus und wurde ebenfalls 1947 hierher versetzt.

Einrichtung:

Der baulich heterogenen Gestaltung der Halle entspricht die Art ihrer Einrichtung. Zentraler Blickfang des als Réception dienenden Raumes ist die historische **Trinkszene** mit zwei männliche Figurinen, beide in der Kleidung des mittleren 19. Jahrhunderts. Sie markieren das im Museum eher untervertretere männ-

liche Element und erinnern vage an die hier (allerdings hundert Jahre später) abgehaltenen Trinkgelage von befreundeten Alt-Scaphusianern. Daran gemahnt wohl der in die eichene Säule in Majuskeln eingeschnittene Spruch «*HIER BAUTE WOLFANGUS DER ARCHITEKT – HAT DABEI VOM 46ER GELECKT*». Ein Requisit dieser Zeit ist auch der in Bronze gegossene Hund Rex (s. Abb. 179).

Mobiliar: auf dem **Schrägpfofentisch** mit Schieferplatte (stark ergänzt) eine zinnene **Prismenkanne** (1789), daneben in einem ebenfalls zinnernen Servierteller «**Staaner-Gigen**», ein früher verbreitetes festliches Gebäck. Gepolsterte **Zungenstühle** mit Balusterfüssen und geschweiften Kreuztraversen (Nussbaum; Louis XIV). An der Ostwand eine stark beschlagene, eckverzinkte **Truhe** (Nussbaum), daneben eine Stabell mit geschnittener, ursprünglich nicht zu diesem Sitz gehörender Rückenlehne (Doppeladler, Nussbaum). Vor der Szene, an der Mittelstütze des Raumes, eine durch Wolfgang Müller angebrachte **Jagdtrophäe**. Der Holzschild mit einem auf geschnitztem Kopf montierten Hirschgeweih trägt folgende Inschrift: «*Peter Gnehm. Als ich war 14 Jahre alt, gieng ich mit Jägern hier in Wald. Ich als der Jüngste schoss darauf, den Hirsch als er wolt reissen aus. Weil ich den Hirsch gebracht ums Leben so hat man mier die Gwichte [Geweih] geben. 8.se[ptem]bris 1780.*»

Wandschmuck (v.l.n.r.): Links der Renaissancetüre ein durch Wolfgang Müller in die Wand eingelassenes Bronzerelief von Prof. Dr. Robert Gnehm (1852–1926; Karl Zimmermann, um 1915). Über der Cheminéeattrappe zwei ebenfalls seit 1947 dort hängende Tafelbilder in Öl: Links ein Brustbild von Hans Jakob Etzweiler-Hurter (1645–1715), Kornherr und Steiner Bürgermeister («Consul Lithopolitanus»). Rechts seine Nichte Anna Elisabetha Etzweiler (geb. 1678), Tochter des Goldschmieds und Schultheissen Johannes Etzweiler (Joh. Friderich Wilig, 1713). An der Ostwand ein Aquarell mit einer städtischen Ansicht, signiert «R. [Robert] Gnehm 1869». Im Bereich der Réception ein Ölporträt dieses auch künstlerisch veranlagten Naturwissenschaftlers (C. Stolz, 1927). Das bleiverglaste Fenster ist mit farbigen Standesscheiben von Zürich (1560) und Schaffhausen (1542) geschmückt, die letztere eine Kopie des Thuner Glasmalers Hans Drenckhahn (1917) nach dem Original im Steiner Rathaus.

Raum 2: Kontor

Bauliches:

Kleines Nebenzimmer mit geringer Raumtiefe. Vermutlich im 16. Jahrhundert entstanden für eine zur Hauptstrasse gerichtete Ladenlokalität. **Deckentäfer** des 18. Jahrhunderts mit profilierten Stossleisten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Gastzimmer benützt, nach 1947 Briefmarkenzimmer («Markenklausen») für Jakob Windler. Heute Garderobe und kleiner Sitzungsraum.

Einrichtung:

Im Fond ein nussbäumener zweitüriger **Schrank** (Louis XIII, 17. Jh.) mit gedrechselten, auf Konsolen abgestützten Säulen und hervortretenden Kassetteneinfüllungen. Sockel mit zwei Schubladen. **Schrägpfofentisch** mit Fussleiste (stark ergänzt).

Wandschmuck: An der Nordwand v. l. n. r. ein in Öl gemaltes Tafelbild (Brustbild) des Rotgerbers Johannes Etzweiler (geb. 1678), Sohn des Bürgermeisters Hans Jakob Etzweiler (Friderich Willig, 1713). Anschliessend zwei Ölporträts, vermutlich «*Hauptmann Lewerer mit Gattin, Stein am Rhein*»¹ (unsigniert, um 1800).

Seitlich der Türe zwei **Jagdtrophäen**. Rehbockgeweihe, auf geschnitztem und bemaltem Kopf, mit Schild (eines datiert 1770).

Raum 3: Keller

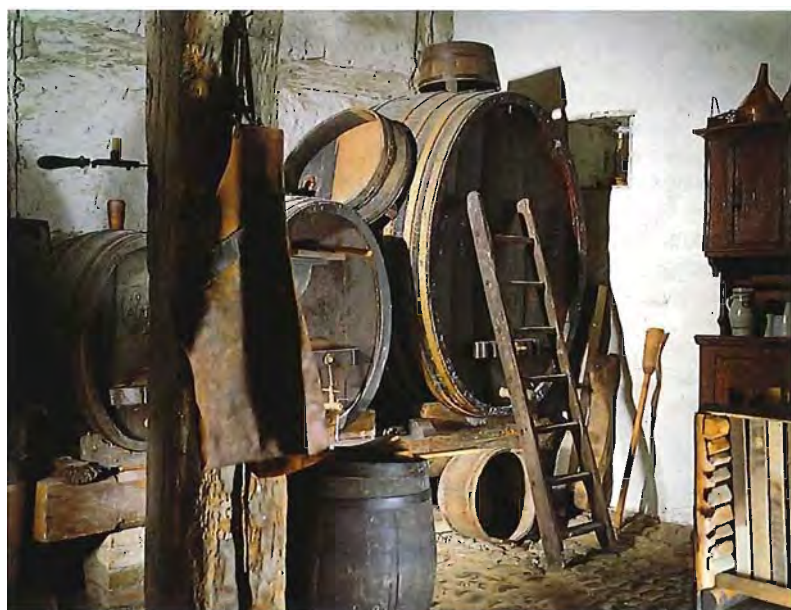


Abb. 23.

Bauliches:

Die das ganze Haus in Richtung Süd-Nord durchlaufende **Stockmauer**, die die ehemalige Grenze zwischen den beiden Einzelhäusern bildete, trennt den Keller vom Hausflur. Der sandsteinerne Rundbogen des **Eingangstors**, vermutlich bei der Zusammenlegung der beiden Gebäude entstanden, trägt die Jahrzahl 1571. Beim Umbau von 1947 wurde dieser Durchgang teilweise zugemauert und die bestehende zweiflügelige Eichentüre in den neu erstellten Torbogen zur Vorhalle eingebaut.

Der Keller, ursprünglich ein nicht unterteilter Raum, der sich bis zur Hoffassade erstreckte, weist die ältesten datierbaren Bauelemente auf. Eine dendrochronologische Untersuchung der **Deckenbalken** ergab ein Fälldatum der Eichenstämmen im Jahre 1278/79. Der südliche, durch die leicht abgesetzte Decke gut erkennbare und durch eine **Fachwerkwand** abgeschlossene Teil stellt eine spätere Erweiterung dar. Er war einst abgetrennt und separat zugänglich. Die ehemalige Eingangstüre von der heutigen Halle her, die vermutlich 1819 zugemauert wurde, ist an einer **Wandnische** mit Stichbogen in der Südwestecke des Kellers zu erkennen. Die freistehende eichene **Säule** mit Sandsteinsockel dient zur Abstützung des darüber liegenden Stubenofens. (Zum Kellerboden s. S. 32.)

Einrichtung:

Das **Fasslager** als wichtigste Einrichtung des Kellers vermittelt lediglich eine Idee vom Umfang des hier früher betriebenen Weinbaus. Der Ertrag des zum «Lindwurm» gehörigen, gut 67 Aren umfassenden Rebgrundes «im Huberli» wurde vornehmlich im gegenüberliegenden, sog. «grossen Keller» gelagert, der zugunsten der modernen sanitarischen Einrichtungen nicht mehr gezeigt werden kann.

Die drei **Ovalfässer**, das grösste noch mit den beim Zusammensetzen durch den Küfer angebrachten Kreidemarken versehen, fassen 1370, 490 und 208 Liter Wein.

Das grösste Fass mit angestellter **Fassleiter**, die beim Einfüllen mit der Butte benötigt wird; oben aufgesetzt ein hölzerner **«Weintrachter»**. Das mittlere Fass mit **Gärtrichter**, der den Luftzutritt verwehrt, Gärgase jedoch entweichen lässt. Links des Fasslagers diverses **«Rebgeschirr»**, das – um dem **«Verlächnen»** (Abgeschwinden des Holzes und Spaltenbildung) vorzubeugen – während des Jahres gerne an einem etwas feuchten Ort gelagert wird: **Butten**, kleine **Standen** und **Gelten**. In der Südostecke **Traubenstössel** zum Stampfen des Pressgutes vor der mechanischen Weiterverarbeitung sowie diverse Unterlagshölzer. Gegenüber des Fasslagers, an der hölzernen Trennwand zur Waschküche, ein abschliessbares eisernes **Weingestell**. Dem Schutz der **Flaschen** beim Transport dienten die **Stroh-hüllen**. Links anschliessend eine grosse **«Obsthurd»**, gefolgt von einem aus alten Rebstickeln zusammengebauten **Kartoffelbehälter**. Davor **Gelten mit Sand** zum Einschlagen von Gemüse.

Links der Eingangstüre ein aus einem alten Kästchen hergestellter **«Kühlschrank»**. Die herausgesägten Partien gegen Insekten und Nager mit feinmaschigem Gitter abgedeckt. Darüber, mit einem Sicherheitsabstand von der Wand, an der Decke montierte **«Brothangen»**. In der Ecke der obere Teil eines ehemaligen **Küchengestells**. Zuunterst **Fasszubehör**: Türchen, Riegel, Hahnen, Spunde und **«Knospen»**, getrocknete Blätter des Rohrkolbens, mit dem die Fugen der Fassböden abgedichtet wurden. Darüber verschiedene **Töpfe**, Hafnergeschirr und Steinzeug, zur Aufbewahrung von Schweineschmalz, Eiern, Essiggurken usw. Zuoberst



Abb. 24.

– wie auf der «Obsthurd» und dem Weingestell – verschiedene **Flaschen** für Essig, Schnaps, Most... Die grösseren mit Roggenstroh oder Weidenruten umwunden (**Schaubflaschen / Korbflaschen**).

Zur Unterbringung von Kleinmobiliar dienten häufig ausgediente Möbel, die im Wohn- oder Küchenbereich keine Verwendung mehr fanden. An der Westwand ein «**Gänterli**», darauf ein **Kupfertrichter** sowie **Gärspunde** aus Holz und Steinzeug, rechts der Eingangstüre der Unterteil eines **Küchengestells** mit charakteristischen Belüftungsöffnungen. Am Boden daneben eine **Beerenpresse**.

Im Bereich der «Stud» unscheinbare, aber notwendige Geräte: verschiedene, für die jährliche Fassreinigung verwendete **Bürsten**; **Flaschenputzer**. Mit dem hölzernen **Hammer** konnte durch Beklopfen des Fasses der Füllungsstand «erhört» werden. Zur Beleuchtung des Raumes eine ins Holz einsteckbare **Kerzen-Kellerlampe**. In der südwestlichen kleinen Wandnische ein weiterer **Kerzenleuchter** mit gedrechseltem Fuss und in der Höhe verstellbar. **Ratten- und Mausefallen**.

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 132)

Raum 4: Waschküche



Abb. 25.

Bauliches:

Die über eine steile **Sandsteintreppe** erreichbare Waschküche entstand durch Unterteilung des Kellers. Mit Ausnahme der hölzernen Trennwand wird dieser Raum durch die mittelalterliche **Haus-** oder **Parzellenmauer** umschlossen. Balkendecke von 1278/79.

Auf der Nordseite zwei gemauerte «**Sechtofen**» (Waschherde) unterschiedlicher Grösse, mit gusseiserner bzw. sandsteinerner Deckplatte. Der Rauchabzug erfolgte ursprünglich durch einen an der Fassade hochgezogenen Aussenkamin. Der Verlauf des Fuchses (Rauchabzugskanal) ist an einer unterhalb der Decke leicht vorkragenden Sandsteinplatte zu erkennen.

Einrichtung:

Zentrales Sujet des Raumes ist eine nachgestellte Wäscheszene. Eine **Waschfrau** mit Schürze und Kopftuch ist eben damit beschäftigt, gesiebte Asche auf das **Aschentuch** eines hölzernen **Zubers** zu schütten. Dieser enthält eingeweichte Wäsche und steht etwas erhöht auf einem **Bock**, um eine **Gelte** zur Aufnahme des Schmutzwassers unterschieben zu können. Heisses Wasser steht im «**Sechtkessi**» bereit, die «**Schöpfe**» ist daran angelehnt.

An den wenigen freigebliebenen Plätzchen Wäschereigerät aller Art: verschieden grosse ovale und runde **Standen** und **Zuber**, auf dem linken Fenstersims ein geripptes **Waschbrett** und ein **Blasbalg**; grosse **Waschbretter** mit aufklappbaren Beinen platzsparend in der Ecke neben der Treppe. Auf dem rechten Fenstersims hölzerne **Schöpfer**, **Seifen** und **Bürsten** sowie ein zum Einseifen der Wäsche benötigter «**Rosshaarriebel**». Ein abgedecktes Glas enthält pulverisiertes Ultra-

marin: In kleine Gasesäckchen geschnürt wurde es mit warmem Wasser übergossen und die Lösung tropfenweise dem letzten Spülwasser beigegeben. Es verlieh der Wäsche ein frisches, zart bläulich-weisses Aussehen (**Wäschebläue**). Aufgehängt an der Wand eine durch zwei Personen getragene **Wäschebahre** zum Transport an den Aufhängeplatz; dieser befand sich ausserhalb der Stadtmauer vor dem Untertor (heute Autoparkplatz).

Links des Herdes in der Ecke **Brennholz**, darauf zwei langstielige **Schöpfkellen**, mit denen bei der Schlachtung Würste aus der Brühe gehoben wurden. Zum Herausholen der Wäsche aus dem heissen Wasser dienten die auf dem Herd liegende **Wäschekelle** sowie die zweizinkige hölzerne **Wäschegabel**. Rechts der Feuerungsanlage am Boden eine ausgediente kupferne **Wassergelte mit Asche**. In der Ecke eine aus Zinkblech verlötete, braun gestrichene **Badewanne** sowie eine flache, mit Ausguss und Griffen versehene **Gelte** zum Waschen der Füsse.

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 124)

Raum 4: Gerberei

Bauliches:

Gegerbt wurde hier nur während ca. zwanzig Jahren zu Beginn des 18. Jahrhunderts; die Werkstätte belegte den Kellerraum von der vorderen Eingangstüre bis zur Fensterfront. (Dies ist heute noch an den im Deckengebälk angebrachten **Bohrlöchern** zu sehen, in die hölzerne Haken geschlagen wurden, um an langen Stangen Häute und Felle aufhängen zu können.) Zu den Betriebseinrichtungen gehörten die beiden aus Ziegelsteinen gemauerten **Gerbgruben**, von denen die grössere offen, die kleinere zugedeckt gezeigt wird, so wie sie sich später, nach der Einstellung des Handwerks, präsentierte. Eine **Feuerungsanlage** bestand mit grosser Wahrscheinlichkeit schon zur Zeit der Gerberei, zumal für die Herstellung der «Farbe» (Lohbrühenextrakt) heisses Wasser benötigt wurde. Der **gepflästerte Boden**, mit einer breiten, mit Tonplatten belegten Partie und einer Abzugsrinne für das Schmutzwasser, dürfte damals entstanden sein.

Einrichtung:

Die Gerberei stellt innerhalb des Museumskonzeptes eine Art Fremdkörper dar, da in den historischen Räumen sonst durchwegs ein Zustand um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu sehen ist. Aufgrund der veränderten Raumverhältnisse kann sie nur andeutungsweise gezeigt werden und ist keineswegs vollständig.



Abb. 26.

Im Vordergrund ein «**Gerberbaum**» oder «Scherbock», auf dem eine Haut mit dem **Schabeisen** gesäubert wird. Dahinter ein **Fass** mit **Rührscheit** zur Aufnahme der «Farbe» (Vorgerbung).

An einer an die Wand gelehnten **Holztafel** die zur Vorbereitung und Zurechtung des Leders erforderlichen Geräte. V.l. n. r.: Ein «**Crouponniermesser**» zum Spalten der Rohhäute; ein «**Putzmesser**»; ein «**Falzeisen**» zum Egalisieren, d. h. dünner Schaben des lohgaren Leders auf der Fleischseite; ein «**Scherdeggen**» zum «Abfleischen»; ein zum Schärfen dieses Instrumentes verwendetes **Abziehleder**, mit einer Schnur um die Hüfte gebunden und bei Gebrauch an den Oberschenkel gedrückt; ein scharfes, aus einem alten Sensenblatt angefertigtes «**Schabeisen**»; ein stumpfes «Schabeisen» zur Reinigung und «Façonierung» der Fleisch- und Narbenseite.

Rechts daneben ein langstieliges «**Schwödelholz**», mit dem die Häute in die Grube gedrückt wurden; darüber eine kleine, schwarz beschichtete **Anschreibetafel**, um mit Kreide den Beginn einer Gerbung oder Konzentrationen der «Farbe» zu notieren.

Links der Werkzeugaufstellung ein Set mit **Prägestempeln** zum Markieren der Häute; sie sollten auch nach der Gerbung wieder identifizierbar sein. Mit der zweizinkigen **Gabel** wurden die an der Decke aufgehängten Häute emporgehoben.

Der «Galgen» oder «**Schlichtrahmen**» (Holzwand rechts) war eine fest montierte Einrichtung, um mit dem «**Stollmond**», einer runden, scharfkantigen Metallscheibe, das gegerbte Leder gleichmässig dünner zu schaben, zu «schlichten». Es wurde dabei durch verkeilte waagrechte Holzlatten oder Klammern festgehalten und mit einer um den Leib gebundenen «**Schlichtzange**» gespannt. Auf diese Weise blieben die Hände für die Arbeit frei.

Links an der Wand ein «**Pantoffelholz**», ein mit Kork beschichtetes, mit Armschlaufe und Handgriff versehenes gewölbtes Brett, um eine ebenmässig glatte Oberfläche zu erzielen. Dabei faltete man das Leder mit der Narbenseite zueinander, zog den oberliegenden Teil abwechselnd von sich weg und zu sich hin, während die Falte im Rollen durch das Instrument niedergedrückt wurde. Der als Arbeitsunterlage benötigte Tisch kann aus Platzgründen nicht gezeigt werden.

Am Boden darunter ein **Brettrahmen** zum Aufspannen von kleineren Fellen. Links anschliessend ein Korb mit verbrauchter **Eichenlohe**. In der **Werkzeugkiste** eine Anzahl Schaber sowie Stosseisen mit eisernem, steinernem oder gläsernem Einsatz («**Stahlreck**»/«**Blanchiereisen**», «**Steinreck**», «**Glasreck**») zum Zurechten bzw. Flachstossen des Leders. Zum Ablegen der bearbeiteten Stücke diente der **Lederbock**.

(Unmittelbar nach der Museumseröffnung setzte in der Gerberei spontan der Brauch ein, in die offene Gerbgrube kleine Münzen zu werfen. Der gemauerte Schacht, der sich zeitweilig durch Grundwasser etwas anfüllt, gemahnt offenbar an einen glückbringenden Brunnen.)

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 198)

→ Fortsetzung des Rundgangs nicht im Hinterhof, sondern im ersten Obergeschoss.

Raum 5: Äusserer Korridor (Süd)

Bauliches:

Der Korridor, Zugang und Grenze zu den der Familie vorbehaltenen Räumen der Wohnung, erhielt sein heutiges Aussehen hauptsächlich durch den Gesamtumbau in den Jahren 1819/20. Damals entstanden die ins zweite Obergeschoss führende, mit Kindertürchen versehene **Treppe** im Empirestil sowie die **Deckenstukkatur** mit Randborten und Blumen in den Ecken. Der hofseitige Abschluss wurde 1922 samt dem anschliessenden Laubengang entfernt und 1992 wieder in den Zustand vor jenem Umbau zurückversetzt. Der buchene **Parkettboden** mit Fischgratmusterung ist eine Erneuerung eines älteren Bretterbodens aus der Anfangszeit des 20. Jahrhunderts.

Einrichtung:

Rechts der durch eine Zimmerlinde verdeckten Fensternische eine angeordnete Sitzgruppe mit **Polsterstühlen** der Stube, einem kleinen **Guéridon** (Rundtischchen, Louis Philippe) sowie einem hochrechteckigen, auf einem Sockel stehenden **Empirespiegel**. Das Dekor des vergoldeten Holzrahmens mit Basis, Gebälk und Kranzgesims weist Ranken, Blumen, Palmetten, Akanthus- und Wasserblätter auf. Der an dieser Stelle platzierte Spiegel erlaubte es Gästen, vor dem Eintreten ins Innere der Wohnung noch einen letzten Blick auf ihr Äusseres zu werfen.

Besonders zu beachten ist das in der Ecke zwischen Fenster und Spiegel am Boden montierte geschmiedete **Fusspedal**, mit dem die Eingangstüre durch einen Mechanismus geöffnet werden konnte. (Es wurde allerdings erst durch Emma Windler nach 1947 angebracht. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gehörte es zum guten Ton der Hausfrau, an der Türe nicht selbst zu erscheinen, sondern sie durch ein Dienstmädchen öffnen zu lassen.) Über dem Treppenaufgang die **Hausglocke**.

Wandschmuck: Drei entlang der hölzernen Trennwand zur Stube und Küche angebrachte Pferdebilder (Kolorierte Lithographien 1832; Victor Vincent Adam [1801–1866]).

Raum 6: Stube



Abb. 27.

Bauliches:

Die Stube mit ihrem in der Mittelachse liegenden **Kastenerker** ist zentraler Bestandteil der 1819/20 entstandenen Ausstattung in diesem Geschoss. Die lasierten eichenen **Füllungstüren** mit Kastenschlössern aus Messing stehen in starkem Kontrast zum eher schlichten, zartgrün gestrichenen Wand- und Deckentäfer. Der ursprüngliche Bretterboden wurde wie im Korridor nach der Jahrhundertwende durch **Parkett** mit Fischgratmusterung ersetzt. In der Nordwestecke steht ein weisser **Kachelofen** des Spätempire, der sich durch seine hohe, schlanke Form sowie das Dekor (im Giebfeld einander zugekehrte Sphinxen, Manganmalerei; palmettengeschmückte Kapitelle der Eckpilaster) stark von bäuerlichen Stubenöfen der Epoche unterscheidet.

Einrichtung:

Gemäss dem Geschmack der Zeit sind die Möbel in kleinen, geschlossen wirkenden Einheiten angeordnet.

Herzstück der Stube ist die durch Westfenster und Rückwand begrenzte **Sitzgruppe**, die durch den **Teppich** (Kirman Laver, alt) zusätzlich unterstrichen wird. Zwei elegant-städtisch, d. h. französisch gekleidete **Damen** unterhalten sich über Textilmuster.

Das Möbelensemble im Stil Restauration/Louis Philippe umfasst zunächst einen **Rundtisch** mit vasenförmiger Stütze auf dreipassig eingezogener Fussplatte. Sitz, Rückenlehne und Seitenwangen des **Sofas** sind entsprechend dem Streben nach Behaglichkeit mit weinrotem Stoff überzogen. Die Füsse sind als Rosette mit darübergelegtem horizontal gelapptem Blatt ausgebildet. Dasselbe Motiv wiederholt sich an der Basis der volutenförmig geschweiften Armlehnen. Die **Stühle**, auf der gepolsterten Sitzfläche ebenfalls mit demselben Stoff überspannt – die beiden **Fauteuils** auch an der Lehne – weisen vorne geschweifte, hinten säbelförmige Beine auf. Nach hinten schwingende Rückenlehnen mit gerilltem Mittelsteg

und ausgesägte Versprossung. Über dem Sofa – als Variante zum dort häufig angebrachten Spiegel – eine schwarze, mit Goldblümchen bemalte **Neuenburger-Pendule** (Louis XV, um 1830). Links und rechts, in symmetrischer Anordnung, dunkel gerahmte **Miniaturporträts**. Auf dem Tisch, neben einem Schälchen mit **Schaffhauser-Leckerli**, eine «**Französische Lampe**» mit kanneliertem Säulenfuss und viereckigem Sockel (Abb. 28). Auf dem Fenstersims zwei **Lichtschirme** mit transparentem Blumendekor. Kombiniert mit einer Kerze oder vor eine Öllampe gestellt sorgten sie für ein leicht gedämpftes, angenehmes Licht.



Abb. 28. «Astrallampe» aus bemaltem Blech mit charakteristischem hohem Säulenfuss (H. 51, Ø 23 cm). Das Brennstoffreservoir ist aufgrund der Zähflüssigkeit des Rüböls nicht wie bei den späteren Petrollampen unterhalb des Brenners, sondern auf gleicher Höhe – und um Schattenwurf zu vermeiden – im Haltekranz des Schirmes untergebracht. Dieser besteht aus einer gläsernen Glocke oder einem kegelförmigen Reflektor aus Metall (Abb.). Wurde der Brennaufsatz in eine andere Halterung gestellt, diente die Lampe auch etwa zum Warmhalten von Speisen. (Ein identisches Exemplar dieser 1809 in Paris gemachten Erfindung, die um 1820 zur «Sinumbralampe» – sine umbra = ohne Schatten – weiterentwickelt wurde, ist auf Abb. 86 dargestellt.)

Den Ansprüchen des bildungsbestrebten Bürgertums entspricht der nussbaumfurnierte **Sekretär** (Schreibtisch; Biedermeier/Restauration, um 1830) mit verschiedenen **Schreibutensilien** (Tintengeschirr aus Keramik mit Sandstreuer, Federn, Radiermesser, Petschaften und Siegellack, Reisszeug usw.). Auf der Deckplatte ein schon damals alttümlicher **Globus** des 17. Jahrhunderts (datiert 1602/1667), eine «**Real-Encyclopädie** (*Conversations-Lexikon*) für die gebildeten Stände» (1820) sowie eine mehrbändige «**Geschichtsbibliothek**» (1836 f.). Daneben eine messingene, in der Höhe verstellbare vierflammige «**Studierlampe**» mit erhöhtem Ölbehälter (1. H. 19. Jh.).

In der zwischen Sekretär und Fenster gebildeten Wandnische, unweit des **Käfigs** für den Kanarienvogel, zwei **Daguerreotypen** mit Familienporträts (um 1845/50). Diese auf versilberte Kupferplatten fixierten Unikate waren die Vorläufer der beliebig reproduzierbaren Fotografien; als Wandschmuck traten sie an die Stelle der in der Biedermeierzeit so ausserordentlich beliebten Miniaturmalerei.

Ein eher «weiblicher Bereich» bildet die Erkernische mit dem ledergesteppten **Sitzbänkchen** (Kopie), **Fussschemel** (Nussbaum; Biedermeier) und **Guéridon** (nussbäumenes Nähtischchen mit runder Platte und Säulenfuss auf dreipassig eingezogenem Sockel; Biedermeier). An der Seitenwand ein **Ölgemälde** dieser Partie von 1895 (s. Abb. 88), gegenüber ein viereckig gerahmtes **Rundmedaillon** von Walter Gnehm als Kind (Tempera auf Papier, um 1890). Ein ausschliesslich von Frauen verwendetes Möbel ist das auf einem Teppich (Ghom mit Seide, alt) beim Ofen platzierte **Arbeitstischchen** (Nussbaum furniert, geschnittener Fuss mit Seitenwangen und Verbindungssteg; Louis-Philippe). In der Schublade **Nähzubehör**, eine Lorgnette (Stielbrille) und ein Zwicker, das zugehörige Etui mit Perlensticke-

rei. Darüber zwei auf Karton bzw. Elfenbein gemalte **Porträtmedaillons** (um 1800 bzw. 1850).

Allgemein benützt wurde der zum Essen gedeckte **Rechtecktisch** (Nussbaum; gerade, am Ansatz zusammengezogene Füsse mit Kannelüren; Louis XVI). Zum Herbeirufen des Dienstmädchens diente der neben der Türe montierte **Glockenzug** (Straminstickerei mit Mäander und Blumen; Griff aus gepresstem Messing). Die Bestuhlung besteht im Gegensatz zur gepolsterten Sitzgruppe aus einfacheren **Biedermeierstühlen** mit Jonc-Geflecht.

Im doppeltürigen **Einbaukasten** ist Zubehör zur Tafel untergebracht, Tischwäsche, Geschirr und in den untern Schubladen silbernes Besteck. In den Abteilen oben links Gegenstände aus Glas, teilweise mit Schliffdekor: Schnapsflaschen mit Zinnverschluss, ein Deckelhumpen, Karaffen, Gläser für Wein, Schnaps, Liqueur und Champagner (18./19. Jh.). Dazwischen eine reich gravierte, zinnene Schüssel, wie sie üblicherweise zu wohlhabenden bürgerlichen Haushalten gehörten (Abb. 29).

Abb. 29. Zinnene Deckelschüssel mit Hirschknopf, Hirschfüssen und Rokokogriffen (H. 19, Ø 22,5 cm). Ein 1794 datiertes Hochzeitsgeschenk an Joh. Heinrich Ambühl, Ehrenmitglied der Jäger-Compagnie. Unter dem Dutzend auf dem Deckel eingravierten Donatoren ist auch ein Peter Gnehm, Ziegler, aufgeführt (Obervogt und Stadtrat Peter Gnehm-Etzwiler [1740–1814], Grossvater von Oberst-Lieutenant Johann Jakob Gnehm).



In den unteren Abteilen zunächst ostasiatisches Teegeschirr mit farbigen Chinoiserien (Porzellan, Bemalung in Sepia, gold und rot; 18. Jh.); in der Ecke ein Konfektschälchen sowie eine Kanne (henkellose Schale zum Ausspülen der Teetassen). Im zweituntersten Regal ein Kaffeeservice aus Zürcher Produktion (Fayence; Kilchberg-Schooren, 2. H. 18. Jh.). Krüge und Koppchen (henkellose Tässchen) mit zugehörigen Unterschalen im Umdruckverfahren mit Landschaftsszenen geschmückt. Daneben farbig bemaltes Meissen-Porzellan. Zuunterst Porzellanteller mit rotem Kornblumendekor (Nyon, 1795–1804), beige stellt zwei Fayencekoppchen mit charakteristischer tiefer Untertasse, verziert mit zarten Blumengirlanden (Kilchberg-Schooren, Fabrikat Nägeli, 1820–26).

Im Kasten rechts Tassen und Teller mit ostasiatischem Dekor (Exportporzellan, blaue Chinoiserien und Bordüren; China, um 1700). Darüber eine cremefarbige Deckelterrine mit Ornamenten und allegorischen Darstellungen (Fayence, Unterglasurdruck; Paris, Stone, Coquerel et Legros d'Anisy, 1808–1818) sowie eine Bonbonnière (Steinzeug, Unterglasurdruck; Grigney [Frankreich], 2. H. 19. Jh.)².

Das auf dem Esstisch gedeckte **Porzellanservice** mit buntem Pflanzendekor ist wohl eine liebhabermässig entstandene Einzelanfertigung aus dem Besitz der Familie Gnehm (signiert Dora Trachsler, Zürich [18]94). Ebenfalls zu erwähnen das – aufgrund der Temperatur – hinter dem Ofen etwas versteckt aufbewahrte **Essigfass** (Steinzeug mit Blaudekor und Salzglasur). Es diente zur Herstellung von Essig, der durch Zugießen von Wein an die darin befindliche «Esigmutter» nach Bedarf erzeugt werden konnte.

Raum 7: Nebenstube



Abb. 30.

Bauliches:

Die Ausstattung der Nebenstube fällt mit der Neugestaltung der Stube (1819/20) zusammen. Einfache Vertäferung von **Wänden** und **Decke** mit hoch- bzw. langrechteckigen grossflächigen Feldern; dreitüriger **Einbaukasten**. Der tannene **Bretterboden** mit eichener Einfassung wurde gemäss einem Vorbild des zweiten Obergeschosses erneuert. Rückwärts zum Hausinnern gerichtet ein durch eine Stichbogen-Verblendung abgetrennter **Alkoven**. Dieser wies im 19. Jahrhundert neben der Türe zum Korridor ursprünglich auch einen Durchgang zum nördlich dahinterliegenden Zimmer auf.

Einrichtung:

Zentrales Thema dieses Raumes ist die um die Mitte des letzten Jahrhunderts noch nicht scharf vollzogene Trennung zwischen Wohn- und Schlafbereich.

Der zur Strasse hin orientierte Hauptraum ist vorwiegend zur Anfertigung weiblicher Handarbeiten reserviert. Am nussbäueren **Rechtecktisch** (Biedermeier) sind zwei Arbeitsplätze für **Klöppelkissen** eingerichtet. Das eine, runde Kissen besitzt eine Drehvorrichtung, um das Klöppeln verschiedenster Formen zu ermöglichen; das andere ist ein typisches Steckborner Kissen, eine sog. «Würckkiste». (Man sagte in Steckborn nicht «klöppeln», sondern «würcken» – ein Ausdruck, der auch in Stein gebräuchlich war.) Es handelt sich dabei um ein pultartiges Kistchen mit schwarzem Wachstuchpolster, einer eingelassenen Rolle und Schublade. Dazu gehörten auch die ebenfalls typischen Steckborner Klöppel mit kugelförmigem Ende, «Düntel» genannt.

Beim Klöppeln werden die Fadenpaare durch Kreuzen und Drehen zu Spitzen verflochten. Während in Steckborn vom Ende des 18. bis zu Beginn des

20. Jahrhunderts berufsmässig in Heimindustrie für den Handel geklöppelt wurde, klöppelte man in Stein «zur Unterhaltung». Wohl benutzten «gutbürgerliche» Steinerinnen Steckborner Kissen und Klöppel, zogen es aber vor, ihre Muster (Klöppelbriefe) schon vor dem ersten Weltkrieg aus Modezeitschriften der Schweiz und Deutschlands zu beziehen. Es galt als Ehrensache, die Wohnungen mit selbstgeklöppelten Vorhängen und mit selbstgeklöppelter Tisch- und Bettwäsche zu schmücken.

Neben den beiden Kissen ein Körbchen mit Zubehör und ein an der Tischkante montiertes **Klöppelspulrad**. Das unmittelbar dahinter angebrachte Wandbild zeigt **Rosshaarspitzen**, wie sie im 19. Jahrhundert auch in Steckborn gefertigt wurden. Hier mit modischen Strohapplikationen aus dem Kanton Aargau.

Ein weiterer Arbeitsplatz befindet sich am Fenster: ein einfacher **Biedermeierstuhl** vor einem **Nähkissen** auf Balusterständer mit Schublädchen für feine Stickarbeiten (Nussbaum, Mitte 19. Jh.).

Im zu Ausstellungszwecken umfunktionierten **Einbaukasten** finden sich neben Schneiderutensilien wie Ellen, Scheren, Nadelkissen, Handnähmaschine (A.v. Humboldt, 2. H. 19. Jh.) vor allem Handarbeitsmaterial und Zubehör wie Garne, Stoffe, Anweisungen, Musterbücher usw. Besonders zu erwähnen sind die Sammlung von Klöppelbriefen sowie ein weiteres Steckborner Klöppelkissen mit Jahrzahl 1851 und Monogramm in Kerbschnitzerei. Anhand zahlreicher angefangener und fertiger Arbeiten können verschiedene textile Techniken wie Sticken, Häkeln, Stricken, Filetarbeiten usw. gezeigt werden. Ebenfalls zu sehen sind Flick- und Stickmusterstücke. Dass wohlhabenden Damen auch kostbare Utensilien zur Verfügung standen, zeigen die reichhaltigen, geschmückten Nähschatullen, Nähkästchen und Accessoires wie elfenbeinerne Fadenbehälter, Fadeneier usw. Sie symbolisieren den Stellenwert, den die Anfertigung feiner Handarbeiten gerade für sozial höher gestellte Frauen hatte (Kasten Mitte). Im Kasten beim Fenster hängt neben unscheinbareren Kleidungsstücken der weiblichen Garderobe ein besonders schönes schwarzes Wollkleid mit grünem Aufdruck (um 1860). Am Boden verschiedene Schnür- und Knopfstiefel.

In der Südwestecke ein zierlicher **Damensekretär** (Schreibschrank mit Klappdeckel; Nussbaum furniert, Anf. 19. Jh.), darauf eine **Stehuhr** mit ovalem Marmorsockel und figürlichem Aufbau (sign. Wildberger à Schaffouse; Napoleon

Abb. 31. Nähschatulle aus Kirschbaumholz (L. 18,5 x B. 9 x H. 6,5 cm). Ornament mit facettierten Stahlperlen, Griff und Kugelfüsse versilbert. Die Arbeitsinstrumente, Stickscheren, Pfriem, Nadel und Nadelbehälter, Häklein, Fingerhüte und Fadensterne aus Stahl, Elfenbein und Perlmutter gefertigt. Der stark reliefierte Flacon aus Pressglas enthielt Parfüm («Riechfläschchen»), möglicherweise wurden damit aber bloss Nähadeln und Finger gereinigt³. (Schaffhausen; hergestellt in Paris, um 1840).



III). Rechts an der Wand ein schwarzgerahmtes **gesticktes Bild**, Kind mit Buch vor Vogelkäfig (Straminstickerei; Mitte 19. Jh.). Unweit daneben ein hochrechteckiger, vergoldeter Spiegel (Empire). Auf dem Fenstersims ein gusseiserner **Lichtschirm mit Lithophanie**: eine in Biskuitporzellan eingepresste bildliche Darstellung, die bei Lichtdurchfall aufgrund ihrer unterschiedlichen Dicke reliefartig hervortritt. Hier ein Mädchen vor ländlichem Hintergrund. Solche Licht- oder Porzellanbilder erfreuten sich um die Jahrhundertmitte grosser Beliebtheit.

Die rückwärtige, fensterlose Nebenkammer dient als Schlafraum. In der Nordwestecke ein **Biedermeierbett** (Nussbaum furniert; Kopf- und Fussende oben leicht ausgestellt, gebogte Seitenwangen) mit dazugehörigem **Nachttischchen**, darauf ein **Kerzenstock** aus Messingblech. Zu Füssen des Bettes ein gepolsterter **Fusschemel** mit eisernen Schienen, der auch als Kinderschaukelstuhl gedient haben mag (rotes Wolltuch mit Wollstoffapplikationen und Wollgarnstickereien; 2. H. 19. Jh.). Über dem Bett eine Anzahl kleinformatiger, volkstümlicher Bildchen, die hier nicht nur als **Wandschmuck** (Blumengebinde in geprägter Goldfolie und farbigem Papier), sondern auch als Erinnerung an geliebte Personen dienen (*«Liebend gedenk ich dein»*; Papier mit Goldprägung). Die Anfertigung von Bildern aus Haaren kam gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf und wurde im 19. Jahrhundert populär. Die beiden als Blumenbouquet und Monogramm gestalteten Bildchen sind Totenandenken und wurden höchstwahrscheinlich aus den Haaren der Verstorbenen geflochten. Im Bereich des Bettes ein bestickter **Rundschemel** (Petit point), Schuhe sowie ein geschmiedeter Schuhlöffel. Bücher, vor allem **Andachtsliteratur** in der als Regal ausgebauten Wandnische. Farbige bemalte **Holzschatullen** (18./19. Jh.) zur Aufbewahrung von Handarbeiten und Nähzubehör, zuunterst zwei runde **Klöppelkissen**.

Gegenüber des Bettes eine mit Wäsche gefüllte **Kommode** (Nussbaum furniert; gerundeter vierschübiger Korpus mit geschweiftem Kopfteil; Biedermeier). Darauf ein halbhoher schwenkbarer **Spiegel** in Rahmengestell (Korpus mit Schubladen – darin Toilettenzubehör, Säulen mit ebonisierten Basen und Kapitellen; um 1820). Neben der Kommode als zusätzliche Abstellfläche ein kleines **Arbeitstischchen** (Acajou furniert; rechteckiger Korpus, runde Säulenstütze mit dreipassig eingezogener Bodenplatte und Säbelfüssen; Biedermeier). Darauf ein in der Art einer Modellkommode gestaltetes **Schmuckkästchen** (Nussbaum furniert; drei nach vorn geschweifte Schubladen, gedrechselte Füße; 2. H. 18. Jh.). **Wandbild** mit Blumenkranz in Strohmarketerie (Strohklebbild).

Raum 8: Innerer Korridor

Bauliches:

Der rechtwinklige Korridor durchstösst die in der Hausmittelachse liegende ehemalige **Parzellenmauer** aus mittelalterlicher Zeit. Der mit einem Stichbogen versehene Durchgang entstand vermutlich im Jahre 1571. In der Südwestecke ein für Bürgerhäuser typischer **Heizkamin**: Hinter einer auf der Innenseite mit Blech beschlagenen Holztüre, von leicht vorkragenden Sandsteingewänden umgeben, befindet sich die vom Flur aus bediente Einfeuerungsvorrichtung für den Stubenofen. Gegenüber der Küche ein doppeltüriger, in der Stockmauer – vermutlich anstelle eines früheren Durchgangs – ein einfacher **Wandschrank**. Tannener **Bretterboden**.

Einrichtung:

Im Bereich der Ofeneinfeuerung eine langstielige «Ofenkrücke» (Entfernung der Glut vor dem Backen), ein hölzerner sowie ein eiserner, zum Herausnehmen der Asche umfunktionierter «Schüssel» (Brotschieber).

Bei der Stubentüre ein gedrechselter, eichener **Schirmständer**. Verschiedene Schirme, Stöcke mit verziertem Knauf. Der offen gezeigte **Wandkasten** enthält Wichtiges und weniger Wichtiges aller Art: zuunterst Wäsche, vorwiegend für den Küchengebrauch. In den Geschirrabteilen besonders zu erwähnen eine grosse Fischplatte (Porzellan) sowie eine «Veilleuse» (Porzellan; 19. Jh.). Diese bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bekannten, mit einem Ölbrenner versehene Wärmvorrichtung, hier für Tee, erfreute sich vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts grosser Beliebtheit. Im oberen Regal befinden sich zur Zeit nicht benötigte Vasen und Nippsachen. Im Vordergrund ein ausser Gebrauch gekommenes zinneres «Sugerli» (Wasserkesselchen für Stubenbuffet) und eine Dochtschere (18./19. Jh.). Zuoberst nur sporadisch benutzte Gegenstände zur persönlichen Hygiene und Krankenpflege (Leinenbinden, verschiedene Töpfchen, Mittel der Hausapotheke, Klistierspritzen usw.).

Im nördlichen Bereich des Ganges eine **Vitrine** mit verschiedenen Spitzen und zu ihrer Anfertigung benötigten Instrumenten, Klöppel, Frivolité-Schiffchen usw. Am Boden der für männliche Hausbewohner unentbehrliche **Stiefelknecht**, mit einem für das 19. Jahrhundert typischen lyraförmigen Gestell und bestickter Stoffbespannung. Im nördlichen **Einbaukasten** hängen Kleidungsstücke verschiedener Art, u. a. ein dreiteiliger Frackanzug und eine Damenjacke aus schwarzem Wolltuch mit Posamenten-Verzierung und Nerzkrawatte. Schwarzer Abendbeutel mit Frivolitätenarbeit auf Tüll. Im oberen Gefach ein Muff, eine Pelzmütze, eine Reisedecke und Kleiderhüllen, alle mit gesticktem, buntem Monogramm versehen.

Wandschmuck: Links und rechts des kleinen Schlafzimmerfensters zwei goldgerahmte Bleistift-/Farbstiftzeichnungen mit humoristischen Jägerszenen (signiert Franz Seiler, 1864).

Raum 9: Schlafzimmer



Abb. 32.

Bauliches:

Zweiteiliger Raum, der hofwärts durch die **mittelalterlichen Hausmauern** umfasst wird. In der Nordwestecke befand sich ein von der Aussenseite noch gut sichtbarer Treppenaufgang zur Laube. Der wohl im Zusammenhang mit der Erbauung der Hinterhauses (1712) erfolgte Mauerdurchbruch wurde beim Umbau von 1819/20 wieder verschlossen und dient seither als **Einbaukasten**. Ein weiteres Überbleibsel ist die mit Sandstein ausgekleidete **Wandnische**. Mit einer eisernen Türe versehen diente sie als feuer- und einbruchsicherer Wandschrank. Auf der Ostseite (Kamin der Küche) ein aus Segmenten zusammengesetzter gusseiserner **Säulenofen** mit figürlichen und stilisierten Pflanzenreliefs (vermutlich deutsch, 1. H. 19. Jh.). Wände mit Knetäfer. Tannener **Bretterboden**. Die farbig geblumte Tapete wurde in vager Anlehnung an eine freigelegte Vorlage erneuert.

Einrichtung:

Wie in der Nebenstube fanden Wohnen und Schlafen hier nebeneinander statt; das Schlafzimmer wurde auch als kleiner Salon benutzt.

Der durch Vorhänge leicht abgegrenzte Schlafraum wird zur Hauptsache von den beiden nussbäumeren **Ehebetten** belegt (Kopf- und Fussteil geschweift, gerade Seitenwangen, gegenständige Volutenfüße; Restauration). Als Abstellfläche ein halbrundes **Konsoltischchen** (Nussbaum furniert; Korpus mit zwei Schublädchen, Vierkant-Spitzbeine; Biedermeier), in der Türecke ein aufklappbarer, in der Art eines Armlehnstuhls verfertigter **Nachtstuhl** (Nussbaum; Korpus zur Aufnahme des Nachtopfs, Rückenlehne mit vertikaler Verstäbelung; Biedermeier). Die **Wandnische** nimmt verschiedene religiöse Bücher, Lesehilfen, der Gesundheit dienende Gegenstände auf. Unten eine Schnabeltasse (Krankentasse),

eine Schnapsflasche mit Zinnverschluss sowie ein an einem Ständer aufgehängtes Öllicht mit Schwimmdocht. Oben ein «Ampeli», eine in einer Drehachse montierte gläserne Öllampe, die in jeder Lage senkrecht bleibt und besonders geeignet ist, in Ecken zu leuchten. Davor eine Dochtschere. **Wandschmuck:** Der übliche Platz für Wandschmuck im Schlafzimmer ist die Wand über dem Betthaupt. An dieser Stelle, für religiöse Bilder und Familienandenken vorgesehen, befindet sich ein gestickter Hausseggen. Gegenüber, über dem Konsoltisch, ein Totenandenken aus künstlichen Blumen; daneben ein Aquarell von Stein am Rhein (1. H. 19. Jh.). An der Südwand zwei vermutlich historisierend gemalte Ölbilder, die – gemäss einer vagen und nicht verifizierbaren Angabe – das Geburtshaus der Hausmutter in Steckborn darstellen sollen (Karton, um 1900).

Blickfang des Wohnteils ist die aus **Korbkanapee, Tisch** mit Säulenfuss und **Stühlen** mit geschweiften Sitzflächen und Lehnen gebildete Sitzgruppe (Nussbaum; Napoleon III). Der Stoffüberzug der Sitzmöbel ist zu den Vorhängen assortiert. **Teppich:** Sennh Kelim, alt.

Beim Fenster eine mit Wäsche gefüllte **Kommode** (Nussbaum furniert; Biedermeier), die mit dem darüber angebrachten hochrechteckigen Wandspiegel als Waschgelegenheit dient. Darauf eine zweiteilige, farbig geblumte **Waschgarnitur** (Mettlacher Steindruck, bemalt) sowie ein schwarzes, mit Holz, Metall und Perlmutter intarsiertes **Schmuckkästchen** (Napoleon III). Als Sitzgelegenheit dient der als sehr diskretes Ziermöbel angefertigte, mit olivgrünem Stoff überzogene **Nachtstuhl** (Nussbaum/Acajou; Napoleon III). Im Bereich des Ofens eine hölzerne **Gelte** zum Waschen der Füsse, darin eine zinnene **Klistierspritze**. (Dieses zur Gesundheitspflege unentbehrliche Requisite war auch eine beliebte Zielscheibe karikierender Darstellungen.) Auf dem Ofen eine kupferne **Bettflasche**.

Zur Aufnahme der Bettwäsche diente der zweitürige **Schrank** (Nussbaum furniert; Ende 19. Jh.). Darauf eine sowohl als Nachtlicht als auch als Rechaud verwendbare **«Veilleuse»**, aus ornamentiertem Messing mit zylinderförmiger Lithophanie. Im Innern befindet sich ein Glasgefäss für Wasser und Öl, auf das ein Schwimmdocht aufgelegt wurde. Im **Einbaukasten** hängen verschiedene Kleider, z. T. mit Pailletten, Glasperlen, Tüllstickereien oder Posamenten verziert. Zu den Herrenhemden gehören die anknöpfbaren Kragen im oberen Fach; ebendort befindet sich auf einem Hutständer eine Kapotte aus schwarzem Krepp mit Spitzen und Taftbändern. Die **Schneiderbüste** trägt ein schwarzes Cape (Alpaka und Wolle, um 1880), darauf ein ebenfalls schwarzer Kapotthut mit Pailletten und Glasperlen, Straussenfeder, textilem Veilchenbukett, Spitzenschleier und Samtband. (In der Kleidung äusserte sich die soziale Stellung der Trägerinnen und Träger, ganz besonders galt dies für die Frau. Ihre gepflegte Garderobe hatte den Status der Familie zur Geltung zu bringen.)

Wandschmuck: Über dem Sofa eine Kopie von Murillos «Trauben- und Melonenesser» (München, Alte Pinakothek). In der Fensternische übereinander angeordnet zwei kolorierte Stiche eines «Paysan» und einer «Paysanne du Canton de Schaffhouse» (Reinhardt, 1822). Gegenüber ein «Barometer nach Pariser Mass» (Nussbaum; signiert Freiburg i. B./Schaffhausen). Neben der Türe – wie in der Stube – ein blumengeschmückter Glockenzug zum Herbeirufen des Dienstmädchens (Straminstickerei, z. T. mit Glasperlen; Handgriff Elfenbein).

Raum 10: Küche



Abb. 33.

Bauliches:

Als rückwärtiger, nicht repräsentierender Raum wurde die Küche beim Gesamtumbau von 1819/20 nur wenig erfasst (Nordfassade). So haben sich als Abschluss zum Korridor eine einfache **Bretterwand** sowie eine barocke, stark profilierte **Türe** mit verzierten Füllungen des 18. Jahrhunderts erhalten. Aus dieser Zeit dürfte auch das **Wandkästchen** in der Südwestecke stammen.

Die wichtigste Einrichtung der ocker getünchten Küche ist die in einer Wandnische platzierte **Feuerstelle**. Auf einem sandsteinernen Unterbau mit Aschendole befindet sich ein eiserner, zweilöcheriger Kochherd. Im alles überdeckenden Rauchfang wurde einst Fleisch konserviert. Seit die Herdstelle einen geschlossenen Kaminzug aufweist, dient dazu die im Dachgeschoss errichtete Rauchkammer. Sie kann mittels Klappe und Kettenzug von der Küche aus bedient werden. Der durch seine sandsteinerne Einfassung gut erkennbare **Backofen** ist als separate, mit eigenem Aschenloch versehene Feuerstelle errichtet. Da er nicht wie im Bauernhaus mit einem dahinterstehenden Kachelofen in Verbindung steht, ist er nur von geringer Tiefe.

Ein zusätzlicher fester Einbau ist der sandsteinerne **Schüttstein**. Dort wurde abgewaschen und – wie der Name besagt – das Abwasser durch die Maueröffnung ins Freie gegossen.

Mindestens um den Herd und im Bereich der «Nassstelle» wiesen die meisten Küchen einen festen Bodenbelag auf. Im «Lindwurm» ist der ganze **Fussboden** mit Tonplatten belegt.

Einrichtung:

Der Arbeitstisch ist mit einem grossen Teigbrett bedeckt, um Vorbereitungen zum Backen zu treffen. Links eine **Küchen- und Teigwaage** (signiert «I. P. Gnehm 1819»), rechts, an der Tischplatte angeschraubt, eine **Zuckerzange**. Sie diente dazu, den in Form von «Stöcken» gekauften Zucker (zwei Exemplare auf Küchenbuffet) in kleine Stücke zu brechen, die in einem Mörser noch zusätzlich zerstoßen werden konnten. Das geschnitzte **Brotbrett**, einst ein Repräsentationsstück der Stube, ist in der Küche gelandet und dient nun auch zum Hacken von Fleisch und Gemüse. Unter dem Tisch eine **Teigmulde** mit Schabeisen, eine **Räbenraffel** (Einsäuerung von Räben wie Sauerkraut) und eine **Kartoffelpresse**.

Abb. 34. Kerzengiessform aus Holz, in offenem und geschlossenem Zustand (H. 31 x B. 47 cm). Vor dem Einfüllen des flüssigen Talges wurden die sorgfältig gedrehten Garndochte in der Mitte der Lichterformen befestigt.

Das Rohmaterial für gewöhnliche Kerzen war nicht Bienenwachs, das eher für liturgische, künstlerische und technische Zwecke Verwendung fand, sondern Unschlitt (Talg), ein Gemisch aus ausgeschmolzenem Rinder- und Hammelfett. Die Handhabung des Gerätes, das auch in blecherner, zinnerner und gläserner Ausführung existierte, wird in Haushaltsbüchern der Jahrhundertmitte noch ganz selbstverständlich beschrieben. Dies, obwohl die Kerzenproduktion bereits fabrikmässig betrieben wurde (drei Unternehmen im Kanton Schaffhausen) und ein übliches Nebengewerbe der Metzger war.



Auf den verschiedenen **Regalen** und **Gestellen** Geschirr und Kochgeräte aller Art. Produkte aus Hafnerkeramik (Schüsseln, Krüge, Terrinen), Steinzeug (Wasserflaschen, Mostkrüge, Töpfe, z. T. «Bunzlauer»-Geschirr), Glas (Flaschen), daneben metallene Gegenstände aus Zinn (Teller, Kannen), Kupfer (Pfannen, Wassergelten, Wasserschöpfer), Messing (Pfannen, Mörser), Bronze (Suppentopf) und Blech (Pfannen, Dreifusspfännchen, Kaffeekanne, Backform, Wähenbleche). Im **Küchenschrank** sind kostbarere, oft verzierte Stücke untergebracht. Besonders zu erwähnen eine farbig bemalte Deckelterrinen mit Sinnspruch (Fayence; Kilchberg-Schooren, Fabrikat Nägeli, 1820–30). Daneben verschiedene Ohren- und Henkelassen, eine zugehörige Wärmvorrichtung, Teller, Glaskaraffen, Humpen, Krüge

sowie Fliegengläser und mit Öl- und Kerzen betriebene Lampen usw. In der Ecke des Küchenbuffets angelehnt ein **Kabishobel** (Sauerkraut).

Beim Fenster ist eine auf einer Stabell sitzende **Magd** damit beschäftigt, ein geschlachtetes Huhn zu rupfen. Diese eher «krude» Tätigkeit soll einen Kontrast zu den diskutierenden, fein angezogenen Damen des Wohnzimmers markieren. Hinter der Puppe vor dem Fenster die **Wasserbank** mit bereitstehendem **Wasserkessel**, zu ihrer Rechten ein gedrechselter **Hackstock**.

Im **Bereich des Herdes** liegen nicht nur Brennholz und Föhrenspäne zum Anfeuern bereit («Chähölzli»/Kienhölzchen), sondern auch ein Korb voll «Tresterstöckli». Diese wurden aus Pressrückständen von Trauben oder Obst hergestellt. Nachdem dem vergorenen Trester durch Brennen der Alkohol entzogen worden war, presste man ihn mit hölzernen Modeln oder mit einem Treteisen in eine runde Form. Diese «Stöckli» wurden getrocknet und waren dann – wie etwa Torf – zum langanhaltenden, gleichmässigen Sieden geeignet. (Da die hierbei anfallende Asche als Dünger wieder auf den Acker gelangte, symbolisieren Tresterstöckli wie kaum ein anderes Produkt das Prinzip der restlosen Ausnützung und Wiederverwertung von Rohstoffen.) Im und beim Herd stehen kupferne Wasser- und Siedepfannen; das kleine Dreifusspfännchen («Tüpfli») wurde direkt ins Feuer gestellt. Über der Aschendole ein Waffeleisen, ein Set Herdringe, eine Aschenschaufel, verschiedene Feuerhaken und «Ofenkrücken» sowie eine Kohlenzange. Im oberen Bereich zum Kochen und Braten verwendetes Gerät: messingene Schöpf- und Schaumkellen, Bratgabel und -schäufelchen, Kuchenpalette, ein «Röslisen» zum Backen von Küchlein im heissen Fett usw. Zum Anfeuern dienten der Blasbalg sowie der sandsteinerne Zündholzstein in der Wandnische; an Beleuchtungsgerät sind eine hängende, durch einen schmiedeiserne «Hal» in der Höhe verstellbare Öllampe sowie ein «Ampeli» mit zugehörigem Ölkännchen (Backofennische) zu erwähnen.

Im **Schüttstein** befindet sich eine mit Besteck gefüllte kupferne Abwaschgelte, auf dem Tropfbrett steht das bereits gewaschene Geschirr. Darunter ein hölzerner Abfalleimer. Reinigungsgerät verschiedener Art: Neben Lappen und Bürsten diente ein «Rosshaarriebel» zum Ausreiben des Geschirrs, hartnäckigere Krusten wurden mit Sand weggeschauert. Zum Putzen von Kupfer und Zinn dienten die Stengel des Schachtelhalms («Chatzeschwänz»). Am Haken für das Handtuchlein eine Bürste zum Reinigen der gläsernen Lampenzylinder.

Über dem Pfannenregal an der Wand ein zinnerne Zwiebelgeschirr: Es diente nicht nur zur Aufbewahrung; die durch die Öffnungen herauswachsenden «Schwänze» konnten laufend abgeschnitten und für Suppen u. ä. verwendet werden. Am Boden darunter eine grosse kupferne Wasserstande.

Vitrine:

Kochbuch von Maria Verena Gnehm-Gräflein (1815–1899)

Neben einer umfangreichen Sammlung von handgeschriebenen Kochrezepten und «Hausmittelchen» enthält das Buch zahlreiche Aufzeichnungen religiöser Texte und Betrachtungen. Es entspricht so der zeitgenössischen Ratgeberliteratur, die die Haushaltsführung als ganzheitliche Aufgabe und Lebensform betrachtete.

Aufgeschlagen ist S. 160 mit einem Eintrag über

Bettlicke*

Zu einem vollständigen Bette erfordert es $\frac{1}{4}$ Vierling Kernenmehl* (Hausbrodmehl) $\frac{1}{2}$ lb* gelbes Wachs, $\frac{3}{4}$ lb Glori*, das Mehl wird mit kaltem Wasser gut angerührt zu einem ganz dünnen Teig, dann lässt man das Wachs in der Pfanne schmelzen u. rührt den Teig hinein unter beständigem fortrühren, das Glori wird unterdessen an einem ganz warmen Orte flüssig gemacht u. in die Masse gerührt, nachher noch aufkochen lassen u. über den Barchent gestrichen. – Zu bemerken ist: dass wenn das Mehl mit kaltem Wasser angerührt ist, wird etwa $\frac{1}{8}$ lb gestossene Flachseinsamen gut ausgekocht durchgesiegt u. das angerührte Mehl damit verdünnt, u. dann wohl gekocht, bevor das Wachs, das so dünn wie möglich verschnitten wurde, hineinkommt; wenn nemlich das Wachs dünn verschnitten wird, wie man das Brod einschneidet, so ist es nicht nöthig, dass man es besonders vergehen lässt. Der Barchet wird so glatt wie möglich hin gelegt, dass er keine Falten bekommt, u. so heiss wie möglich mit dem angemachten bestrichen, es wird mit einem Anrichtkehl auf den Barchet genommen u. mit der einen Hand immer der Länge nach gestrichen, die andere muss rein gehalten werden, damit man den Barchet damit regiren kann.*

- * Licki = Mischung zum Bestreichen der Innenseite von Federbetten, um ein Durchstossen der Federkiele zu verhindern. Regelmässig an neuer Bettwäsche vorgenommen und von Zeit zu Zeit wiederholt.
- * 1 Vierling = 3 $\frac{3}{4}$ Liter
- * Kernen = Korn, Dinkel
- * 1 lb = 1 Pfund
- * Glori = Lärchenharz, Terpentin

Ratgeberbücher

Die zahlreichen Haushaltsbücher des 19. Jahrhunderts enthielten nicht nur Anweisungen zum Kochen, Backen, Waschen, Putzen, zur Anfertigung und Pflege von Kleidern usw., sondern gaben Ratschläge für alle Lebenslagen. Hier lernte «die Jungfrau, auf was sie bei der Wahl eines Gatten sehen soll» und erfuhr von der «Kunst, sich die Achtung und Liebe ihres Geliebten zu sichern». Weitere Themen betrafen die Erziehung der Kinder, das Verhalten gegenüber Dienstboten, anständige Umgangsformen sowie den guten Geschmack. Das Ziel war «nebst einer vollständigen und gründlichen Anleitung zur ordnungsmässigen Führung eines wohlgeordneten Haushaltes» auch die «Begründung eines bleibend häuslichen Glückes»⁴.

Feuerstähle (L. 7/8 cm), **Feuerstein**, **Zunder**, **Taschenmesser mit Feuerstahlrücken** (L. 10,5 cm)

Durch Schlagen der Stahlkante am Feuerstein und Auffangen des Funkens mit Zunder wurde bis weit ins 19. Jahrhundert Feuer bereitet. Einfacher war das



Abb. 35.

Entzünden der Lampen am Herdfeuer. «Lichtmachen» gehörte zu den wichtigen Fertigkeiten der Mägde. Durch die Erfindung der Streichhölzer (1833) und Sicherheitszündhölzer (1848) geriet diese mühsame Prozedur in Vergessenheit.

Schlüsselbund

Schlüssel bedeuteten Zutritt zu Kammern und Vorräten. Ein Privileg, das Dienstboten und jungen Schwiegertöchtern manchmal verwehrt war. Der Schlüsselbund symbolisierte hausfrauliche Würde und Verfügungsgewalt.

Tragring

Mit Spreu gefüllte Stoffringe oder Tragkissen zum Transportieren von Gefäßen auf dem Kopf. Sie waren bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in Gebrauch und wurden ausschliesslich von Frauen verwendet (s. Abb. 104).

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 112)

Raum 11: Äusserer Korridor (Nord)

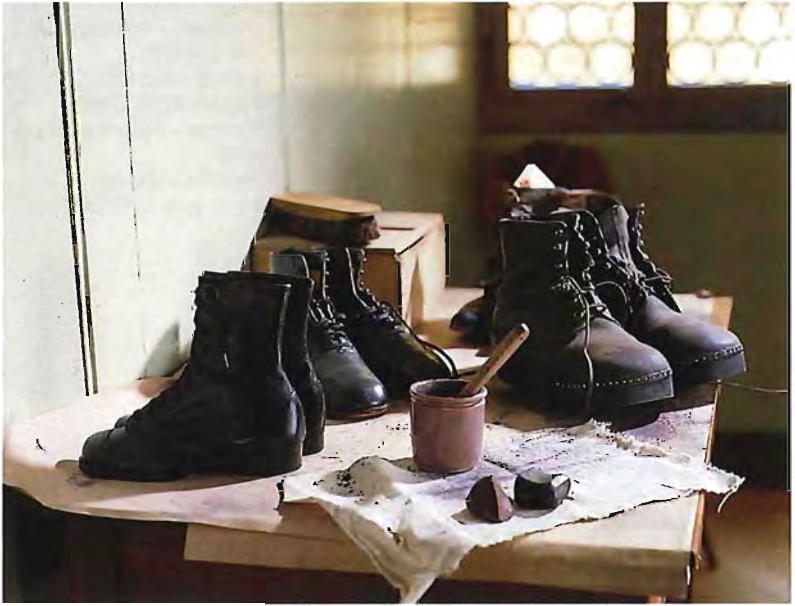


Abb. 36.

Einrichtung:

Der hintere, etwas versteckte Teil des Korridors ist als Arbeitsraum der Mägde eingerichtet. Auf dem rechteckigen **Tisch** (eingezogene, vierkantige Spitzbeine; Biedermeier) werden Schuhe geputzt; darunter befindet sich eine **Deckelkiste** mit alten Lappen. An der Wand ist ein Eintrag aus dem Haushaltsbuch von Maria Verena Gnehm-Gräflein (1815–1899) zu sehen, eine Anleitung zur Herstellung von Schuhwichse.

**Schuhwischse ohne bürsten zu gebrauchen
sie wird mit einem Schwämmli angestrichen**

1/2 Mss* Weingeist (à 90 rp)
1/4 lb* Gelak* (Schelack)
1/4 lb Calfonium*
2 Lth* dike Terpetin
2 Lth Fischthran
1 Lth Baumöl*
für 7 rp. Kienruss*

f 1.37 rp.

Zuerst wird der Gelak mit dem Wein-
geist in einen Hafen (Topf) gethan, in das
heisse Wasser gestellt u. voll zugedeckt, doch
öfters darin gerührt bis der Gelak ganz aufgelöst ist,
(schneller geht es, wenn es gerade in eine Pfanne
siedendes Wasser auf das Feuer gestellt wird, dann
den Hafen aus dem Wasser genommen, den
Calfonium, der zerstoßen od in einem Papier
fein zertreten worden ist, hineingeschüttet, gut
zugedeckt, doch wieder öfters
gerührt, bis es aufgelöst ist, dann den Terpetin,
der auch in der Wärme kann laufig gemacht
werden hinein, wenn die ganze Masse sich aufge-
löst hat, wird der Kienruss, Baumöl u. Thran
dazu gethan, herum gerührt u. in bouteille
abgefasst, deswegen ist gut, wenn man einen
Topf mit einem Schnabel hat. Diese Portion
gibt etwa 3 Schoppen*. So kann Chaisen u.
Pferdgeschirr damit in Glanz gebracht werden.

- * 1 Mass = 1 1/2 Liter
- * 1 lb = 1 Pfund
- * Gelack = Schellack (ein Harz)
- * Calfonium = Kolophonium
(Harzprodukt)
- * Baumöl = Olivenöl
- * 1 Loth = 15 5/8 Gramm
- * Kienruss = Föhrenruss (Farb-
stoff)
- * bouteille = Flasche
- * 1 Schoppen = 3/8 Liter

Die nussbäumene **Stabelle** mit ausgesägtem Rücken (Anfang 19. Jh.), oft
als Inbegriff des bäuerlichen Stuhls betrachtet, war vor dem Einzug ins Bauern-
haus ein bürgerliches Möbel, das jedoch aus der Mode kam. Das gezeigte Stück
ist an derselben Stelle auf einem Ölbild dieser Partie von 1895 abgebildet
(s. Abb. 82).

Gegenüber ein masierter **Kasten** und **Kästchen** für Schuhe, Putzmate-
rial und verschiedene Nebenbedürfnisse des Haushaltes. Abgestellt auf den Mö-
beln ein messingener **Kerzenstock** mit verstellbarer Halterung (1. H. 19. Jh.), auf
dem Kasten zwei bemalte **Holzschatullen** mit gewölbtem Deckel (19. Jh.). In die
Kastenecke gelehnt eine aus Eisenblech gefertigte **Laterne** auf langer, spiralför-
mig rot und schwarz bemalter Holzstange. Eher für häusliche Zwecke verwendet
wurde die grosse **Handlaterne** aus durchbrochenem, dunkelgrün bemaltem Ei-
senblech (1. H. 19. Jh.). Im hintersten Winkel unter dem Treppenhaus fein gespal-
tene Kienspäne. Dieses **Anfeuerholz** wurde etwa von herumziehenden Hausierern
gekauft. Davor ein zweistufiger **Trittschemel**.

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 98)

Räume 12/15: Äusserer und innerer Vorplatz

Bauliches:

Die beiden Vorplätze des zweiten Obergeschosses gehen in ihrer heutigen Ausgestaltung im wesentlichen auf den Umbau von 1947 zurück. Im **ersten Vorraum** (Raum 12) befand sich bis zu diesem Zeitpunkt eine Küche; an der Stelle des Treppenhauses zum Estrich waren Wandkästen eingebaut. Ein älteres, sichtbares Element ist die **Wandvertäferung** der Ostseite (17./18. Jh.).

Durch den ebenfalls 1947 mit einem Stichbogen versehenen Eingang gelangen wir in den **zweiten Vorraum** (Raum 15), der durch die Entfernung der Estrichtreppe (Westwand) ein wesentlich grosszügigeres Gepräge erhielt. Die Gipsdecke weist eine Stuckborte auf. Erhalten blieb der **Heizkamin** (Südwestecke) mit blechbeschlagener Holztüre und Sandsteingewänden, obwohl der dazugehörige Kachelofen des Salons entfernt wurde.

Einrichtung:

Zentrale **Sitzgruppe** mit Teppich: **Tisch** mit ovaler, ausziehbarer Platte und geschweifter Zarge, Mittelstütze mit vierteiligem Volutenfuss. **Stühle** mit geschwungenen Rückenlehnen, Sitzflächen und Beinen, Jonc-Geflecht (Nussbaum; Louis-Philippe/Napoleon III). An der Rückwand ein **Schräglappensekretär** (Nussbaum furniert; Biedermeier), darüber nach Fotografien angefertigte **Ölporträts** von Johann Jakob (1810–1875) und Maria Verena Gnehm-Gräfin (1815–1899). (Rosi Lampl, 1906). Beim Fenster eine Araukarie (Zimmertanne). An der Ostwand, vor dem Laubendurchgang, ein zweitüriger **Kasten** mit geschwungenem Kranzgesims und intarsierter Front (Nussbaum/Nussbaummaser furniert; Mitte 18. Jh.).

Schränkvitrine:

Die Vitrine mit Kinderspielsachen widerspiegelt einige Teile des Museums im kleinen. **Zuunterst** typisches Knabenspielzeug: ein Stall mit Pferden, ein zweispänniges Fuhrwerk und ein mit Handdeichsel versehener Weinwagen (1. H. 19. Jh.). Die Exponate der beiden oberen Etagen waren vorwiegend für Mädchen bestimmt: In der **Mitte** eine vollständig ausgerüstete Stube mit Schlafkammer, wie sie – bis hin zu den weissen Tüllvorhängen mit Tupfen – in sehr ähn-



Abb. 37. Puppenstube mit Schlafkammer (3. Viertel 19. Jh. L. 68 x T. 33 x H. 29,5 cm). Die originalgetreue Einrichtung ist nicht nur ein

Kulturdokument, sie erfüllte auch eine Erziehungsaufgabe. Die Vielfalt der Gegenstände ermöglichte eine spielerische Aneignung ihres Gebrauchs, gleichzeitig wurde ein bestimmtes Rollenverhalten eingeübt.

licher Weise im «Lindwurm» vorliegen. Davor Miniaturbücher (1809/33/36) und ein Kartenspiel (Der Hamburger Ausruf; kolorierte Kupferdrucke; 1. H. 19. Jh.).

Zuoberst Spielzeugmobiliar der Schlafkammer (Waschkommode mit Toilettenartikeln) und der Küche (mit Geschirr ausgestaffiertes Küchenbüffet, Schüttstein mit Tropfbrett). Bemerkenswert, wie exakt die Fertigung der Möbel den Originalen entspricht: Die biedermeierliche Kommode hat eine sehr sorgfältig gearbeitete Oberfläche aus gemasertem Nussbaumfurnier; das eher behelfsmässig zusammengefügte tannene Büffet ist ocker und lindengrün gefasst. (Zwei Farben, die im Bereich der «Lindwurm»-Küche ebenfalls vertreten sind.) Im Vordergrund eine Sparbüchse aus Keramik.

Unter dem Treppenhaus ein im Freien verwendeter zweisitziger **Leiterwagen** mit gedrehten Stäben, in dem eine grosse biedermeierliche Puppe sitzt (Wachskopf). Daneben ein ebenfalls grüngestrichener **Spielzeugwagen** mit Selbststeuerung (beide 1. H. 19. Jh.).

Wandvitrine:

Diese steht in Beziehung zum Zitat von Gottlieb Binder (s. Text S. 184, unten) und zeigt farbig geblumtes Geschirr, «**Bauernporzellan**», mit Widmungen und Sinnsprüchen. Z. B. «*Lieben und Harren macht manchen zum Narren*», «*Nur für dich allein, wünscht mein Herz zu seyn*», «*Glück sey dein Loos*», «*Froh seyn deine Tage*». Neben Tellern, Krügen und Tassen auch ein Rasierbecken (Bartschale) und ein Tintenzug (Fayence, in Scharfffeuerfarben bemalt; vorw. Kilchberg-Schooren, 2. Viertel 19. Jh.).



Abb. 38. Links: Teller (Kilchberg-Schooren, Fabrikat Nägeli; 1820–25, Ø 22 cm). Rechts: Bartschale mit dem charakteristischen Ausschnitt für das Kinn. Zum An-

rühren des Seifenschuams diente die ovale Vertiefung im Rand (Kilchberg-Schooren; um 1830, Ø 23 cm).

Einrichtung innerer Vorraum:

An der Westwand ein von Wolfgang Müller 1947 platzierter vergoldeter **Konsoltisch** mit Marmorplatte und Schnitzdekor (reich verzierte Zarge und geschweifte, profilierte Füße; Rokoko). Darüber ein **Ovalspiegel**, geschnittener Rahmen mit vergoldeten Blattranken (Kopie 20. Jh.). Vor dem Kinderzimmer ein allseitig geschlossener **Kleinkinderstuhl** mit integriertem Topf (Nussbaum; 1. H. 19. Jh.).

Raum 13: Bügelzimmer («Glättezimmer»)



Abb. 39.

Bauliches:

Das Bügelzimmer gewährt Einblick in die älteste Bausubstanz des heutigen zweiten Obergeschosses. Dieses wurde vermutlich im 17. Jahrhundert über den massiven Untergeschossen in Fachwerkbauweise erstellt. Aus dieser Zeit datiert die hofseitige **Aussenmauer** sowie die mit Resten einer einfachen Malerei versehene **Westwand** (Verbreiterung der Balken in ocker, schwarze Konturlinien und rollenartige Verzierungen). Offene Balkendecke im 19. Jahrhundert vergipst. **Tonplattenboden**. Der Raum weist Spuren einer früheren Küche auf und diente im 20. Jahrhundert als Speisekammer.

Einrichtung:

Vor dem Fenster ein «**Glättetisch**» mit «**Böckli**» und **Bügelbrettern**, bereitliegender **Wäsche** und **Hemdkragen**. Ein **Kinderkleidchen** (weisser Batist mit St. Gallerstickerei und Valenciennespitzen) in Bearbeitung. Kohlenbügeleisen auf Ständer. Das **kugelförmige Eisen** mit Handgriff («fer a ballonner») diente zum Bügeln von Hohlformen und bauschigen Partien. An der Wand daneben ein **Trocknungsgestell**.

Am Kamin angeschlossen ein «**Glätteisenofen**», davor eine ausgediente Pfanne mit **Holzkohlen**. Diese wurden mit der eisernen **Schaufel** oder – bei kleinen Mengen – mit einer Zange (Kamin) eingefüllt. Am Boden zwei **Bolzeneisen** auf Ständern; dasjenige mit Messingverschluss datiert 1865. **Wäschebank** zum Ablegen der bereits fertigen, **Zaine** mit noch ungebügelter Wäsche.

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 129)

Raum 14: Kinderzimmer



Abb. 40.

Bauliches:

Die Fachwerkwände des 17. Jahrhunderts sind allseitig verputzt und mit einer Tapete bezogen (erneuert). **Täferdecke** mit profilierten Stossleisten des 18. Jahrhunderts. Tannener **Bretterboden**. Der langgestreckte Raum wurde 1947 durch Abtrennung des Alkovens verkürzt (Einbau von WC und Bad) und erhielt dadurch seine heutige Grösse.

Einrichtung:

In der Mitte des Raumes befinden sich zwei **Kinderfigurinen**; das Mädchen auf dem **«Gampiross»** (um 1840), der noch gehunfähige kleine Knabe im **Laufgestell**.

Die zahlreichen, speziell hergestellten Spielsachen und Ausrüstungsgegenstände bezeugen die Aufmerksamkeit, die man Kindern in diesem «gutbürgerlichen» Milieu entgegenbrachte.

An der Längswand zwei hintereinandergestellte **Kinderbetten** (Nussbaum/Kirschbaum; Seitenwangen mit heraushebbarem Stäbchengitter; Biedermeier). Dazwischen ein tannener **«Häfelistuhl»** mit Topf. An der gegenüberliegenden Wand, unweit des aus Blech vernieteten **Rund-Tragofens** mit Messingbändern, das einfache, mit einem Vorhang abgeschirmte **Bett** des Kindermädchens. Solange dieses Kleinkinder zu betreuen hatte, war es durchaus üblich, dass es neben seinen Schützlingen schlief.

Am Fenster ein Platz zum Spielen und Zeichnen, mit einem normalgrossen und einem **Kindertisch** (maseriert; Louis XVI / Biedermeier). Zugehörige **Stühle** und **Kleinkinderstühlchen** (Nussbaum; Biedermeier). Kleines Tischpult (Tanne,

masiert) mit Schiefertafel; daneben ein illustriertes **Buch** zum «Anschauungs-Unterricht für die Jugend» (1854) sowie verschiedene Spielsachen. Am Boden ein **Puppenwägelchen** mit Bettinhalt, ein hölzerner «Chluriturm» (für Spielkugeln), auf dem Ofen eine kupferne **Bettflasche**.

Der eintürige **Kasten** mit profilierter Basis und Kranzgesims ist wie andere Möbel dieses Raumes nussbaumartig masiert («faux bois») und entspricht so nicht nur modischen, sondern auch den immer wichtiger werdenden hygienischen Ansprüchen der Zeit (Abwaschbarkeit). Er dient vor allem der Aufnahme von Wäsche und Spielzeug (Leib- und Bettwäsche des Kindermädchens; Kinderhäubchen, Röcklein, Schürzchen, Kinderschuhe usw.). Besonders bemerkenswert ist ein reich ausgestatteter Puppenkäuferladen, von einer Schaffhauserin (geb. 1852) in jahrelanger Kleinarbeit in der Freizeit angefertigt. Auf dem Kasten **Erbauungsbücher** und eine farbig bemalte **Holzschatulle** (19. Jh.).

Wandschmuck: Über den Kinderbetten je ein Schutzengelbild (Farblithografie; 2. H. 19. Jh.), ein weitverbreitetes religiöses Motiv, das unmittelbar ansprach und im Kinderzimmer – unabhängig von der Konfession – äusserst beliebt war. Dazwischen eine Schwarzwälderuhr mit Lackschild. Über dem Betthaupt zwei gerahmte Kupferstiche mit Kinderszenen (J.B. Huet [1745–1811], Paris). Darunter ein teils gemaltes, teils mit Federn geklebt Vogelbildchen «Vergissmeinnicht». Ovalbild mit Märchenszene neben dem Fenster (Glasdruck). Über dem Bett des Kindermädchens drei volkstümliche Hinterglasbilder: «*Schniterin von Schwarzwald*», «*Kuh Hirt von Oberhasli*» sowie ein «*Abendmal*».

Raum 15: s. Räume 12/15 (S. 51)

Raum 16: Ausstellungsraum Familie Gnehm

Bauliches:

Gefangener, allseitig verputzter Raum. 1819/20 eingerichtet; Boden anfangs des 20. Jahrhunderts erneuert.

Einrichtung:

Unter dem goldgerahmten Porträt von Prof. Robert Gnehm (1852–1926) ein **Möbelensemble** seiner Tochter Marie (1883–1944), bestehend aus Tisch, gepolstertem Stuhl und Fauteuil (Eiche mit aufgemaltem Blumenekor; Jugendstil). Auf dem Tisch eine **Festschrift** des Eidg. Polytechnikums (1905) mit Abbildung von Robert Gnehm, daneben eine **Petrollampe** (Milchglas; um 1900). Neben der Türe eine eiserne **Geldkassette** mit Sicherheitsschloss (1. H. 19. Jh.).

Vitrine zum Thema «Zeichen des Glaubens»

Im letzten Jahrhundert prägte die religiöse Grundhaltung verschiedenste Lebensbereiche in viel stärkerem Masse als heute. Die Einbindung in den christlichen Glauben fand nicht nur durch die Kirche statt, sondern wurde auch in der Familie intensiv praktiziert. Gemeinsames Beten, Singen erbaulicher Lieder und Lesen von Andachtsliteratur gehörten vielerorts zum selbstverständlichen Tagesprogramm.

Trotz einer intensiv gelebten Religiosität in der Familie Gnehm blieben nur wenige sichtbare «Zeugen» erhalten.

Rechenbuch des Seckelmeisters und Obervogts Peter Gnehm (1775–1855), begonnen 1818.

Wie damals üblich wurde das alltägliche Geschäftsleben unter den Segen Gottes gestellt. Eintrag der ersten Seite:

*«Gott der Allmächtige wolle das Gedeihen
und seinen Gnaden Reichen Seegen darzu schenken.»*

Das Buch weist über vierzig Schuldner aus der schaffhauserischen, thurgauischen und süddeutschen Nachbarschaft auf. Vom *«Gablennmacher»* mit 32 Rappen Jahreszins bis zum *«Oberst»* mit einem Darlehen von tausend Franken.

Aufzeichnungen von Maria Verena Gnehm-Gräfin (1815–1899),

hier in einer Abschrift ihres Enkels Ludwig Hofacker (Schorndorf, Württemberg). *«Trostworte»*, *«Fragen und Antworten aus dem Katechismus»*, *«Gebete aus der Kinderzeit»*, Abschriften aus dem *«Christenboten»* usw.

Schriften von Pfarrer Ludwig Hofacker (1798–1828),

in dessen Familie Alina Hofacker-Gnehm im Jahre 1863 einheiratete. Jene erlebten Riesenaufgaben und waren auch in der Deutschschweiz sehr populär.

Konfirmationsurkunden

für Robert Gnehm und seine Frau Maria Benz. 1868 bzw. 1875. Der auf der Vorder- oder Rückseite angebrachte «Denkspruch» wurde auswendig gelernt und galt als Losung für das ganze Leben.

Christophorus-Holzschnitt mit Bittbrief

einer mittellosen Künstlerfamilie an Dr. med. Marie Gnehm (1883–1944).

Wenn Marie Gnehm von ihrem Vater sagte, *«sein Wandel wurzelte in einer tiefreligiösen Weltanschauung»*⁵, so galt das, in etwas anderer Form, auch für sie. Als *«grosse Wohltäterin»*⁶ beschenkte und unterstützte sie zahlreiche Bedürftige. Als nach ihrem Tod festgestellt wurde, *«dass eine grosse Anzahl kleiner Darlehen an notleidende Menschen ausstehend sind»*, hielt ihr Cousin fest, dass man *«im Sinne von Marieli grösste Rücksicht nehmen und wahrscheinlich solche Darlehen in Geschenke umwandeln müsse»*⁷. Geschenkweise errichtete sie an der ETH Zürich eine «Prof. Dr. Robert Gnehm-Stiftung», eröffnete ebendort einen «Fonds zugunsten der Witwen- und Waisenkasse der Professorenschaft», übermachte der Stadt Stein eine «Prof. Dr. Robert Gnehm-Stiftung» zur «Unterstützung alleinstehender in Not geratener Bürgerstöchter und Bürgerswitwen», bedachte den «Unterstützungsfonds der chemischen Fabrik vormals Sandoz, Basel». In Zürich machte sie Zuwendungen an den «Krankenpflegeverband», das «Krankenasyll» und «Altersheim Neumünster» sowie das «Schwesternhaus vom Roten Kreuz».

Raum 17: Ausstellungsraum Familie Gnehm

Bauliches:

Der Raum ist Bestandteil des dreiteiligen, zur Hauptstrasse hin orientierten Raumstreifens im Empirestil, gebildet aus Salon und den beiden flankierenden Nebenzimmern (1819/20). Allseitig verputzt; **Decke** mit doppelter Stuckborte, die innere mit Blumen in den Ecken. Tannener **Bretterboden** mit eichener Einfassung.

Einrichtung:

Flankierend zu beiden Seiten des Fensters die bronzenen **Büsten** der Geschwister Walter (1885–1919) und Marie Gnehm (1883–1944), montiert auf eichener Säule mit Steinsockel (signiert E. Z. [Eduard Zimmermann] / R. S., um 1915). Rechts ein grossformatiges **Ölgemälde** der Schwester (Abb. 41), in der Fensternische ihr **Arbeitspult** mit Tintengeschirr und Petrollampe (um 1900). An der Wand zum Salon ein bestickter **Klappsessel** (Napoléon III) sowie ein **Liegestuhl** der Jahrhundertwende. An der Ostwand ein mit dem Monogramm von Robert Gnehm (1852–1926) versehener **Reisekoffer** und zum Bergsteigen verwendete Stöcke.

Die Eingangspartie ist diesem Mann gewidmet. Seine nun hier ausgestellte **Büste** (Bronze; Eduard Zimmermann) war lange Zeit in der Firma Sandoz in Basel zu sehen. In der **Vitrine** verschiedene Ehrengaben und Andenken an den Chemiker und Erfinder; die **Wandfotografie** zeigt ihn im Kreise seiner Mitprofessoren am «Eidgenössischen Polytechnikum» (1898/99).



Abb. 41. Marie Gnehm, 1907.
(Öl auf Leinwand;
Rosi Lampi, H. 127 x B. 82 cm)

Raum 18: Salon



Abb. 42.

Bauliches: Der nach Süden orientierte Salon ist der aufwendigste im Empirestil ausgestattete Raum des Hauses. Die flache **Stuckdecke** weist eine reich-profilerte, zu den Wänden abgerundete Borte mit Eierstab auf. Die Randborte ist mit gelappten Blättern und Blumen belegt, die ausgesparten Eckkartuschen



Abb. 43. Eckpartie der Empiredecke.

(Abb. 43) zeigen Musikinstrumente. (Diese symbolisieren wohl eine Funktion dieses früher «Musikzimmer» genannten Raumes: Hier wurde im Familienrahmen Geige und Flöte gespielt und gesungen; Klavierspielen gehörte ohnehin zum obligatorischen Ausbildungsprogramm jeder «höheren Tochter»). In der Mitte der Decke ein Rundmedaillon, eingefasst von einem Reblaubkranz. Darin sitzt auf einem Fässchen Bacchus und trinkt aus einem Becher Wein.

1947 entstand die textile Ausstaffierung mit schweren Vorhängen und **Satin-Tapete**: goldene stilisierte Blumenköpfe in Diagonalarasterung. Ebenfalls erneuert wurde das **Tafelparkett** des Fussbodens sowie die etwas verbreiterte **Eingangstüre**. Aus der Bauzeit von 1819/20 erhalten sind die beiden **Füllungstüren** zu den Nebenzimmern mit messingenen Kastenschlössern sowie das kniehohes **Wandtäfer**.

Der saalähnliche Raum präsentiert sich heute mitsamt der Ausstaffierung so, wie ihn Wolfgang Müller 1947 konzipiert und eingerichtet hatte. Vor allem nach dessen Tod im Jahre 1958 versinnbildlichte der Salon für Emma Windler in ganz besonderer Weise das Wirken und die Präsenz des Architekten. Da sie zu ihm eine herzliche Zuneigung empfand, veränderte sie – zu seinem Andenken – an diesem Raum nichts mehr. Das Museum verdankt seine Entstehung nicht zuletzt dieser Beziehung, dem Wunsch nach Verewigung. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, hält das heutige Ausstellungskonzept deshalb ebenfalls an der «Unveränderlichkeit» des Salons fest.

Einrichtung:

In der Mitte des mit Teppichen ausgelegten Raumes ein ausziehbarer **Rundtisch** mit sternförmig furnierter Platte und säbelförmigen Füßen. Die vier gepolsterten **Stühle** weisen Schulterlehnen mit Schilfblattversprossungen auf (Kirschbaum; um 1825). In symmetrischer Anordnung vor den Fenstern zwei dazugehörige **Fauteuils** und ein bestickter **Fussschemel** (Nussbaum; Restauration).

Links der Eingangstüre ein allseitig gepolstertes **Sofa** mit ausgestellten, volutierten Seiten, leicht geschweifter Rückenlehne und Volutenfüssen (Nussbaum furniert; Restauration). Zur Linken ein mit demselben Stoff bespannter, reich geschnitzter **Armlehnstuhl** (Nussbaum; Louis-Philippe/Napoléon III), davor ein feines, mit leicht ausgestellten Vierkantfüßen versehenes **Ovaltischchen** (Nussbaum furniert; Biedermeier). Bestickter **Fussschemel** (Napoléon III). Die **Ständerlampe** wurde nach einem Entwurf von Wolfgang Müller angefertigt.

In der Südostecke eine vierschüßige, gerade **Kommode**, mit leicht vorge-setztem oberstem Teil (Nussbaum furniert; Biedermeier). Darauf eine mit Sockel und Glasglocke versehene **Stehuhr**, das zylinderförmige Werk von Putten flankiert (Napoléon III). Beidseits der Uhr je eine **Porzellanfigur** eines zusammengehörigen Paares; der Mann einen Ring darbietend, die Frau mit Spinnrocken versehen (Königl. Porzellanmanufaktur Berlin, 1837–45; die Kostüme weisen ins 18. Jahrhundert).

In der Südwestecke ein **Sekretär** mit Schrägklappenaufsatz. Der tischartige Unterbau mit geschwungenen und mit Rocailles verzierten Beinen und Huf-füssen ist mit einer doppelt geschweiften Schublade ausgestattet (Nussbaum/Nussbaummaser furniert; Louis XV). Darauf ein **Figurenpaar** (alter Mann in «bergère» und Früchte tragende Bäuerin. Porzellan; Böhmen, nach 1815) und eine Vase aus Porzellan (Neo-Rokoko). **Schatulle** mit reichem Messingornament (Acajou/Nussbaummaser; 20. Jh.).

Rechts des Eingangs ein schwarz bemaltes **Klavier** der Jahrhundertwende mit Kerzenhaltern (Berdux; J. Muggli, Zürich); darauf eine mit Figuren bemalte ori-

entalische Dose und eine moderne Vase. **Foto** der Zwillingsschwestern Emma (1853–1890, links) und Bertha Gnehm (1853–1929). Daneben einer der beiden zusätzlichen **Stühle**, mit dem gleichen Stoff wie die Sitzgruppe bezogen, die Lehne jedoch mit ebonisierter Versprossung.

Wandschmuck: Der Salon, der für Emma Windler auch eine Art Gedenk-
raum für die Vorfahren darstellte, ist mit Bildern geschmückt, die ihr die Bedeu-
tung dieser Familien repräsentierten. Neben dem Klavier ein Porträt ihres Gross-
vaters **Johann Jacob Windler** (1814–1882), Stadtrat und Kornhändler (Öl auf Lein-
wand, um 1850). Links des Sofas das Abbild seiner Frau **Margaretha Windler-Graf**
(1809–1876) mit einem im Alter von neun Jahren verstorbenen Söhnchen (Öl auf
Leinwand, 1853). Die vier z.T. südländisch anmutenden **Landschaftsbilder** mit fest-
lichen Szenen im Vordergrund stammen vom in Stein geborenen Landschafts- und
Ofenmaler Peter Gnehm (1720–1799). Er war vorwiegend in Bern tätig. (Alle Öl auf
Tannenholz, 1793/94/95.)

Raum 19: Ausstellungsraum Hermann Knecht

Bauliches:

Analog zum östlichen Nebenzimmer des Salons (Raum 17, Ausstellungsraum Familie Gnehm).

Einrichtung:

Teile des Ateliers von Hermann Knecht mit Werken aus allen Epochen seines Schaffens.

- | | |
|---|---|
| 1. Alte Steiner Holzbrücke mit «Storchen» | 18. Morgen am Rhein |
| 2. Tessinerdorf am See | 19. Das «Werdli» bei Stein am Rhein |
| 3. Pfarrhaus Stein am Rhein von Osten | 20. Altes Hafengebäude von Stein am Rhein |
| 4. «Rheinfels» und «Rosenegg», Stein am Rhein | 21. «Im Espi», Stein am Rhein |
| 5. Nach der Bombardierung in Stein am Rhein | 22. Steiner Holzbrücke |
| 6. Bildnis Richard Knecht | 23. Rebhäuschen an der Zwingli-strasse |
| 7. Studienkopf (junge Frau) | 24. Steiner Pfarrhaus im Pavillon |
| 8. Schloss Wagenhausen mit Burg Hohenklingen | 25. Figurengruppe (Familie) |
| 9. Zwei weibliche Figuren | 26. «Sandfelsen» ob Stein am Rhein |
| 10. Stein am Rhein von Eschenz aus | 27. Sommerhaus «Adlergarten», Stein am Rhein |
| 11. Tenero (Tessin) | 28. Stein am Rhein und Eschenz von Öhningen aus |
| 12. Pedrazzini's Hof mit Stall bei Tenero | 29. Baumstudie |
| 13. Hemishofer Eisenbahnbrücke von Osten | 30. «Waldbach» bei Stein am Rhein |
| 14. Pontonbrücke bei Hemishofen | 31. Kleine Kiesgrube im Wald |
| 15. Bierkeller, Stein am Rhein | 32. «Hüttenberg» am Seerücken |
| 16. Oberhalb «Ergeten», Stein am Rhein | 33. Hemishofer Brücke vom «Hoppihoh» |
| 17. Surreale Landschaft mit Schnee | 34. Weidlingspfähle am Rhein |
| | 35. Heuet bei Stein am Rhein |



Abb. 44. Alte Steiner Holzbrücke mit Storchen.
(Öl auf Pavatex, H. 21,5 x B. 44 cm)



Abb. 45. Bierkeller, Stein am Rhein.
(III/1945. Öl auf Karton, H. 26,5 x B. 33,5 cm)

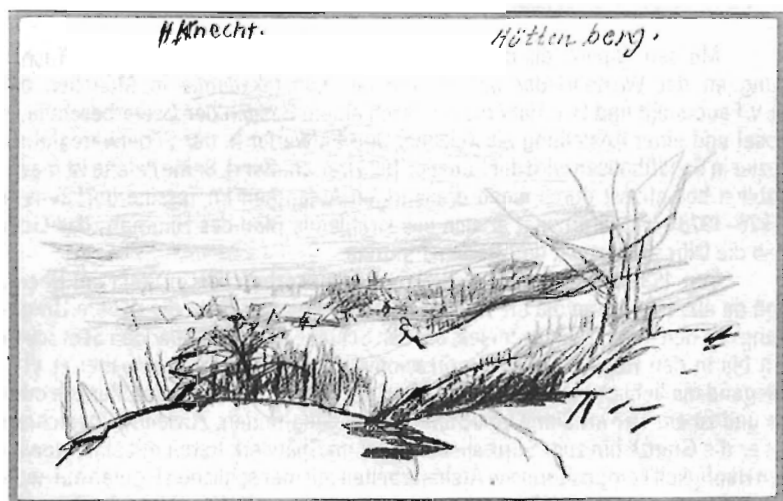


Abb. 46. «Hüttenberg» am Seerücken.
(Bleistift auf Papier, H. 11 x B. 18,5 cm)

Hermann Knecht-Spengler. Maler

* 24.8.1893 Stein am Rhein

† 8.1.1978 Stein am Rhein

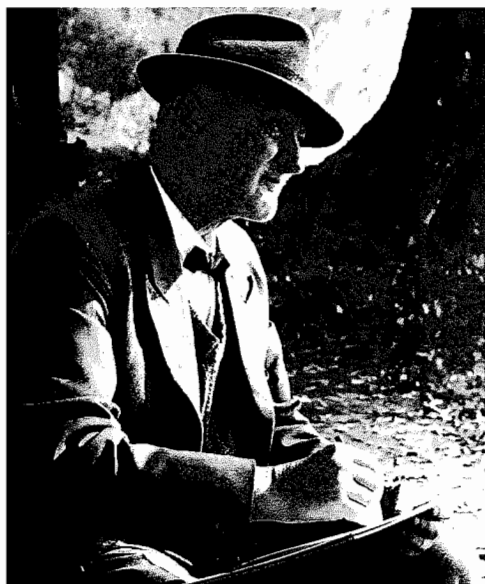


Abb. 47. Hermann Knecht.
Am Rheinufer unterhalb des
Steiner Stadtgartens, Herbst
1964.
(Foto Bruno und Eric Bühler,
Schaffhausen)

Mit dem Diplom als Bautechniker holt er sich seine künstlerische Ausbildung an der Westenrieder Schule und der Kunstakademie in München bei M. v. Feuerstein und H. v. Habermann. Nach einem Besuch der Gewerbeschule in Basel und einer Anstellung als Zeichner und Entwerfer in der Silberwarenfabrik Jezler in Schaffhausen wird der Künstler 1926 freischaffend. Seine Palette ist massgeblich beeinflusst durch einen dreijährigen Aufenthalt im Tessinerdorf Tenero (1926–1928). Hier erarbeitet er sich das strahlende Blau des Himmels, das Licht und die Differenziertheit der Braun-/Grüntöne.

Von 1930 bis zu seinem Tode lebt er ununterbrochen in Stein am Rhein. Von da aus führen ihn die oft stundenlangen Spaziergänge in die nähere Umgebung: An den Rhein, zum Untersee, auf den Schienerberg und über den Seerücken hin bis in den Hegau. Als spätimpressionistischer Pleinairist bearbeitet er vorwiegend die liebliche Landschaft um Stein am Rhein, in welcher der Mensch oder ab und zu ein Tier im Sinne von Staffagen Eingang finden. Zuweilen überschreitet er die Grenze hin zum Surrealismus. Erst im Spätwerk treten mit einer gewissen Häufigkeit kompositorische Atelierarbeiten mit menschlichen Figuren auf, welche grösstenteils als Studienarbeiten zu seinen grossen Wandbildaufträgen gelten mögen.

In seinem Œuvre überwiegen Zeichnungen und Aquarelle gegenüber den Ölbildern. Seine Vorliebe gilt den kleinen Formaten, in welchen er vor allem mit seiner gepflegten Aquarelltechnik eine Ausstrahlung von unglaublich reizvoller malerischer Intensität erreicht.

Ernst Alexander Rubli



Abb. 48.

Bauliches:

Der zusammen mit dem zweiten Obergeschoss im 17. Jahrhundert errichtete Dachstuhl weist eine **liegende Konstruktion** mit drei Binderpaaren auf. Mit-ten im Raum eine mächtige **Jochsäule mit Unterzug**, eingeklammerte Streben. Das Dach, das die Sicht auf die doppelte Eindeckung mit Biberschwanzziegeln freigibt, ist auf der Südseite durch doppelte Aufschieblinge leicht angehoben. Der **Quer-giebel**, in einfachem Konstruktionsfachwerk ausgeführt, entstand beim Umbau von 1819/20. Auf der Hofseite befindet sich eine grosse **Aufzugslukarne** mit rundbogigem zweiflügligem Tor. Die Aufzugsvorrichtung besteht aus einer mächtigen, mit einer eingesteckten Stange um sich selbst drehbaren, senkrechten **Winde** und einem am Dachstuhl befestigten, ausfahrbaren Tragbalken mit **Seilrolle**. Unmittelbar neben dieser Einrichtung ist die mit einer abschliessbaren eisernen Türe versehene **Rauchkammer** eingebaut.

Einrichtung:

Der Dachstock mit seinem Nebeneinander, Ineinander und Aufeinander von erlesenen «Antiquitäten» und Gerümpel, ja Abfall, muss Besucher und Besucherinnen, die an geordnete Museen gewöhnt sind, schockieren.

An der Ost- und Nordwand befinden sich umfangreiche Vorräte an **Brennmaterial**: Scheite für die Küche und Waschküche, mit «Nielen» (Waldreben) gebundene Wellen für den Kachelofen. Daneben ausgerissene Rebstöcke, einige Rebwellen, Tannen- und Föhrenzapfen, «Tresterstöckli» (s. S. 46), angefaulte Dachschindeln, zerschlossene Körbe und unbrauchbar gewordenes Holzgerät.

In den Bereich der **Vorratshaltung** gehören auch die zum Trocknen in Dörrroste und «Riiteren» (Getreidesiebe) geleerten Nüsse; die aufgehängten Kräuter

wurden als Tee, Gewürz und für die Hausapotheke verwendet. Schweinsblasen sind nicht nur Brauchrequisit, sondern dienten anstelle von Pergamentpapier zum Verschliessen von Vorratsgefässen, z. B. von Konfitüre. Sie konnten auch als Behälter für Nahrungsmittel und anderes verwendet werden. Die Rauchkammer beherbergt Würste und Speckseiten. Ebenfalls zur Selbstversorgung wurde das daran angelehnte Schnapsbrennengeschirr verwendet.

Das **abgestellte Mobiliar** besteht zunächst aus nicht mehr benötigten oder aus der Mode gekommenen Möbeln: bürgerliche und bäuerliche Kästen, vorwiegend des 18. Jahrhunderts, eine Windellade, Betten usw. Die beiden bemalten «liegenden Kästen», einst Wäschetruhen einer Braut, sind längst zu «Schnitztrögen» (zur Aufnahme von Dörrobst) umfunktioniert worden (einer datiert 1726). Zahlreich sind die weggestellten Kleingegenstände. Aus dem Bereich der Küche etwa ein bronzener Dreifussshafen (Grapen) aus der Zeit der offenen Herdfeuerung. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts dürfte in diesem Haus – im Gegensatz zu den Bauernhöfen der Umgebung – Anbau und Verarbeitung von eigenem Leinen langsam aufgegeben worden sein, auch wenn ein 1842 entstandenes Gemälde der Familie Schmid im grossbürgerlichen «Neubu» die betagte Bürgermeistersgattin mit Kunkel und Handspindel zeigt⁸. Das erforderliche Gerät wurde nicht weggeworfen, sondern an einem geeigneten Platz aufbewahrt. Im Bereich des südwestlichen Dachfensters eine Anzahl eng beisammenstehender Flachsrätschen, Hecheln, ein Schwingstock mit Schwert und etwas Rohmaterial. An der Westwand und auf den Kästen Spinn- und Spulräder, einige Haspel und eine aus geschwärztem Holz und Bein kunstvoll gearbeitete Garnwinde; Kleinwebstühlchen zum Herstellen von Bändern. Auch abgebrochene Öfen und Herde wurden deponiert (südwestliches Fenster, Rauchkammerbereich), ebenso nicht mehr benötigte Fenster und Türen.

Verschiedene Gegenstände sind zwar in Gebrauch, kommen jedoch nur saisonal oder **sporadisch zum Einsatz**. Mehrfach vertreten sind Kinderschlitten: zum Ziehen mit Deichsel und mit Kaleschen-artigem Aufbau, zum Stossen mit hölzerner und geflochtener Lehne oder als einfache Rodelschlitten («Füdlitrucke»). Im

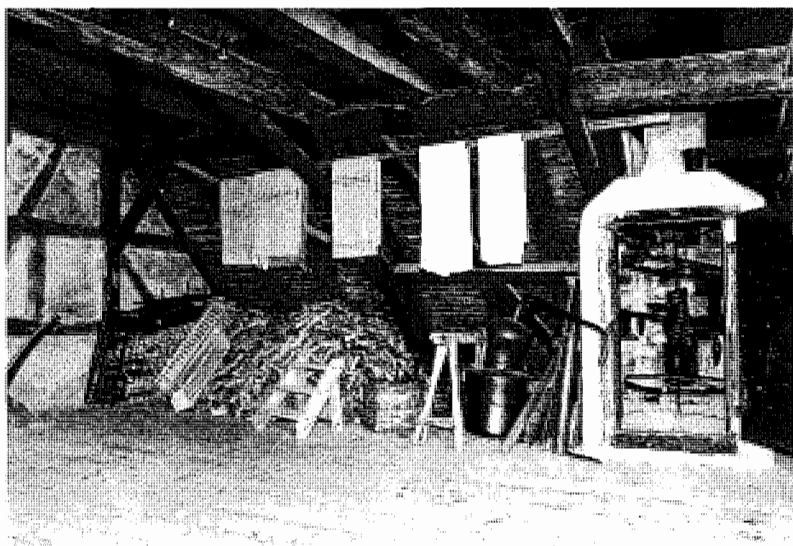
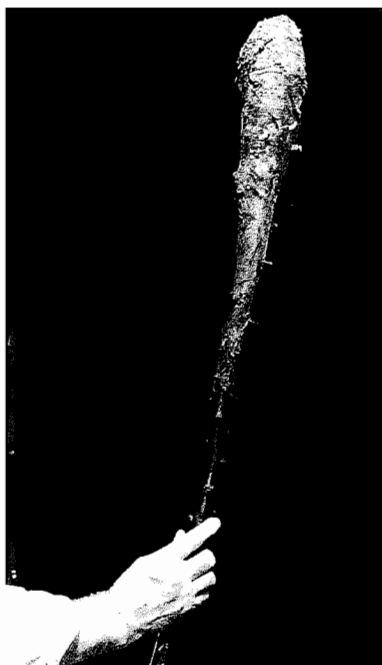


Abb. 49.

Abb. 50. Durch jahrelanges Entfernen der Spinnweben im Dachraum hat sich um diesen Stecken ein dichter Klumpen gebildet. (Symbol der Museumshüter?)
Haselnuss, L. 200 cm.



Bereich des Treppenaufgangs verschiedene Holzschlittschuhe mit eisernen Kufen. Ebendort befindet sich ein Schwanenhals zum Fangen von Raubzeug; einige Bälge von Fuchs, Dachs und Steinmarder sind aufgehängt. Die Kastenfalle für Marder ist in gespanntem Zustand, sie wird mit einem Ei bestückt.

Nicht zuletzt diente der Estrich als Trocknungsraum für **Wäsche**, dazu das mehrfach gespannte Seil sowie ein aufklappbares Gestell. Auf einem Tischchen eine gusseiserne Mange mit hölzernen Walzen. Einen luftigen Ort benötigte auch die abgelegte Schmutzwäsche, um der Bildung von Stockflecken vorzubeugen. Vor Mäusen geschützt ist sie auf einer langen, am Dachgebälk aufgehängten Stange aufgeschichtet (Südseite).

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 139)

→ Fortsetzung des Rundgangs im Hinterhaus. Zugang über die Laube im zweiten Obergeschoss.

Raum 21: Laube



Abb. 51.

Bauliches:

Die zweigeschossige, den Hof auf drei Seiten umfassende Laube ermöglicht die Verbindung zum **Hinterhaus**. Dieses wurde im Jahre 1712 neu erbaut. Das **Fachwerk** der Hoffassade sowie die Laubenkonstruktion sind wie zur Entstehungszeit ockerfarbig gefasst, die Ausfachungen mit schwarzen Konturlinien versehen. Die Geländerstützen weisen im ersten Geschoss verzierte **Büge** mit Knick und unterseitigen Rollenpaaren auf. Die **Brettbaluster** (Geländer) stammen teilweise noch aus der Bauzeit des Hauses, mehrheitlich sind sie jedoch ersetzt.

Die Laube gibt auch den Blick auf die hofseitige **Fassade des Wohnhauses** frei. Von diesem Standpunkt ist die Zusammenlegung des «Lindwurm» aus zwei **Einzelhäusern** mit unterschiedlichen Kreuzstock-Fenstern und Raumhöhen besonders gut zu erkennen. In der **Westhälfte** ist das **Fachwerk des 17. Jahrhunderts** erhalten, dass sich vermutlich über das ganze zweite Obergeschoss erstreckte. Typische Zierelemente dieser damals noch nicht durch das Hinterhaus verdeckten Fassade sind die **geknickten Streben** in den Brüstungsfeldern. Diese finden sich auch im Giebelndreieck der Aufzugslukarne. Die damalige Fassung war nicht wie im 19. Jahrhundert grau, sondern braunrot, wobei die Balken etwas verbreitert und mit doppelter schwarzer Begleitlinie versehen waren. Zwei Gefache und ein Stück Pfette (über dem westlichsten Fenster) zeigen ihre ursprüngliche Bemalung.

Die **Osthälfte** der Aussenwand wurde vermutlich 1819/20 bis auf das massive Erdgeschoss abgetragen und in einfachem **Konstruktionsfachwerk** neu ge-

baut. Dafür spricht die Tatsache, dass sich die rote Farbe unter der grauen Übermalung nicht nachweisen lässt. Verzierte Holzfassaden entsprachen zu Beginn des 19. Jahrhunderts hier nicht mehr dem Geschmack der Zeit.

Einrichtung:

Am Ende des Nordteils eine in der Art einer Stabell hergestellt **Bank** mit Gratleisten und gesteckten Füßen. Daneben ein (von Besuchern und Besucherinnen zu benützender) **Spielkasten**, in dessen verschiedene Öffnungen metallene «Bätzel» geworfen werden. Die meisten Punkte ergeben das geöffnete Maul des eisernen Frosches sowie die Drehtrommel. Auf der Aussenseite des Geländers eine auf Trägern befestigte **Stange** zum Auslüften und Trocknen von Wäsche, Flachsbüscheln usw. Der auf den Dächern wachsende **Hauswurz** ist ein kleiner Rest von ganzen Pflanzenteppichen, die die Ziegel bis zur Dachsanierung (1992) bedeckten.

Raum 22: Gesindekammer



Abb. 52.

Bauliches:

Der im 19. Jahrhundert als «Knechtenkammer» bezeichnete Raum gehörte vermutlich zu einer ehemaligen Sommerwohnung dieses Geschosses. Als Teil des seit seiner Bauzeit im Jahre 1712 beinahe unveränderten Hinterhauses entspricht er einem damals gängigen Wohnstandard. Im Normalfall wurde der Innenausbau später durch steigende Komfortansprüche verbessert und Vertäferungen eingebaut und Decken in Holz oder Gips eingezogen. Durch eine sehr extensive Nutzung des Hintergebäudes fielen alle diese Erneuerungsbestrebungen weg.

Sichtfachwerk und **Deckengebälk** sind wie die Aussenfassade ockerfarbig gefasst (Originalzustand). Die **Fenster** mit verbleiten Rundgläsern sind wiederverwendet und dürften nach dem Umbau von 1819/20 aus dem Vorderhaus hierhergekommen sein.

Einrichtung:

Die Möbel wurden nicht für Dienstboten angefertigt, aber hier – nach ihrer «Gebrauchszeit» – noch weiterverwendet. Soweit Erinnerungen zurückreichen, stand der eintürige, mit renaissanceartigen Verzierungen geschmückte **Tannenkasten** an der heutigen Stelle (Front mit verkröpften Füllungen und Kartuschen, Kranzgesims mit Triglyphen). Ursprünglich mit ornamentaler Kleistermalerei geschmückt wurde er – wohl im 19. Jahrhundert – einfarbig dunkelgrün übermalt. Ebenfalls eine sekundäre Fassung zeigt die nussbaumartig maserierte **Tannenkommode** mit barock geschweiften Schubladen. Das olivgrün bemalte **Bett** weist am leicht gerundeten Kopf- und Fussteil einen mäanderförmigen Zierfries auf und hat klassizistisch kannelierte Füße. Im Besitz der Dienstboten, zur Unterbringung

der persönlichen Habe, war die beim Bett plazierte, maserierte **Truhe** (datiert 1853). Beim Fenster ein kleiner **Tisch** mit **Stabelle**.

Bescheiden sind die Gegenstände des persönlichen Komforts. Auf der Kommode ein **Waschgeschirr**, daneben ein **Kerzenstock** mit gedrechseltem Fuss, an der Wand dahinter ein schwarzgerahmter **Spiegel**. Als Luxus muss die **Bettvorlage**, das Fell eines Berner Sennenhundes, gelten. Auf dem Kasten zwei mit geblumten Tapeten überzogene einfache **Holzschatullen** sowie eine **Steinzeugflasche** (ursprünglich Gebinde für Mineralwasser, dann für Schnaps u. a. verwendet). Aufgehängt verschiedene **Kittel** und **Hemden**; auf der Truhe **Gamaschen** und **Wadenbinden**. Über der beim Fenster angebrachten Stange ein leinener **Bettanzug** sowie ein **Strohsack**. Das Füllmaterial wurde alljährlich erneuert und durch einen Griff durch den in der Mitte angebrachten Schlitz von Zeit zu Zeit etwas aufgelockert.

Wandschmuck: Über dem Bett ein Schutzengelbild mit Kind vor dem Abgrund (Lithographie; 2. H. 19. Jh.).

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 98)

Raum 23: Gesindekammer (Spielzimmer)



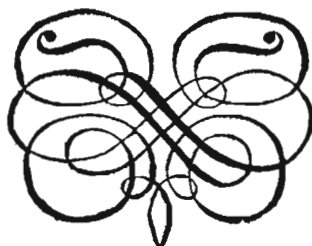
Abb. 53.

Spielzimmer zum Ausprobieren!

In diesem Zimmer darfst Du alles tun,
was sonst in einem Museum
verboten ist.

Du darfst alles berühren,
Dich auf die Stühle setzen,
die Spielsachen benutzen,
ins Strohsackbett des Knechtes liegen,
die alten Kleider anziehen und Dich darin im Spiegel betrachten.

Viel Spass!



Bauliches:

Analog der westlichen Gesindekammer vollständig erhaltene Raumfassung von 1712. Aus statischen Gründen musste der Fussboden wie in den meisten Räumen des Hinterhauses durch Aufdoppelung verstärkt werden. Fenster mit einfachen schmiedeisenen Gittern.

Einrichtung:

Die Gesindekammer ist vorwiegend mit Mobiliar und Gerät des 19. Jahrhunderts ausgestattet, beansprucht jedoch nicht, dokumentarisch genau ausgestattet zu sein. Die Gegenstände sollen gebraucht werden und dürfen sich abnutzen. Der Sinn dieser Einrichtung ist nicht nur die Entlastung von Eltern, die hier ihre Kinder sich selbst überlassen können, sondern auch ein spielerischer Umgang mit dem Thema des Museums. Auch für Erwachsene!

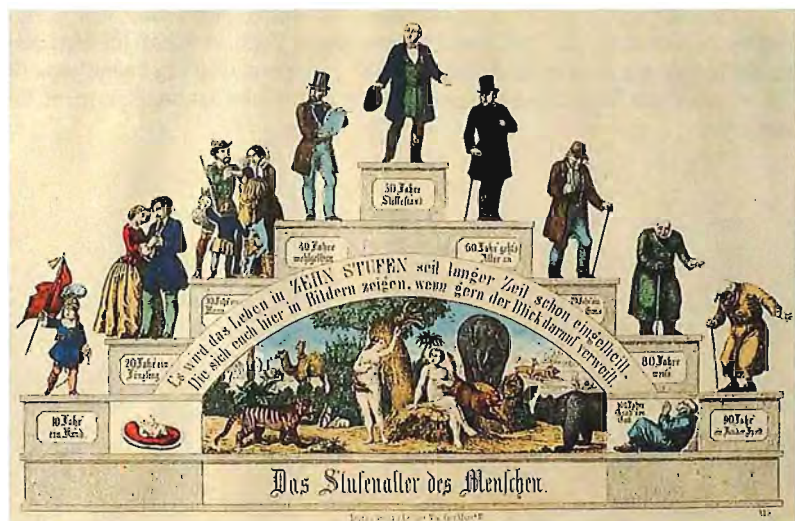


Abb. 54. Wandschmuck: Alterstreppe «Das Stufenalter des Menschen». Das im Spätmittelalter aufkommende Motiv verbreitete sich rasch und erfreute sich im 19. Jahrhundert grosser Beliebtheit. Es zeigt die schrittweise Karriere des Mannes vom Säugling bis zum

Greis, die mit 50 Jahren den Höhepunkt erreicht hat. Eine Frau ist ihm nur zwischen 20 und 30 beigegeben.

(May'scher Bilderbogen, Frankfurt a. Main; 2. H. 19. Jh., H. 35 x B. 48 cm)

Raum 24: Raum für Wechselausstellungen

Bauliches:

In den Raum für Wechselausstellungen gelangen wir durch den schmalen Stichkorridor: Raumgestaltung von 1712. Die äussere Einfassung der 1947 durch Wolfgang Müller in die Eingangshalle versetzten **Renaissancetüre** ist erhalten geblieben (verkröpfter Rahmen, Kranzgesims mit Zahnfries und Triglyphen). Der Raum für Wechselausstellungen, ebenfalls in **Sichtfachwerk** mit der ursprünglichen Ockerfassung von 1712, diente wahrscheinlich als Sommerwohnung. Unverändertes, drei- und vierteiliges **Fensterdispositiv**. Anstelle einer Verglasung sind feinmaschige Rautengitter aus Holz angebracht. Bemalung in Form von roten, dunkelgrünen und ockerfarbigen Rhomben.

Einrichtung:

Im Korridor unter dem Treppenhaus ein **Architekturmodell** des «Lindwurm» im Massstab 1:25 (Kurt Frei, Stein am Rhein; 1993). Im Raum für Wechselausstellungen ein zweitüriger **Schrank** des 17. Jahrhunderts (Nussbaum furniert, Tanne; profilierte Kassetten auf Türen und Sockel, seitliche Rahmenleisten mit Intarsien).



Abb. 55.

Bauliches:

Der grosse, nur durch **Lattenwände** unterteilte Raum weist ebenfalls eine unveränderte Fassung von 1712 mit ockerfarbigem **Sichtfachwerk** auf. Das hofwärts gerichtete **Fenster** beim Treppenaufgang ist mit verbleiten Rundgläsern versehen, die übrigen – wie im Wohnraum des Untergeschosses – mit hölzernen Rauteengittern. In der Mitte des die ganze Hausgrösse erfassenden Raumes steht eine mit Wulst und Fassung verzierte **Jochsäule**.

Einrichtung:

Im Ostteil dieses Stockwerks ist das nicht im Museum gezeigte landwirtschaftliche Gerät in Form eines **Schaudepots** zu sehen. V.l.n.r.:

Transportmittel: Hornschlitten mit Kastenaufsatz; Sackkarren; grosser Handleiterwagen; Radschuh; Schmierbock (Wagenheber zum Anheben der Achse); grosser Flaschenzug mit Gleitrollen (zum Aufziehen von abgeschwemmter Erde am Hang mittels eines Zugtieres).

Ackergeräte: Eggen mit Holzzähnen (Längseggen mit Kufen); Egge mit Eisenzähnen; verbesserter Aargauerpflug mit eiserner Riester (Streichblech); Unterdrehpflug (amerikanischer Wendepflug); Pflugbestandteile; zwei Kartoffelhäufelpflüge; Kärste; Hauen; Blackeneisen (zum Ausstechen von Sauerampfern); Kartoffelesekorb; Sägeräte für Zuckerrüben und Runkeln.

Abb. 56. Symmetrische Schar eines Wendepfluges (L. 43 cm). In dieser Form seit Jahrhunderten üblich und auf zahllosen Gemeinde- und Familienwap-pen abgebildet. Dieses Exem-plar wurde an der Spitze umge-schmiedet und mit einem Ring versehen. Es diente im 20. Jahrhundert als Gegengewicht einer Estrich-Klapptüre.



Heu- und Erntegeräte: Gabel zum Ausheben von Zuckerrüben; Dengelzeug; Dengelmaschine mit Klemmbacken; «Futterfässer» (Wetzsteinbehälter); «Haber-geschirre»/«Räfz» (Gestellsensen für Getreide, hier in den 1870/80er Jahren auf-gekommen. Wie anderswo wurde deren Verwendung anfangs als Sünde betrach-tet, weil der bisher mit der Sichel geschnittenen «Frucht» zuwenig Sorge getra-gen werde); «Fähnli» (auf Sense aufschraubbare Ablegevorrichtung für Getreide-schnitt); Bunde mit Garbenseilen; Garbenseile aus Stroh; Bindnagel (zum Anzie-hen von Garbenbändern aus Stroh und Weidenruten); Antraggabeln; Heurechen; Häufelrechen; Garbengabeln; Dreschflügel; Kornmasse; Schlepprechen; hölzerne und eiserne Heugabeln; grosses Rückentraggestell für Heu; Heunetz mit Seilhölz-chen (hier nicht verbreitet, aber durch Berner Einwanderer mitgebracht); «Heu-chräaze» (Rückentragkorb); Aufzugrollen; Greifzangen für Heu und Garben.

Neu!
Getreide-Sammel-

Neu!
und Binde-Gerät

D. R.- Patent No. 220984 ⚙ eibg. Patent angemeldet.

Bringt große
Ersparnis
an Arbeits-
löhnen!

Wiederver-
käufer hohen
Rabatt!

Macht sich
in
einigen Tagen
bezahlt!

Viel beque-
meres Binden!
Prospekt durch:

Albert Brütisch, Buch
Ranton Schaffhausen.

Abb. 57. (Inserat «Schweizeri-sche Landwirtschaftliche Zeit-schrift», 17.6.1910)

Bienenhaltung: Bienenkörbe.

Viehhaltung: Futtertrog für Pferde (zum Anhängen an die Deichsel); Zugwaagen; «Heulüücher» (zum Herauszipfen von Heu aus dem Stock); Heusägen; Heuschroter (Heuspaten); Mistgabeln; Milchschlitten (zum Transport in die Hütte oder zu den städtischen Kunden); Melkeimer; Postschlitten (in der Schlussphase ebenfalls als Milchschlitten verwendet); Futtertrog für Kleinvieh; auf der Stange Halsriemen, Kehljoche (Viehzuggeschirre); Dreipolsterkummet (Viehzuggeschirr); Pferdegeschirr; Leitseil; Bremsenkessel (Rauchkessel); Mistkarrette.

Obst- und Weinbau: Zwei Ziehböcke (Anspitzen von Rebstecken); Drähte (zum Binden der Rebschosse); Rebmesser; Baumkratzer; Spritzmittelkrücke; Obstpflückhaken; Butten; Buttenstuhl; Trog einer Obstmühle.

Waldwirtschaft: Holzschleifzange; Pflanzeisen für Jungbäume; hölzerner und eiserner Wellenbock mit zugehörigem Gertel; Holzbissen (zum Zusammenketten von Baumstämmen beim Transport); Kehrhaken; Knieschoner; Baumsägen; Spannketten; Radschuhe (Bremsmittel zum Spannen eines Hinterrades. Auf steilen Strassen bei Schwertransporten wie Holzfuhren verwendet); Stockwinde (zum Ausarbeiten von Wurzelstöcken und zum Aufladen von Baumstämmen).

Im Vorraum des Depots befindet sich eine Erinnerungstafel an Dr. med. Herbert Brütsch, der mit seiner Sammlung und Unterstützung Entscheidendes zum Gelingen des Museums beigetragen hat.

Herbert Brütsch-Blanz, Dr. med.

1914–1992

Gründungspräsident und Förderer der Heimatvereinigung Buch-Hemishofen-Ramsen

Initiant und Donator der Sammlung



Abb. 58.
Dr. med. Herbert Brütsch
während einer Wanderung
der Alt-Scaphusianer mit ihren
Frauen.
Hallau, 24. Juni 1988.
(Foto Ernst Hanns Rubli,
Flurlingen)

Während gut 25 Jahren trug der in Buch beheimatete, in Schaffhausen aufgewachsene und in Winterthur tätige Chirurg Dr. med. Herbert Brütsch eine umfangreiche Sammlung alter Haus- und Landwirtschaftsgeräte zusammen. Unter dem Motto «wörfed nüt furt» rief er 1972 die «Heimatvereinigung Buch-Hemishofen-Ramsen» ins Leben. Diese setzte sich zum Ziel, die Gebrauchsgegenstände der Vorfahren sicherzustellen und zu bewahren. Herbert Brütsch überliess ihr später geschenkweise seine gesamte Privatsammlung.

Als Beitrag zum Europäischen Jahr für Denkmalpflege 1975 gelang es ihm, die Restaurierung der vom Verfall bedrohten historischen Säge Buch in die Wege zu leiten. Als eigentlicher Spezialist für vorindustrielle Wasserkraftanlagen stellte er in der Folge nicht nur die Mühle in Salouf GR wieder her, sondern beteiligte sich auch an ähnlichen Projekten im Freilichtmuseum Ballenberg.

Der überwiegende Teil der im «Lindwurm» gezeigten landwirtschaftlichen Objekte wurde von der Heimatvereinigung zur Verfügung gestellt. Damit wird einem Wunsch des Initianten entsprochen, die Sammlung einer grösseren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es war ihm jedoch nicht mehr vergönnt, sein letztes grosses Vorhaben, die Umgestaltung des «Lindwurm» zum Wohnmuseum, mitzuerleben.

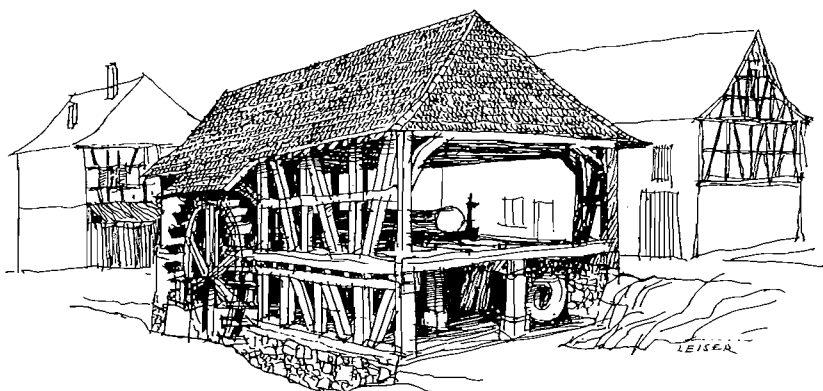


Abb. 59. Säge und Hanfreibe Buch. Erbaut 1786/87, in Betrieb bis 1899. 1975 als Pilotprojekt des Kantons Schaffhausen

zum Europäischen Jahr für Denkmalpflege restauriert.
(Federzeichnung Godi Leiser)

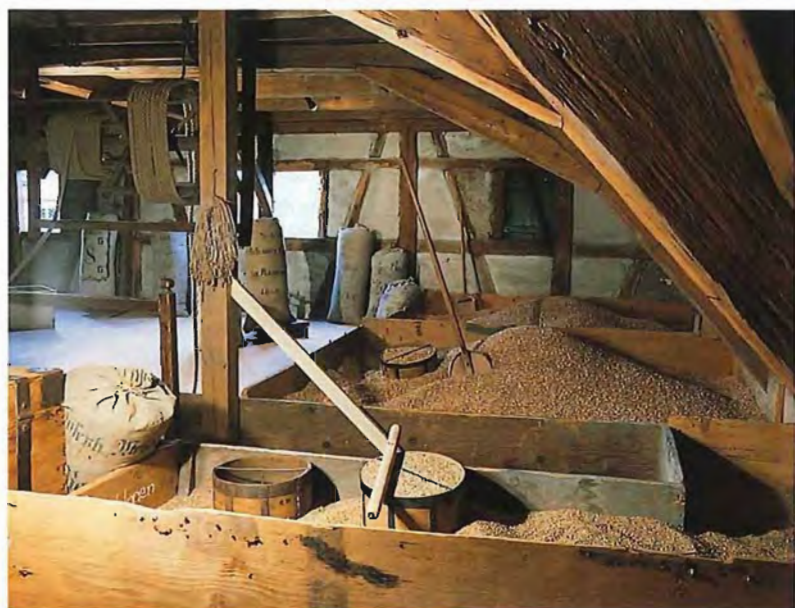


Abb. 60.

Bauliches:

Das in Fachwerk errichtete Dachgeschoss weist einen **liegenden Stuhl** mit zentralem Unterzug und **Jochsäule** auf.

Die wichtigsten Einbauten sind die beiden **Aufzugsvorrichtungen**. In Nähe der gegen den Fronhof gerichteten **Aufzugslukarne** ein senkrechter Drehbaum, der zur Bedienung des ausschwenkbaren Galgens mit Seilrolle diente. Beim Treppenaufgang eine zweiteilige, mit Übersetzung arbeitende Winde. Durch Öffnungen in allen Stockwerken, die mit **Klapptüren** versehen sind, steht sie in direkter Verbindung mit der Tenne.

Einen Ausblick auf die **Dachlandschaft** des Städtchens gewährt das Fenster der östlichen Giebelfassade. Besonders zu erwähnen ist die offene **Gerberlaube** des Nachbargebäudes «zum Sternen» (Trockenraum für Leder).

Einrichtung:

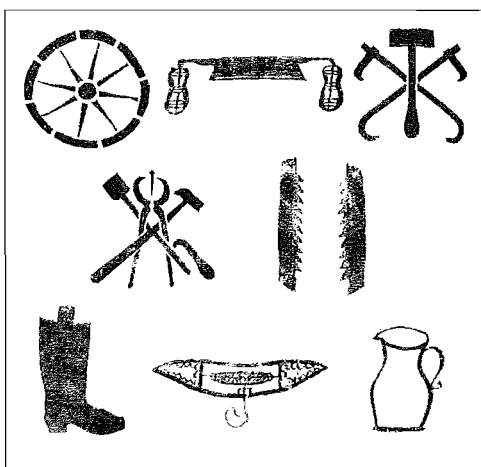
Der Kornboden diente nicht nur zur Unterbringung der eigenen Vorräte, weit wichtiger dürfte die Einlagerung von Handelsgetreide gewesen sein, um einen guten Verkaufspreis abzuwarten. Die heutige Einrichtung des Raumes vermittelt nur einen unvollständigen Eindruck. Entlang der Wände eine grössere Anzahl von hintereinandergereihten, gefüllten **Fruchtsäcken**, dazwischen der charakteristische Abstand, um Katzen den Zutritt zu ermöglichen. **Mausefallen**, die die Nager durch ein herabfallendes Brett oder einen Holzklotz erdrücken.

Auf der Südseite niedrige, aus Brettern hergestellte **Verschläge** zur Aufnahme von ausgeschüttetem Getreide (im linken und mittleren Behälter Dinkel, rechts Roggen). War es noch nicht «ausgeschwitzt», nicht ganz trocken, musste es etwa alle zwei bis drei Tage umgeschaufelt werden. Dazu die verschiedenen



Abb. 61. Die gezeigten Fruchtsäcke stammen zum grössten Teil aus der Gemeinde Buch, einige wenige aus Ramsen und Stein am Rhein. Häufig tragen sie Namensinschriften, Haus- oder Berufszeichen und Jahrzahl. (Im Vordergrund eine Mausefalle.)

Abb. 62 zeigt die Embleme von Wagner (Rad), Wagner/Gabelmacher (Ziehmesser), Küfer (Schlägel, Reithaken), Schmied (Hammer, Zange, Hufmesser), Säger (Sägeblätter), Schuhmacher (Stiefel), Weber (Webschiffchen) und Hafner (Krug).



hölzernen **Fruchtschaukeln**. Auch trockenes Getreide musste etwa mit einem alten **Rechen** von Zeit zu Zeit etwas «gerodet» werden, um das Einnisten von Mäusen und Ratten zu verhindern.

Einige zusätzliche, beim Transport und Handel verwendete Geräte wie ein **Sackkarren**, **Sackheber**, sowie eine 1877 geeichte **Dezimalwaage**. Sie gehörte dem Fruchthändler und Vater der Museumsstifterin Johann Jakob Windler (1838–1919). An der Stud zwei ältere, hölzerne **Stangenwaagen**. Bei den Kornbehältern **Getreidemasse** (Sester) mit zugehörigem «**Streichholz**» (s. Abb. 243).

Eher zu didaktischen Zwecken, als um den Raum in seiner früheren Weise auszustaffieren, steht in der Nordostecke eine einfache **Getreideputzmühle** («Windmühle»; liegender Typ). Das mit weit- und engmaschigen **Sieben** («Riitern») von Strohresten und Unkrautsamen gereinigte Korn wurde durch den Trich-



Abb. 63. Fruchtsack von Johann Jakob Windler (1838–1919), im «Scharfegg», datiert 1868. Er war zu dieser Zeit noch der einzige Steiner Kornhändler; das Geschäft übernahm er vom Vater. Durch die Internationalisierung des Marktes (Eisenbahntransporte) verlagerte sich der Handel auf bayrisches, ungarisches, rumänisches und polnisches Getreide. Das Geschäft, das Windler «compte à demi» mit einem Partner betrieb, setzte 1866 beispielsweise 37 231 Malter im Gesamtwert von 1 171 296 Franken um. Wichtige Umschlagplätze waren nach wie vor die Hafenstädte des Bo-

densees (Lindau) und die regionalen Kornmärkte, doch bestanden Geschäftskontakte etwa in Krakau, Breslau, Budapest. Im städtischen Lagerhaus in Wien stellte Windler Getreide ein. Die Abnehmer waren vorwiegend Müllereien in den Kantonen Zürich, St. Gallen, Schaffhausen, Aargau, Basel und in der Innerschweiz. Der Handel erfuhr in den 1870er Jahren (Verstädterung) eine Vervielfachung des Volumens, bis er 1892 durch den Konkurs des Compagnons zusammenbrach.

Sack Nr. 6225 von insgesamt über 50 000 Säcken (H. 135 cm).

ter geschüttet. Das gleichzeitig mit einer Kurbel in Bewegung versetzte horizontale Flügelrad erzeugte einen Luftstrom, der die leichte Spreu durch den langen Holzkanal ausblies. Die Körner fielen in die daruntergestellte **Wanne**.

Hinter der Kornfuge unter dem Dach an einer langen Stange mäusesicher aufgehängte Getreidesäcke.

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 194)

Raum 27: Laube



Abb. 64.

Bauliches:

Unter dem Treppenkasten der Laube befindet sich einer der beiden «Abtritte» des Hauses. Durch ein hölzernes Fallrohr ist er mit einer Jauchegrube verbunden. Oberlicht mit verbleiten Rundscheiben (1819/20).

Abb. 65. Rechnung für die Leerung der Jauchegrube im «Lindwurm» aus dem Jahre 1948. Hausangestellte hatten noch in dieser Zeit nicht nur das Plumpsklo, sondern auch den hinteren Eingang durch das Ökonomiegebäude zu benutzen.

F. Gafner-Brülisch Fuhrhalterei

Mobilitransport und Lastfahrten- Luxus- und Schwerfuhrwerke, Offiz. Camionage S. B. B. Teubelstr.
Telephon Nr. 8 61 51
Postcheckkonto Villa 7042

Stein am Rhein, den 3. Mai 1948

Rechnung für *Personen im Handel, Stein am Rhein*

Monat	Tage		Hc.	Sp.
April	6.	1/2 Ton Lende gef. Frondamen	20.-	
	7.	1 Hagen Lende gef.	5.-	
			25.-	
Dankend erhalten H. Gafner - Brülisch 13. Mai 1948				

Über dem Treppenabstieg ein an die Riegelwand gemalter volkstümlicher **Drachen** (Lindwurm; signiert J. F. 1925). Im westlichen Laubenarm, der noch den ehemaligen **Durchgang** ins Hauptgebäude erkennen lässt, Brennholzvorräte, ein Hackstock sowie eine kleine Dezimalwaage. Aufgehängte Wäsche (Taghemden), Zaine und Wäscheklammern. An der Wand Kirschen- und Beerenkrätten; ein Heidelbeerkamm. Ganz zuhinterst Kinderschliitten.



Abb. 66.

Bauliches:

Der allseitig mit **Fachwerkwänden** umschlossene Raum umfasst die offene Tenne U-förmig. Starke **Ständer** mit Verstrebungen. Über der Tenne die aus einer losen Balkenlage bestehende «**Brügi**».

Einrichtung:

Im westlichen Teil **Heuvorräte**, östlich am Stock aufgeschichtete **Garben**. Der nicht belegte Platz ist Abstellraum für z. Z. nicht benötigtes, teilweise für ausgedientes Gerät. Im Vordergrund ein hölzerner «**Aargauerpflug**» mit «Mechanik», der bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typische Wendepflug des schweizerischen Mittellandes. (Aargauerpflug bezeichnet nicht die Herkunft, sondern den Typ, «so genannt zufolge der fortschrittlichen Tätigkeit der helvetischen Gesellschaft im Aargau»⁹.) Rechts davon eine liegende «**Windmühle**» mit Holzzahngetriebe, einige «**Riiteren**». Diverse **Zuber**, einer davon mit Deckel versehen und bei der Hausschlachtung zum Brühen der Schweine verwendet. An der Westwand ein kompletter, demontierter **Leiterwagen**; am Gebälk aufgehängt verschiedene **Obstleitern**. In der Westecke etwas **Brennholz**, alte **Wagen- und Pflugbestandteile**, ein **Säge- und Wellenbock**, **Gerümpel**. Zum Abstechen des Heus ein aus einem alten Sensenblatt hergestelltes **Schroteisen**.

Auf der «**Brügi**», dem eigentlich zur Lagerung von Garben oder Stroh reservierten Raum, verschiedene **Wagendeichseln** und «**Wepfstangen**», die zum Lenken der Hinterachsen bei Langholzfuhren benötigt wurden. Im anschliessenden, durch Balkenaufgaben zusätzlich gewonnenen Raum im Vordergrund ein schwerer **Holzschlitten** sowie ein **Jauchefass**.



Abb. 67.

Bauliches:

Der mit **Kopfsteinen** gepflasterte Hofplatz, in dem zwei Holunderbüsche wachsen, schafft die Verbindung zwischen Vorder- und Hinterhaus und ist von der Aussenwelt abgeschirmt.

Die Haltung von Schweinen war im 19. Jahrhundert selbstverständlich; der mit einem «Abtritt» kombinierte **Schweinestall** befindet sich in der Nordostecke unter der Laube. Im oberen Teil dieses kleinen Bohlenständerbaues sind eine grosse Wäschestütze, Gartengerät und dergleichen untergebracht.

Die Hühnerhaltung spielte keine grosse Rolle, trotzdem sah sich der Stadtrat genötigt, die Anzahl Geflügel pro Einwohner auf zwei zu beschränken, da es frei auf Plätzen und Strassen herumlief. Das **Hühnerhaus** wurde neu errichtet; es existierte früher nicht, da das Federvieh im «Lindwurm» vermutlich wie anderswo «sommersüber in irgendeinem Winkel der Tenne, über dem Schweinestall oder neben dem Abort seine Nächte durchträumen [durfte], während im Winter der dunkle Keller oder eine Ecke des Viehstalles als Quartier zugewiesen wurden»¹⁰. Die Hühner gehören der alten Rasse der Appenzeller Spitzhauben an (s. Abb. 73).

Einrichtung:

Vor Witterungseinflüssen geschützt in der Ecke unter der Westlaube eine grössere Beige von **Scheiten**, daran angelagert Abfallholz, alte Rebstöcke, Stangen usw. Geräte zur **Holzaufbereitung** wie Scheitstöcke und Staudenbock. Hier

war der Platz, wo gedengelt wurde (**Dengelstock** mit Hammer); zum Einbringen von Futter diente der einrädrige **Graskarren**. Das kleine Depot von **Knochen** stammte aus der Hausschlachtung und wurde den sporadisch vorbeikommenden Altwarenhändlern mitgegeben. Aus einer Nachbargemeinde ist bekannt, dass dieser Rohstoff für Dünger und technische Produkte in den 1920er Jahren nicht mit Geld, sondern mit Keramik bezahlt wurde. Beim Dachkännel ein **Wasserfass** zum Aufsammlen des beim Waschen bevorzugten kalkarmen Regenwassers.

Auf der gegenüberliegenden Seite, beim Treppenaufgang zur Laube, ein grosser sandsteinerne **Schleifstein**; auf dem Holzdepot dahinter eine «**Güllenbutte**» (Rückentraggefäss für Jauche). Am einen der beiden Laubenpfeiler ist ein **Besenbinder** montiert. Rohmaterial für Besen war neben Birke das im Herbst geschnittene Besenreisig (Geissblatt); die Reifen wurden aus «Niele» (Waldrebe) oder «Hulfteren» (wolliger Schneeball) gebunden.



Abb. 68.

Raum 30: Stall



Abb. 69.

Bauliches:

Der durch die westliche Hausmauer begrenzte Stall weist gegen Innenhof und Tenne eine **Bohlenständerkonstruktion** auf. Zunächst beim Eingang vom Fronhof her ein Abteil für zwei Pferde, getrennt durch einen **Latierbaum** («Plamper»); anschliessend Platz für einige Kühe und zuunterst für Jungvieh. In der ganzen Längswand breitrechteckige schmale «**Barren-**» oder «**Leglöcher**» zum Durchreichen des Futters. Pferde- und Viehstand sind mit hölzerner **Krippe** und **Raue** («Barren») versehen. Das «**Läger**» ist im vorderen Drittel gepflästert, der Rest besteht aus Bohlen. Überdeckter, mit der Jauchegrube verbundener «**Schorrgraben**» (Abzugsrinne). Hölzerne **Lüftungskanäle** auf der Ost- und Nordseite. Die ehemals zum «Lindwurm» gehörige «Dunglegi» (Miststock) im Fronhof mit 1818 erstelltem «Güllenloch» besteht nicht mehr.

Einrichtung:

Die beiden **Kuhattrappen** symbolisieren den Zweck der damaligen Rindviehhaltung. Die eine ist an der Krippe angebunden und produziert Milch und Dünger (beigestellter **Melkstuhl**, **Mistbenne**, **Mistkrücken** und -**gabel**), die andere ist zum Ziehen angeschirrt (**Kehljoch** mit Hintergeschrir, **Halsriemen** zur Deichselführung, **Halfter** und **Maulkorb**).



Im untersten Teil des Stalles eine **Futterkiste** mit Schöpfgeschirr für den Hafer (Sester), daneben ein **Futterkorb**. An der Wand ist ein **Farnbüschel** angebracht, das gemäss einer volkstümlichen Vorstellung Fliegen und Ungeziefer fernhalten soll. An verschiedenen Haken und Nägeln aufgehängte **Viehketten**, **Halsriemen**, **Maulkörbe**, **Viehstriegel** usw. Auf dem Fenstersims einige abgerissene Klaueneisen, mit denen die Hufe regelmässig zum Zug verwendeter Ochsen und Kühe beschlagen wurden.

Vor dem Stalleingang ein **Bänklein** zum Abstellen des Milchgeschirrs. Am Türpfosten ein zum Antreiben von Vieh verwendeter «**Hagenschwanz**» (Ochsenziemer), hergestellt aus dem getrockneten Penis eines Stieres. Über der Türe **Kuh-schellen**.

Dem Meister der Langfinger-
zunft, der mir letzten Mittwochs
Nachts eine Mißfurte aus dem
Stalle annekirt hat, diene zur Nachricht, daß
wenn diese nicht sofort wieder an Ort gebracht
wird, er seinen Schelmennamen im nächsten
Blatte lesen kann.
H. Leibacher.

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 188)

Raum 31: Tenne



Abb. 71.

Bauliches:

Das Untergeschoss des Hinterhauses weist eine intakte **Bohlenständerkonstruktion** auf. Wie eine dendrochronologische Untersuchung (Jahresringforschung) zeigte, wurden die beiden, z.T. getreppten **Schwellenbäume** im Jahre 1712 gefällt. Vereinzelt Wiederverwendung von älterem Holz; ein **Ständer** datiert vom Jahr 1673. Die durch die beiden **Bohlenwände** begrenzte Scheunendurchfahrt ist nach oben offen und bildet mit Heustock und «Brügi» eine Einheit. Die oberen **Bundbalken** sind hofwärts vorgezogen und dienen, abgestützt auf geknickte **Büge**, als Träger der Laube. Gestampfter **Lehmboden** mit zwei Sandsteinstufen zum Hof. Gegen den Fronhof grosses dreiteiliges **Tor**.

Einrichtung:

Im Vordergrund die Figurine eines **Knechtes**, der am **Schneidstuhl** kurze Strohhäcksel bereitet. Diese wurden mit Heu oder gestampften Rüben vermischt und dienten als Pferde- und Viehfutter. Hinter der Szene ein im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts moderner **Unterdrehpflug** mit Vorwagen («amerikanischer Wendepflug»), daneben ein mit Radstelze versehenes **Kartoffelpflüglein**.

Vor dem Scheunentor ein als universelles Transportmittel verwendbarer **Leiterwagen**, mit Heugatter. Hohe Heu- und Garbenfuder wurden mit dem längs übergelegten «Bind-» oder «Wiesbaum» gesichert; zum Anziehen diente die in den



Abb. 72.
Nistende Rauchschwalben.
Gelegentlich finden sich hier
auch Fledermäuse ein.
(Nächtlicher Ruheplatz einiger
weniger Individuen des Grossen
Mausohrs und des Langohrs".)



Abb. 73.
Appenzeller Spitzhaubenhühner.

hintersten «Schwingen» waagrecht montierte Welle mit Seil und Spannhölzern. Zum Laden von Mist oder Erde konnten die seitlichen «Leitern» mit dem **«Ben-nenaufsatz»** vertauscht werden. Alle hierzu erforderlichen Teile sind an der Wand gegenüber dem Knecht gelagert: Bodenbrett und seitliche «Mistbretter», vorderer und hinterer «Schieber» sowie die zur Halterung benötigten beiden «Schemel» mit «Kipfen» (Wagenrungen). Die aus einem eschenen Schwartenbrett angefertigte **«Mistbätschi»** wurde zum Festklopfen des dachförmig geladenen Fuders verwendet.

Die beiden an der Wand darüber hängenden **«Wannen»** dienten zum Reinigen kleiner Getreidemengen, zum Teil auch von Viehfutter. Man hielt die geflochtene Schwinde an den beiden Henkeln – den aufgebogenen Rand sich selbst zugekehrt – und warf das darin befindliche Korn leicht in die Höhe. Vor dem Auf-fangen blies der Wind Spreu und Staub weg. Die obenauf zu liegen kommenden Strohreste mussten von Hand entfernt werden. (Wannen wurden in Schleithelm SH als Hausindustrie verfertigt und in der Region, aber auch in der übrigen Schweiz und im angrenzenden Ausland verkauft¹². Das jahrhundertealte Gewerbe erlebte besonders im 19. Jahrhundert eine Blütezeit und dauerte vereinzelt bis zum zweiten Weltkrieg an. Im 20. Jahrhundert war es bedeutungslos geworden).

Zahlreiche Aufgaben hatte die hölzerne **Egge** (Kufenegge) zu erfüllen. Zerkleinern und Ausebnen des frisch umgepflügten Ackers, Lockern des Bodens, Durchlüftung, Befreiung von Unkraut, Eindecken der Saat. Links daneben ein aus

einem alten Bajonett hergestellter **Distelstecher** sowie ein S-förmiger **Rübenstößel**. Mit der hölzernen **Ackerwalze** wurden Schollen zerkleinert sowie die Saat angedrückt. An den Wänden verschiedenes Kleingerät. V. l. n. r. **Zugwaagen** für Einer- und Doppelzug, **Spannhölzer** für die Wagenwinde, **Radschuh** und **Spannketten** zum Fixieren eines Rades oder der beiden Längsbäume des Wagens. Hölzerner **Behälter für «Karrensalbe»**. Am Boden ein grün bemalter **Graskarren**, an einem Haken zwei **«Heulüücher»** (Heuzupfer). Hölzerne **Heu-** und **Ladgabeln**. An der Ostwand **Dreschflegel**, **Heu-** und **Getreiderechen** (Häufelrechen), **Kornsicheln** und **Grassensen**. In der Nähe des Schweinestalles eine Anzahl **«Futterfässer»** (Wetzsteinbehälter) sowie **Schermas-** und **Maulwurfsfallen**.

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 191)

Raum 32: Remise



Abb. 74.

Bauliches:

Vollständig erhaltener Raum von 1712 mit gestampftem **Lehmboden**. Die Wände in **Fachwerk**, **Massiv**- und **Bohlenständerbauweise**. Gegen Hof und Tenne **Fensteröffnungen** mit einfachen **Holzgittern**, nördlich des Eingangs mit Brettern überdeckt.

Einrichtung:

Im untersten, zum Hof orientierten Teil eine häusliche **Werkstätte** mit allem dazu erforderlichen Gerät. Rund um die **Hobelbank** aufgehängt und auf Wandgestellen **Werkzeuge zur Holzbearbeitung**: verschiedene Stecheisen, Bohrer, Ziehmesser, Beile, Zangen, Sägen, einfache Hobel. In der Ecke ein hölzerner **Sägenfeilkloben**. Aufgehängt unter der Decke ein umfangreiches Lager an alten Schlössern, Beschlägen und wiederverwendbarer Eisenteile jeglicher Art. Holzdepot. Wichtige Arbeitsgeräte sind **Hackstock** und **«Ziehbock»**. An Möbeln sind eine **Sitzbank** mit Schublade sowie eine ausgediente Küchen-**«Schaffreite»** vorhanden. Eine verhältnismässig neue Errungenschaft ist die eichene **Weinpresse** mit Eisenspindel (2. H. 19. Jh.; s. Abb. 134). Solche Pressen wurden öfters aus dem Holz alter Baumtrotten angefertigt. Wiederverwendet dürfte ebenfalls der sandsteinerne Fuss sein; er diente früher vermutlich als Trottstein (mit der Spindel verbundenes Pressgewicht; s. Abb. 133, rechts). An der Wand aufgehängt eine hölzerne **«Grundbutte»** zum Hochtragen des in Weinbergen häufig abgeschwemmten Bodens. Im Pressbett **Schrot-** und **Trestermesser**, um aus dem Pressgut den **«Stock»** zu formen. **Traubenstössel**. An der Wand angelehnt ein Set von **Notreifen**: Wenn der gärende Jungwein ein Fass zum Bersten brachte, konnte damit das Schlimmste verhindert werden.

Auf dem anschliessenden Sims **Kleingerät für den Reb-, Obst- und Gartenbau**. Stosseisen zum Einstossen der Rebstecken, Setzhölzer, Baumkratzer,

auch einige Keile zum Spalten von Holz. An der Wand Gertel, Rebmesser, Ppropf- und Baummesser, eine Baumschere, Reb- und Baumsägen. Der **«Brechtsack»**, ein leinener Schurz, diente zur Aufnahme der **«Schäubli»**. Diese ca. 60 cm langen Halme aus Roggenstroh benötigte man zum Binden der Reben. Vor der Verwendung wurden sie im Brunnen eingelegt und weich getreten. An der Wand angelehnt ein **Graskarren** für Kinder sowie ein **«Veloziped»** mit Holzrädern (Hochrad mit Tretlager am Vorderrad, ca. 1870).

An der Decke eine Vorrichtung zur Unterbringung **langstieliger Geräte**: Spitzhauen, Kärste, ein Haken zum Ausziehen von Rüben, Wiesäxte zum Schneiden gerader Rasen-«Pörter», Disteleisen, ein Blackeneisen zum Ausstechen von Sauerampfern, Reuthauen, Steinschlägel, Rübenheber.

An der gegenüberliegenden Tennenwand v. l. n. r. eine **Steinbahre**, ein **«Buttenstuhl»**, ein **Treteisen** zur Herstellung von Tresterstöckli (s. S. 46), anschliessend Holzereigerät. **Kehrhaken**, mit und ohne Stiel, ein **Baumborher** zum Anbringen von Sprengladungen in Wurzelstöcken, **Holzer- und Wagenketten**, **Steigeisen**, **Holz-bissen** (zum Zusammenhängen von Stämmen beim Transport), **Hippen** (Jungwuchspflege), eine **Stockwinde** (s. S. 77), eine **Messkluppe** (Messen des Baumdurchmessers), **Scheiter- und Waldsägen**, **Rindenschäleisen**, auch in kurzstieliger Ausführung für die Eichenlohengewinnung (s. S. 205). Zuhinterst **Pferdegeschirr** und Zubehör. Der äusserste Teil der Wagenremise dient zur Unterbringung einer **Chaise**, eines typischen «Mittelklassewagens» der Zeit (Abb. 75).



Abb. 75. Im Gegensatz zu städtischen Luxuswagen hatten Chaisen keinen Kutscherbock und waren vom Fahrer selbst zu lenken. Das gepolsterte Fahrzeug hat ein abnehmbares Halbverdeck und eine rückseitige Gepäckwanne. Dunkelgrün bemalter Wagenkasten mit Korbgeflechtimitation. Das Untergestell ist in Holz ausgeführt und weist – für ländliche Fahrzeuge typisch – noch einen Langbaum (Spatt) und Querfedern auf (um 1860/70. L. 225 x B. 137 x H. 230 cm).

(Weiterführende Angaben zu diesem Raum siehe Anhang S. 191)

III. Anhang: ergänzende Erläuterungen und Materialien

Keine Objektschau ist selbstredend. Auch eine noch so ansprechend gestaltete Präsentation von Gegenständen vermag nur in beschränktem Mass Informationen zu vermitteln. Die detaillierte Raumbeschreibung im zweiten Teil soll dazu dienen, die einzelnen Exponate bestimmen und ihre Funktion verstehen zu können. Die Ausführungen im Anhang gehen über diesen Anspruch hinaus. Sie liefern Angaben zum gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld, in dem die Dinge eine Bedeutung hatten; kurz gesagt, den Kontext.

Entsprechend der Thematik eines Wohnmuseums ist der Schwerpunkt auf den häuslichen Bereich gelegt. Die häusliche Ökonomie, die Haushaltsführung, die Art des Wohnens sind vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Umstände und Veränderungen zu verstehen. Im Zentrum steht die Familienstruktur mit ihren charakteristischen Rollenzuschreibungen.

Ein weiteres Thema ist die Vorstellung einzelner Angehöriger der Familie Gnehm. Sie waren nicht nur die Bewohner und Bewohnerinnen des «Lindwurm» oder stammten aus diesem Haus, sie verkörperten die eigentlichen Repräsentanten und Repräsentantinnen der beschriebenen Verhältnisse.

Nur am Rande gestreift werden die politischen, allgemeingeschichtlichen Zustände im 19. Jahrhundert. Eine knappe Übersicht orientiert über die Verhältnisse in der Landwirtschaft und in Gewerben wie dem Kornhandel oder der Ledergerberei, die im «Lindwurm» zeitweise von Bedeutung waren.

Die folgenden Ausführungen entsprechen einer etwas umgearbeiteten Version der im Museum gezeigten Text-Bildtafeln.

1. Die bürgerliche Familie im 19. Jahrhundert

Stein am Rhein war im 19. Jahrhundert geprägt durch das Nebeneinander einer städtisch/gewerblichen und landwirtschaftlichen Lebensweise. Die vorindustrielle Gesellschaft basierte auf einer Lebens- und Wirtschaftsform, die auf dem **«ganzen Haus»** als Erwerbsgrundlage beruhte. Diese Produktionsweise umfasste, ja bedingte die Zusammenarbeit einer Familie mit den in den Haushalt integrierten Angestellten. Im Mittelpunkt stand die Hausfrau und Mutter, die selbständig wirkte und die komplizierte Wirtschaft organisierte.

Die hier in der zweiten Jahrhunderthälfte eher zögerlich einsetzende **Industrialisierung** brachte als entscheidende Veränderung nicht nur eine **Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz** mit sich, sondern auch eine neue Rollenteilung zwischen männlichen und weiblichen Aufgabenbereichen. Der Mann ging in der Öffentlichkeit seiner **Berufsarbeit** nach und versuchte Karriere zu machen; für die bürgerliche Frau bedeutete dies einen Rückzug auf **Wohnung und Kindererziehung**, auf jeden Fall einen Verlust an Selbständigkeit.

Neben der Veränderung der Lebenssituation machten sich auch ideelle Einflüsse bemerkbar. Die hausfraulichen Qualitäten wurden zunehmend als weibliche Tugenden schlechthin definiert, verbunden mit der Vorstellung, dass die Frau



Abb. 76. Johann Jakob Gnehm-Gräflein (1810–1875) mit seiner Familie, 1864. Als Landwirt und Oberst verkörperte er den patriarchalischen Familienvorstand «alten Stils». Neben ihm die «Hausmutter», in symmetrischer Anordnung hinten links sein ältester Sohn Johann Jakob (Bierbrauer),

seine Tochter Alina und rechts sein Schwiegersohn Ludwig Hofacker (Pfarrer). Zwischen den Eltern der jüngere Sohn Robert (später Chemieprofessor), links und rechts die beiden Zwillingsschwestern Bertha und Emma.

ihr «Wesen» nur innerhalb der Familie verwirklichen könne. Als Erzieherin der Kinder hatte sie im Gegensatz zum aktiven und rationalen Vater gefühlsbetont, liebevoll und aufopfernd zu sein. Es begann beinahe zum guten Ton zu gehören, vom Beruf des Mannes, von Geld, Technik und Politik nichts Genaueres zu wissen. Die **bürgerliche Familie** war nicht mehr ein nützlicher Arbeitsverband, sondern eine **emotional bestimmte Lebensgemeinschaft**. Dem Mann, tagsüber einer leistungsorientierten Berufswelt ausgesetzt, soll die Familie als Gegenpol ein Ort des Rückzugs, der Häuslichkeit und Intimität sein.

Zu einem bürgerlichen Haushalt gehörte auf jeden Fall **Dienstpersonal**, nicht nur zur Bewältigung der anfallenden Arbeit, sondern auch als unverzichtbares Statussymbol. Besonders gegen Ende des Jahrhunderts machte sich in wohlhabenden, bildungsbürgerlichen Schichten ein Trend bemerkbar, der **körperliche Arbeit** der Hausfrau fast als unschicklich erscheinen liess. Ausgenommen war die nicht als Arbeit empfundene Anfertigung weiblicher Handarbeiten (Sticken, Stricken, Häkeln usw.).

Die Erziehung der Töchter bereitete diese nicht auf ein wirtschaftlich eigenständiges Leben vor, sondern förderte neben häuslichen Fertigkeiten vorwiegend die geistig-musische Seite. Klavierspielen gehörte zum Pflichtprogramm – eine Berufsausbildung galt als «nicht standesgemäss». Dem obligatorischen **Auslandaufenthalt der Söhne** zur beruflichen und persönlichen Weiterentwicklung entsprach bei den Töchtern der ein- bis zweijährige Besuch eines **welschen oder französischen Pensionats** «zum Behufe höherer gesellschaftlicher Ausbildung»¹. Diese war vorwiegend auf die zukünftige Rolle als Repräsentantin des Hauses, als Gattin und Mutter gerichtet. Das Leben einer unverheirateten Frau, lebenslänglich von Eltern oder Brüdern abhängig und einer gewissen Kritik ausgesetzt («alte Jungfer»), war wenig begehrenswert.

Das im späten 18. und 19. Jahrhundert entstandene bürgerliche Familienverständnis, mit seinen Nachwirkungen bis in die heutige Zeit, wurde damals als **naturgegeben und zeitlos** empfunden.

Das nachfolgende Zitat des Jahres 1842 aus der Feder eines jungen Gelehrten² beschreibt Schaffhauser Verhältnisse, dürfte aber auf Stein am Rhein übertragbar sein:

Jene alte deutsche Sitte nennst du läßt sich besonders im Familienleben der Schaffhauser erkennen; nirgends ist wohl größere Treue und Anhänglichkeit unter den Eheleuten, so wie ein festeres Zusammenhalten der Familienglieder überhaupt zu finden. Jene Sucht nach glänzendem äußern Auftreten, jenes Streben, auf Bällen und in gesellschaftlichen Kreisen der Gegenstand der Bewunderung Aller zu seyn; kann den Frauen Schaffhausens innummehr zum Vorwurf gemacht werden; vielmehr zeichnen sie sich durch treue Besorgung des Hauswesens und durch innige Liebe zu ihren Vätern und zu den Kindern aus; zufrieden mit dem Rußme; die innere Stille des Hauses zu seyn.

Die Entwicklung des bürgerlichen Familienideals, mit seinen ganz verschiedenen Rollenvorstellungen von Mann und Frau, war zunächst eine intellektuelle Bewegung. Getragen wurde sie von Gelehrten, Literaten, Pfarrern und höheren Beamten. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, als sich die Bürger als soziale Klasse politisch und ökonomisch etablierten, stammten die Repräsentanten zunehmend aus Kreisen der Unternehmer oder des Wirtschaftsbürgertums. Durch ihre Leitfunktion und kulturelle Prägekraft innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft (einflussreiche Position und sozialer Aufstieg aufgrund eigener Leistung) wurden die propagierten Ziele für weitere Bevölkerungsteile attraktiv. Die Verbreitung und Durchsetzung bürgerlicher Normen und Werte waren nicht nur Gegenstand des öffentlichen und politischen Interesses, sondern erfolgten auch über ein umfangreiches literarisches und populäres Schrifttum. Grosser Beliebtheit erfreuten sich die Anstands- und Ratgeberbücher, die Töchtern und jungen Frauen als umfassende Erziehungsmittel und Lebenshilfen in die Hand gedrückt wurden. Anschliessend ein Auszug aus einem solchen *«Festgeschenk»* des Jahres 1869 für *«die kluge und einsichtige Schweizerin vom bürgerlichen Stande»*³:

Bestimmung und Zweck der Jungfrau.

Die Bestimmung des Mädchens, 'meine theuern Leserinnen und Freundinnen, ist eine besondere, von der des Mannes weit verschiedene. Wenn dieser sich für einen öffentlichen Beruf, sei es nun für den Dienst des Staates, im Felde, oder im Cabinete vorbereitet, oder daß er als Lehrer der Jugend, als Prediger der Religion, der Wahrheit und des Rechts austrete, oder daß er als Kaufmann die Gewerthätigkeit ferner Nationen sich nahe bringe, so ist der Beruf des Weibes ein stillerer, dennoch aber ihr Wirkungskreis, wenn auch in engere Grenzen gezogen, ein nicht weniger segensvoller. Wenn das Streben des Jünglings auf seine Vervollkommenung, auf seine Ausbildung zur einstigen Brauchbarkeit in einem amtlichen oder bürgerlichen Berufe geht, so kündigt sich in dem Innern des Weibes, in den Gefühlen ihrer Brust, der sehnlichste Wunsch, das innige Verlangen an, eine glückliche Gattin und Mutter zu werden; wenn in der Brust des Jünglings der Drang nach Ruhm und Verdienst, nach Selbstständigkeit und selbsterworbener freier Achtung bei Andern, bei unverdorbenem Sinn und rechtgeleiteter Erziehung immer stärker sich entfaltet und ihn einem schönen, würdigen Ziele entgegen leitet, so steht vor der Phantasie des Mädchens das Bild der geschäftigen, mit Ordnung und Liebe waltenden Hausfrau, das Bild einer Gattin, die durch das Bestehen häuslicher Wohlfahrt beglückt ist, und um den Gatten sich sorgsam bemüht; sieht das Bild endlich, welches die schönsten Reize der schuldlosen und reinen Seele vorführt, der zärtlichen, mit möglichster liebender Aufopferung ihrer Kleinen, die theuren Unterpfänder ihrer Liebe, pflegenden und erziehenden Mutter.



Abb. 77. Die Zwillingschwwestern Emma (Mitte links) und Bertha Gnehm (Mitte rechts), zusammen mit Freundinnen. Die sonntägliche Aufmachung, Parasol und Blumensträusschen unterstreichen die weibliche Anmut. Die natürlich wirkende Fotografie ist im Atelier entstanden. Nach 1878. (Foto J. Linck, Winterthur)



Abb. 78. Haltung, Gestik und Accessoires wie Blumen oder Bücher bringen die Geschlechtsrollen symbolisch zum Ausdruck. Von links nach rechts Berta, Hans, Robert und Gustav Gnehm, die Kinder der Bierbrauerfamilie Johann Jakob und Alberta Gnehm-Billo. Um 1895.

Abb. 79. Bürgerliche Leitbilder auf einem Ratgeberbuch der Jahrhundertwende. Ein zärtliches Familienverhältnis innerhalb der sauber gepflegten Wohnung. Ihrem Gatten zugekehrt, die im Hintergrund unscheinbar tätige Mutter, beschäftigt mit einer Handarbeit. Sparsbüchse und Bienen symbolisieren Sparsamkeit und Fleiss. Sozialer Aufstieg durch eigene Leistung war eines der Hauptmotive bei der Übernahme bürgerlicher Lebensideale.



2. Gesinde – Dienstboten – Hausangestellte

In der vorindustriellen Gesellschaft, mit ihrer Verbindung von Haushalt und Betrieb, war das **Gesinde** im städtischen und ländlichen Bereich Bestandteil jeder grösseren Hauswirtschaft. Die für häusliche, landwirtschaftliche und gewerbliche Arbeiten benötigten Dienstboten waren in die **patriarchalische Ordnung des «ganzen Hauses»** integriert. Sie bedeutete Familienanschluss, Geborgenheit und Schutz durch Hausvater und Hausmutter; andererseits aber auch eine «kindliche Behandlung» mit Recht zur Züchtigung und Disziplinierung.



Abb. 80. Dienstmädchen in ländlicher Kleidung, am Arm ein Bürgerkind mit Empire-Hängeröckchen. Schaffhausen, 1822. Die Haube, damals ein Bestandteil der weiblichen Tracht, war während Generationen Kennzeichen der Dienstmädchen wohlhabender Haushalte. Gleichzeitig wurden damit Standesgrenzen sichtbar gemacht. (Aquarell Caroline Mezger [1787–1843], Schaffhausen, H. 25 x B. 15,5 cm)

Durch die **Auflösung der alten Hauswirtschaft** im Zuge der Industrialisierung wurden zahlreiche «Gesindefunktionen» in Büros und Fabriken verlagert. Die alten Zustände dauerten teilweise fort im Kleingewerbe und in der Landwirtschaft. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellte das **Hauspersonal** den grössten Anteil der Dienstboten.

Dienst- & Gesucht.

Ein Mädchen von 16–17 Jahren, das Liebe zu Kindern hat und auch etwas von den Hausgeschäften versteht, findet einen Platz bei ordentlichem Lohn. Wo, sagt die Exped. d. W.

Gesucht.

Nach Hier ein treues Mädchen, das die Haus- und Feldgeschäfte versteht, bei 4–5 Fr. Wochenlohn und guter Behandlung. Eintritt in 8 bis 14 Tagen. Auskunft bei der Exp.

Gesucht.

Ein treues, ordentliches Mädchen zur Verrichtung der Hausgeschäfte. Wo, sagt die Exped.

Gesucht.

Ein braves, williges, junges Mädchen, wo möglich ab dem Lande. Eintritt sofort oder später. Sich zu melden in der **Friedau**.

Gesucht:

Ein der Altagsschule entlassenes, williges Mädchen, zur Mithilfe der Frau.
Eintritt so bald wie möglich.
Wo, sagt die Exp.

Platz-Gesuch.

Für ein 15jähriges Mädchen wird eine Stelle am liebsten zu Kindern, gesucht.
Zu erfragen bei der Exp. d. Bl.

Gesucht:

Auf April ein Mädchen vom Lande, nicht unter 16 Jahren, welches Liebe zu Kindern hat.

Gesucht.

Ein Kindermädchen. Zu erfragen
im untern Ohger, Kallenbach.

Abb. 81. Stellengesuche für Hauspersonal. Für zahlreiche Bauern- und Handwerkertöchter des 19. Jahrhunderts war die Arbeit im fremden Haushalt die einzige Existenzmöglichkeit zwischen Schulabschluss und Verheiratung. Ein gutes Dienstmädchen hatte «treu», «ordungsliebend», «brav», «willig», «fleissig», «kinderliebend» und manchmal «kräftig» zu sein. Dienstkneben und Hausknechte, in Bürgerhäusern einst gang und gäbe, verschwanden gegen Ende des Jahrhunderts in Privathaushalten fast vollständig.

(Inserate «Der Grenzbote», 1871/1885)

Dienst-Gesuch.

Wo ein treues, fleissiges Mädchen, welches die Feldarbeit versteht, einen Platz findet, sagt die Exped. d. Bl.

Dienst-Gesuch.

Ein fleissiges, braves Mädchen, das konfirmiert ist, findet Anstellung. Wo, sagt die Exp.

Dienst-Gesuch.

Ein ordentliches, fleissiges Mädchen, das die Hausgeschäfte versteht und Liebe zu Kindern hat. Eintritt sofort oder in nächster Zeit.
Auskunft erteilt die Exped.

Gesucht:

Ein braves, starkes Dienstmädchen, das die Haus- und Feldgeschäfte versteht, findet in acht oder vierzehn Tagen einen Platz.
Wo, sagt die Exped.

Gesucht.

Ein junges, kräftiges Mädchen, welches das Kochen und die Handgeschäfte gründlich erlernen könnte. Wo, sagt die Exped.

Suche

bis in 14 Tagen einen tüchtigen
Knecht Dr. Böhni.

Gesucht.

Ein kräftiger Dienstknecht findet Anstellung
im Baumgarten.

Abb. 82. Dienstmädchen im Korridor des «Lindwurm», um 1895. Die aus bescheidenen Verhältnissen stammende Sonntagsschullehrerin «Jumper Mäde Zuber» (1856–1938) aus Eschenez.

«Jungfrau» oder «Jungfer» bezeichnete nicht nur eine unverheiratete Frau, sondern drückte in der Anrede auch die Zugehörigkeit zu einem Stand aus. «Höhere Töchter», für die es unvorstellbar gewesen wäre, in einem fremden Haushalt zu arbeiten, bezeichneten sich als «Fräulein». Sie wurden mit «Sie» angeredet, während man Dienstmädchen duzte und männliches Personal häufig mit «Ihr» ansprach.

(Öl auf Leinwand; Elisabeth von Wundt, Stuttgart, H. 40 x B. 31 cm)



Durch die Entwicklung der bürgerlichen Familienstruktur im 19. Jahrhundert hin zur **privaten Kleinfamilie** veränderte sich der Status der Bediensteten. Als sinnfälligstes Zeichen ass das bürgerliche **Dienstmädchen** nicht mehr wie die bauerliche **Magd** am gemeinsamen Familientisch, sondern allein in der Küche. Der Standesunterschied wurde zunehmend hervorgehoben. Beispielsweise war es Dienstboten – auch im «Lindwurm» – untersagt, den Haupteingang des Hauses zu benutzen.

Abb. 83. Türklopfer des «Lindwurm», 1919.

Zu den regelmässigen Dienstbotenpflichten gehörte das minutiöse und manchmal tägliche Reinigen der Messingbeschläge. Dahinter stand nicht nur ein ausgeprägter Reinlichkeitssinn, sondern auch die Furcht vor den im 19. Jahrhundert wiederholt auftretenden Typhus- und Choleraepidemien.

(Foto Arch. H. Peter, Zürich)

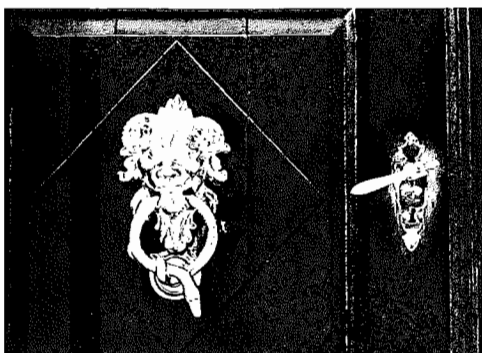


Abb. 84. Flora Weissmann beim Reinigen des Glockenzuges am «Lindwurm», 9. August 1991.

Bei der wöchentlich vorgenommenen Arbeit wurde nicht nur das Messing geputzt,

sondern auch die Türschwelle mit einem «Stein» geweißt und die eiserne Schiene mit Petrol eingerieben.

(Foto Peter Bretscher, Winterthur)

Geblichen waren die alten Abhängigkeiten. Als oft mittellose junge Frauen vom Lande ohne andere Berufsmöglichkeiten hatten die Dienstmädchen sich ihrer «Herrschaft» vollständig und zeitlich unbegrenzt zur Verfügung zu stellen. Ausdruck dieser Zugehörigkeit war die Unterbringung – oft bei der Küche, bei den Kindern oder in einer abgelegenen Kammer – im Hause der Dienstherrschaft. Die Ansiedlung auf der untersten Stufe der patriarchalen Hierarchie schloss jedoch ein gemüthhaftes Verhältnis keineswegs aus.

Nach der Jahrhundertwende wurde die **«Dienstbotenfrage»** zum politischen Thema. Die Industrie hatte alternative Arbeitsplätze geschaffen, das Anwachsen der Städte erhöhte die Nachfrage nach Hauspersonal. Um der **«Dienstbotennot»** zu begegnen, formierten sich vor allem die bürgerlichen Frauenvereine. Durch gezielte Schulung, Einführung einer Lehrzeit und Stellenvermittlung sollte das Ansehen des Standes gehoben werden. Die als diskriminierend empfundenen früheren Bezeichnungen wurden ersetzt durch **«Hausangestellte»**. Im Zusammenhang mit der weiblichen Arbeitslosigkeit hatte der Hausdienst in der Zwischenkriegszeit verschiedentlich Konjunktur. Nach dem Zweiten Weltkrieg war der Niedergang trotz verbesserter Arbeitsbedingungen nicht mehr aufzuhalten.

• Die Ursachen der Dienstbotennot. •



Abb. 85. «Die Ursachen der Dienstbotennot». Karikatur aus der Sicht der Angestellten. (Der neue Postillon, 1908).

3. Wohnen

Häuser und ihre Einrichtungen sind aufs engste verknüpft mit den sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten. Wohnungen sind gleichsam Abbilder der Familienstruktur.

Eine der nachhaltigsten Leistungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Schaffung einer **neuen bürgerlichen Wohnkultur**. Gegenüber den eher leer erscheinenden Räumen von Bürgerhäusern noch des 18. Jahrhunderts entwickelte sich im **«Biedermeier»** eine Wohn- und Lebensform, die man mit **«Häuslichkeit»** charakterisieren könnte. Sie ist Ausdruck des neu entstandenen Sinns für die Privatsphäre **«Familie»**. Herzstück ist die saubere und ordentlich aufgeräumte helle **Stube**, in der wirklich gewohnt wird. Dieser intime, von der Sphäre der Erwerbsarbeit freigehaltene Raum war auch Ort der familiären Feste. Enge Freunde hatten hier Zutritt, während distanziertere soziale Kontakte im Salon stattfanden.

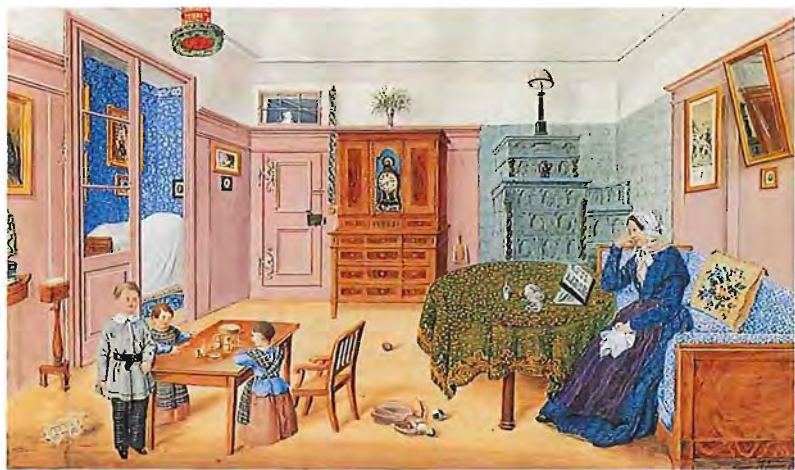


Abb. 86. Biedermeierliche Wohnstube. Typisch genrehafte Darstellung häuslichen Glücks mit minutiöser Detailtreue. Die Mutter mit Haube sitzt auf dem Sofa und betrachtet die sauber gekleideten, spielenden Kinder. Vor ihr eine religiöse Lektüre, Strickzeug und ein Parfumflacon («Riechfläschchen»). Der Schlafraum ist als Alkoven noch halbwegs in die Wohnung integriert, doch bereits mit einer Glastüre abgeschrmt. Zeittypisch der Rundtisch vor dem Sofa, der

Sekretär mit integrierter Pendule, der Nähstock und (nur teilweise sichtbar) ein Konsoltischchen. Rechts der Türe ein Glockenzug zum Herbeiholen des Dienstmädchens. Auf dem Ofen eine Öllampe, an der Decke ein Käfig für den Kanarienvogel⁴. Elisabetha Hegi mit Kindern, «Münsterhof» Schaffhausen, 1850. (Gouache Jacob Wüscher [1826–1882], H. 26 x B. 43 cm)



Abb. 87. Das Wohnzimmer von Obervogt Peter Gnehm-Etzwiler (1775–1855) im «Hirzli», mit Blick auf das Untertor, um 1853.

Der Raum unterscheidet sich noch wenig von einer Bauernstube jener Zeit. Über dem Tisch an der braun getäfelten Wand ein mit geschnitztem Rahmen versehener Kalender, darüber teils gemalte, teils mit Federn geklebte Vogelbildchen und eine Schwarzwälder Uhr. Links und rechts die Enkelkinder Alina und Johann Jakob. Das Mädchen in einem zeittypischen Rock, darunter spitzen-gesäumte lange Hosenbeine.

(Öl auf Leinwand; anonym, H. 42 x B. 35 cm)

Abb. 88 (rechts). Maria Verena Gnehm-Gräfflein (1815–1899) im Erker des «Lindwurm». Am Boden ihre Enkelin, die spätere Museumsstifterin Emma Windler, 1895. Spätbiedermeierliche Nische mit Nähtischchen, Bildchen und Blumenstöcken. Die langen Tüllvorhänge filtern das Tageslicht und verleihen dem Raum etwas Intimes. Der hellste Platz der Stube diente dem Handarbeitsfleiss. Hier hatten die Mädchen ihre Aussteuer anzufertigen, die ein ganzes Leben ausreichen sollte. *«Vom zartesten Kindesalter bis hin zum Grossmutterdasein war es eine Liebespflicht des weiblichen Geschlechts, die Umwelt mit schönen, nütz-*



lichen und unnützen Arbeiten der Hände zu versehen: Sofakissen, Tischläufer und Deckchen, Klingelzüge, Taschen, Spitzenkragen und Umhänge, Nachthäubchen und Tagmützen, Kinderschürzen und Haarbänder, gestickte Wandsprüche für Küche und Schlafzimmer, Blumenbilder für Wohnstu-

ben, Lautenbänder und vieles mehr⁵. In endlosen Stunden wurde hier genäht, gestrickt, gestickt, gehäkelt, geknüpft und geklöpelt... Die Neugierde konnte ein Seitenblick aus dem Fenster befriedigen. (Öl auf Leinwand; Elisabeth von Wundt, Stuttgart, H. 48,5 x B. 32,5 cm)

Eine bereits früher einsetzende Entwicklung konnte sich im 19. Jahrhundert durchsetzen: die zunehmende **Individualisierung**. Es entstanden für verschiedene Zwecke gesonderte Räume: Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer. Korridore ermöglichten es, sämtliche Räume einzeln zu betreten, ohne dabei die Zimmer anderer durchqueren zu müssen. Ausschliesslich zum Schlafen benutzte Räume und besonders das tagsüber verschlossene **Elternschlafzimmer** wurden erst in der zweiten Jahrhunderthälfte zur Regel. Bis dahin dienten sie immer auch als Wohnzimmer.

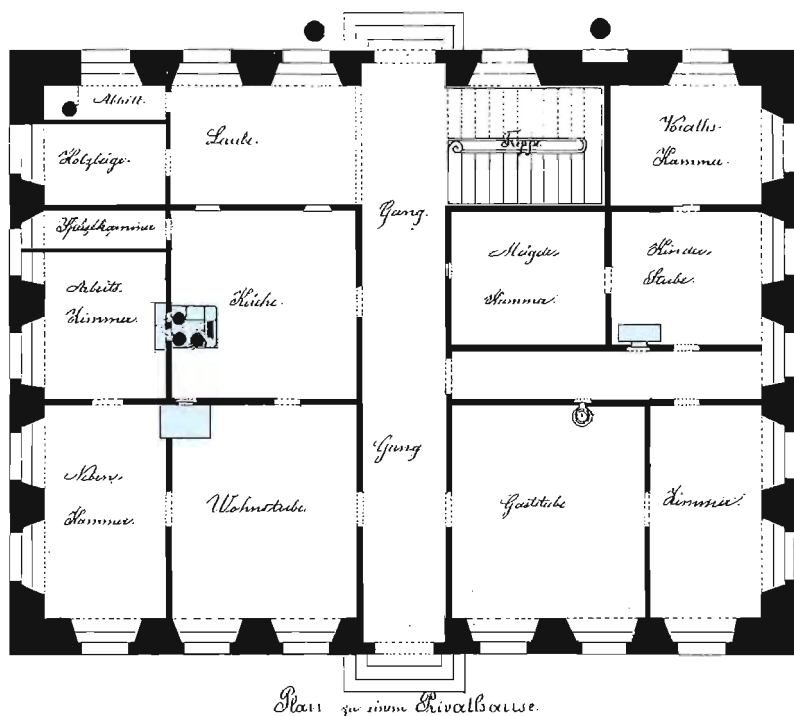


Abb. 89. Idealtypischer Grundriss eines Bürgerhauses (nicht im «Lindwurm»). Schülerzeichnung von Robert Gnehm (1852–1926) aus dem Jahre 1865. Die neben der Kinderstube gelegene Mägddekammer weist darauf hin, dass die Betreuung der Kleinkinder gerne den Dienst-

mädchen überlassen wurde. Das Schlafzimmer der Eltern befand sich im Obergeschoss. Ebenfalls milieutypisch die zahlreichen Heizgelegenheiten. Wie im Bauernhaus lag neben der Küche eine Speisekammer; der weitab gelegene «Abtritt» war über eine Laube erreichbar.



Abb. 90. Die von Bern hierhergezogene Direktorengattin Frau Werder-Isler in ihrer Alterswohnung im «Lindwurm». Salon im zweiten Obergeschoss, 1918. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich ein Wohnstil, der durch zunehmende Rückgriffe auf frühere Stile gekennzeichnet war. Möbel der Gotik, der Re-

naissance, des Barock und Rokoko (Vitrine links im Bild) kamen wieder in Mode oder wurden in Anlehnung an historische Vorbilder neu geschaffen. Im Gegensatz zum schlichten Biedermeier war die Epoche des «Historismus» durch reiche, überladene Formen gekennzeichnet.

Zur **Hygiene**: Nach jahrhundertelanger Praxis der «trockenen Toilette» verbreitete sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Ansicht, dass Wasser und Seife zur Aufrechterhaltung und Förderung der Gesundheit notwendig seien. Die tägliche Toilette wurde am Waschtisch verrichtet, in der zweiten Jahrhunderthälfte zunehmend an der Waschkommode. Auf grössere Widerstände stiess die Propagierung des warmen Bades. Sie hatte gegen alte Vorstellungen zu kämpfen, dass Wasser den Körper schwäche und zu Erschlaffung führe; zudem bestanden moralische Bedenken.



Abb. 91. Zum Baden dienten hölzerne Bottiche, gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch Wannen aus Zink- und Kupferblech oder aus Gusseisen. (Sepia-Federzeichnung Carolinne Mezger [1787–1843], Schaffhausen, H. 19,5 x B. 26,5 cm)

Toiletteseifen, als:

Mandelseife,	Glycerinseife,
Vaselinseife,	Carbolseife,
Thymolseife,	Fleckseife,
Kräuterseife,	Honigseife,
Veilchenseife,	Rasirseife,
Badeseife (auf dem Wasser schwimmend),	
feine Haaröle, Odeurs, Brillantine, Cosmétique	
und andere Parfümerien empfiehlt höflichst	
J. Guhl, Apotheker.	

Abb. 92 (Inserat «Der Grenzboten», 12.5.1885)

Mit zunehmenden medizinischen Erkenntnissen wurde nicht nur auf die Körper- und Raumpflege vermehrt Gewicht gelegt, sondern auch dem unsichtbaren Schmutz und «krankheitserregenden» Staub der Kampf angesagt. Tägliches Abstauben und Lüften, besonders der Betten, entwickelte sich zur Pflicht. Die **Reinlichkeit** der Wohnung wurde zur Visitenkarte der Hausfrau und damit zum moralischen Gebot. Die sprichwörtliche «Putzwut» als übersteigerte Form hat dort ihre Wurzeln.

3.1 Das Mobiliar

Die Ausstattung der historischen Wohnung im «Lindwurm» um die Mitte des 19. Jahrhunderts kann als «biedermeierlich» bezeichnet werden. Wie so oft in der Realität kommen hier ältere und neuere Möbel nebeneinander vor.

Der Begriff «**Biedermeier**», 1855 erstmals in einer satirischen Münchner Zeitschrift benutzt, bezeichnete in ironisch-idealisierender Weise die scheinbar idyllischen Zustände vor der Revolution des Jahres 1848.

In der Kunst ist Biedermeier eine Bezeichnung für Lebensstil und Lebensgefühl des gehobenen Bürgertums der deutschsprachigen Länder in der Zeit von 1815 bis 1848.

Obwohl lange Zeit als eigenständig bürgerliche Schöpfung betrachtet – von Bürgern für Bürger geschaffen –, hat auch das Biedermeier seine Vorläufer im aristokratischen Milieu. Formal war es eine Reaktion auf die reich verzierten Dekors des 18. Jahrhunderts, wobei – nebst anderen Stilen – Klassizismus und Empire als Vorbilder dienten. Es betonte zunächst das **Einfache, Gerade und Schmucklose**, legte jedoch höchsten Wert auf gediegene handwerkliche Ausführung und schöne Maserung der Hölzer. Durch die grosse Verbreitung und langanhaltende Wertschätzung erfuhr der Biedermeierstil zahlreiche Veränderungen. Es traten zum Beispiel wieder Rundungen auf, etwa an Stuhlrücken und Beinen. Gegen Ende der Epoche entstanden Formen, die sich von den Verzierungen des «Historismus» der zweiten Jahrhunderthälfte nicht mehr wesentlich unterscheiden.

Umgangssprachlich meint «Biedermeier» einen idealen **bürgerlichen Möbelstil**, wobei stets ein Wunschbild nach **gemütvoller häuslicher Idylle**, nach behäbigem Wohlstand und familiärer Geborgenheit heraufbeschworen wird. Von diesem Bild mag der Kulturhistoriker Gottlieb Binder ausgegangen sein, als er vor dem Ersten Weltkrieg Stein am Rhein besuchte⁶:

In den alten Häusern hat sich noch manches Inventarstück aus Biedermeierzeiten erhalten, das von Einfachheit, Zweckmäßigkeit, Gemütlichkeit und Beschaulichkeit zeugt. Und wenn das Haus, die Geräte und Möbel den Gesinnungs-Spiegel bilden für die Bewohner, so lebt auch in diesen noch ein Rest der philiströsen, poetischen Biedermeierei weiter. Auf keinen Fall denkt man da an Leute, die sich großstädtisch geben, dem Weltbadflirt huldigen, in der Eisenbahn über der Zeitung sitzen oder dem Automobil- und Flugsport frönen. Dahin gehören Menschen mit Gemüt, die zufrieden sind mit einem stillen Glück im Winkel, Menschen, denen die Heimat über alles geht.

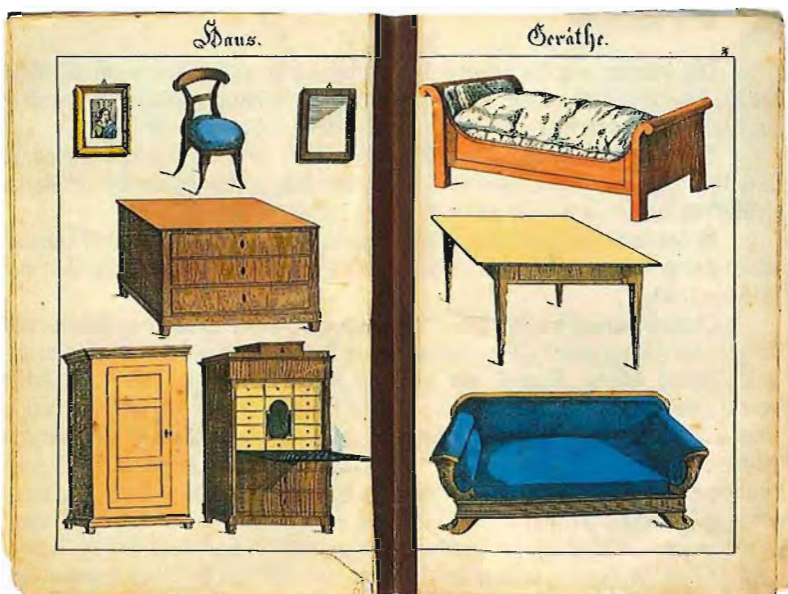


Abb. 93. Die wichtigsten Möbel «welche in Wohn- und Schlafzimmer gehören.»

(«Anschauungs-Unterricht für die Jugend», 1854)

Sofa

Wichtigstes Sitzmöbel des Biedermeier. Kernstück jeder bürgerlichen Wohnung, das im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch im bäuerlichen und Arbeitermilieu Einzug hielt. Es war Ehrenplatz der Gäste und mit dem obligat davor stehenden Rundtisch Ort der weiblichen Kaffeekränzchen.

Tisch

Ob in eckiger, runder oder ovaler Form Ort des Familienlebens. Hier wurde gegessen, gesprochen, vorgelesen, wurden Hausarbeiten verrichtet, Hausaufgaben gemacht. Vor der Einführung des elektrischen Lichtes oft der einzige beleuchtete Platz, der so die Familie zusätzlich vereinte.

Sekretär

Schon im 18. Jahrhundert beliebt, fehlte er im 19. Jahrhundert in keinem Bürgerhaushalt. Mit zahlreichen Schubladen und verschliessbarem Deckel versehen, diente er der Erledigung geschäftlicher und privater Korrespondenz. In schlankerem, feinerer Ausführung war er als Damensekretär beliebt.

Bett

Im Gegensatz zu den pompösen Betten des 18. Jahrhunderts meist in schlichter Einfachheit. Matratzen sind noch selten, denselben Zweck versehen Strohsack oder Rosshaarpolster. Da noch häufig in den Wohnraum integriert, wurden Betten gerne in einen Alkoven gestellt und mit einem Vorhang oder Baldachin abgeschildert.

Kommode

Kommoden erfreuten sich grösster Beliebtheit. Sie dienten der Aufbewahrung von Textilien und von Kleinigkeiten des Haushalts. Als Waschkommoden standen sie im Schlafzimmer, versehen mit offener oder versteckter Waschgarnitur.

Wandschmuck

Im Gegensatz zur eher sparsamen Möblierung der biedermeierlichen Wohnung wurde mit Bildern nicht gespart. Die ganze Wandfläche konnte behängt werden, wobei Sitzecken, besonders über dem Sofa, Schwerpunkte bildeten. Neben beschaulich-gemütvollen Motiven waren vor allem Porträts der eigenen Familie beliebt.

Anzeige und Empfehlung.

Für das uns bisanhin geschenkte Gutes höflichst dankend, bringen wir in Erinnerung, daß wir wieder mit einer



großen Auswahl Möbel



von den einfachsten bis zu den feinsten, versehen sind, als:

Herrn- und Damen-Sekretärs, Chiffonniers, Commoden u. Waschkommoden mit Marmoranfaß, Sophas, runde und ovale Tische, Arbeits-Spiel- und Nachttische, Bettladen und Matratzen.

Empfehlen uns deshalb bestens zur Uebernahme aller in unser Fach einschlagenden Arbeiten unter Zusicherung möglichst schneller und billiger Bedienung.

Gebrüder Frefel, Möbelfabrikanten,
in Dickenhofen, (Magazin Nr. 107).

Abb. 94. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die handwerkliche Fertigung zunehmend durch fabrikmässige Herstellung abgelöst. An die Stelle der früheren

Auftragsarbeiten trat die Serienproduktion für eine anonyme Käuferschaft.

(Inserate «Der Grenzbote», 21.7./8.7.1876)

MÖBEL-MAGAZIN

Hauptgasse Nr. 102

in Stein am Rhein.

**Bettstätten,
Chiffonniers,
Commoden,
Kästen,
Nachttische,
Tische, verschiedene,
Waschtische,
Nachstühle,
Waschständer,
Feldsessel und andere,
Tahourets,
Spiegel,
Wollenwatte,
Seegras,
Commoden- & Tisch-Teppiche
in Leinwand und Wachstuch,
Bettüberwürfe.**

**Sophas,
Matrazen,
Clavierstühle,
Nähstücke,
Bettvorlagen,
Gautschouk-Unterlagen,
Teppiche,
Fenster-Rouleaux,
Commoden- und Tisch-
decken von Wachstuch,
Reiseartikel,
Matrazenstoffe,
Möbelstoffe.
Canapés- & Thür-Vorlagen,
von den einfachsten bis zu den feinsten,
Verschiedene Dienstkofter.**

Stein a. Rh im April 1876.

Die Gesellschaft.

4. Der «rückwärtige Bereich»: die Arbeits- und Vorratsräume

4.1. Die Küche

Die vermutlich ursprüngliche Funktion als **Hauptwohnraum** des Hauses erfüllte die Küche im 19. Jahrhundert im kleinbürgerlichen und Arbeitermilieu. Als oft einziger Aufenthaltsort war sie hier Mittelpunkt des Familienlebens, während wohlhabendere Schichten sich aus dem Küchenbereich mehr und mehr zurückzogen. In grossbürgerlichen Verhältnissen entwickelte sich die Küche vom **Hauptarbeitsplatz der Hausfrau** gegen Ende des Jahrhunderts hin zum **Arbeits- und Essraum der Dienboten**. Den Schlusspunkt dieser Entwicklung stellten die in das Souterrain verlagerten Villenküchen dar, bis der Personalmangel diese viel später wieder in die Wohnung zurückbrachte.

In stetiger Anpassung an die ändernden Bedürfnisse ist die Küche heute der am meisten umgestaltete Raum des Wohnhauses. Versehen mit einer Herdstelle zum Kochen, Backen, Dörren und Räuchern war sie bis zum Beginn der Industrialisierung Mittelpunkt der umfangreichen **Selbstversorgungs- und Vorratswirtschaft**. Die zunehmend verbesserten Konsummöglichkeiten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden vom «bürgerlichen Stande» nur teilweise wahrgenommen. Es war der Stolz der Hausfrau, möglichst viel im Hause selbst zu produzieren. Die gute Haushaltsführung zeichnete sich durch das **Selbstgemachte, Selbstgebackene** aus.



Abb. 95. Küche, um 1840. Anschauungstafel für Kinder. Im Zentrum die Hausfrau beim Schälen von Obst, eine Magd bringt Wasser, eine zweite bedient den Ofen. Mädchen beim Waschen und Bügeln. Im Hintergrund ein offener Herd mit Aufsatz

zum Braten. Der Rauchabzug erfolgt durch den Kaminhut, in dem geräucherte Fleischstücke hängen. Das zahlreiche Gerät und Geschirr ordentlich aufgeräumt, wie es einer «wackern Hauswirthin» gebührte. (Kolorierte Lithographie, Esslingen 1840)

Nahrung

Die Nahrung ist zu Stadt und Land ziemlich einfach. Das Frühstück besteht gewöhnlich aus Kaffee, der aber zur Hälfte aus sogenanntem Gûfel, d. h. Eichorien, Wegwarte, gelbe Rüben, Eichel, Gerste, Roggen und andern, oft schädlichen Kaffeesurrogaten gebraut wird, nebst Milch und Brot oder gesottenen Kartoffeln. An einigen Orten wird noch Milch-, Mehl- oder Hafergrûzsuppe gegessen. In den langen Tagen wird um 9 Uhr von den Arbeitern ein Glas geringer Wein oder Most, in neuester Zeit aber auch häufig Fuselschnaps getrunken. Um 11 Uhr ist die ganze arbeitende Bevölkerung zu Mittag. Das Mittagessen besteht aus Brot-, Gersten-, Grûz-, Mehl- oder Milchsuppe, nicht selten auch aus Fleischsuppe. Fleisch wird weit häufiger als in Schwaben und den übrigen nördlichen Schweizerkantonen gegessen, meist ist es Rindfleisch, im Winter häufig Schweinefleisch; Kalbfleisch ist auf dem Lande selten, noch seltener Schafffleisch. Als Gemüse verspeiset man oft Kartoffeln in mannigfacher Zubereitung, dann im Sommer Mangold und Kohlrüben, seltener Hülsenfrüchte.

Zwischen 3 und 4-Uhr Nachmittags genießen die Männer Wein und Brot, die Weiber gewöhnlich Kaffee mit Milch und Brot, doch mehr in der rauhen Jahreszeit, wo die Männer oft mithalten. Der Thee wird noch als Arznei betrachtet und mit mannigfachen Gewürzen versetzt.

Um 7 oder 8 Uhr Abends wird eine Suppe oder Milch mit Brot oder Kartoffeln verzehrt und um 9 Uhr geht man zu Bette, um mit Tagesanbruch oder selbst früher wieder aufzustehen. In Schaffhausen und Stein ist begreiflich die Lebensweise etwas anders, doch immer weit einfacher als in Constanz, Zürich und Basel. Um 7 Uhr fangen die Sitzungen der Behörden, die Schulen und übrigen städtischen Einrichtungen an, um 12 Uhr wird zu Mittag und um 9 Uhr zu Nacht gegessen. Das Vesperbrot wird um 5 Uhr und zwar gewöhnlich mit Thee genommen.

Die ganze Bevölkerung, mit wenigen Ausnahmen, trinkt zum Mittag, oft auch zum Nachtesten Wein, in den Zwischenzeiten wird sehr viel Bier getrunken.

Die exakte Beschreibung der hiesigen Essgewohnheiten aus dem Jahre 1840⁷ vermag leicht darüber hinwegtäuschen, dass das 19. Jahrhundert noch von Unterernährung, ja von Hungersnöten geprägt war (1816/17, 1845/46). Sattsein bedeutete für die ärmeren Bevölkerungsschichten etwas Aussergewöhnliches.

Besonders die zweite Jahrhunderthälfte brachte eine Fülle von bisher unbekannten Nahrungsmitteln auf den Tisch. Während «Colonial-Waaren» und Luxusgüter wie Schokolade und Kakao einer breiteren Bevölkerungsschicht zugänglich wurden, stand man der erstmals industriell hergestellten Kost skeptisch gegenüber. Sie stand bis weit ins 20. Jahrhundert im Widerspruch zu den traditionellen Qualitätsansprüchen der Hausfrau und wurde oft mit ärmlichen Verhältnissen in Verbindung gebracht. Eine Pionierleistung war die 1884 von Julius Maggi speziell für Arbeiterkreise entwickelte, schnell zubereitbare Leguminosensuppe.

Unterzeichneter empfiehlt in frischer, grosser Auswahl:

Orangeat,	Citronat,	Citronen,	Orangen,
Malagatrauben,	Weinbeeren,	Corinthen,	Maronen,
Mandeln,	Haselnüsse,	Kranzfeigen,	Datteln,
Sämmtl. Gewürze, versch. Thee,		Honig,	Cacao,
Chocolat de Suchard & Maestran, ital. Maccaroni,			
Engl. Bisquit,		Knorr's Suppeneinlagen,	
Engl. Senf, Stearinkerzen, Chaisenlichter, Christbaumkerzen.			

Ferners:

Caffee in 10 verschiedenen Sorten, von 80 Cts. per $\frac{1}{2}$ Kilo, bis hochfeinst & Fr. 1. 70, Stock- und Würfelzucker, Stauhmelis, sämmtl. Sorten Teigwaren, Gries, Sago, Paniermehl, Habermehl, Victoriaerbsen, Hanf- & Canariensamen, Hirse, Tafelreis, Gerste, gedörrte Zwetschgen, Kirschen, Birnen u. versch. Aepfelschnitz, täglich frische Stock- und Tafelbutter, gesottene Butter, Schweinefett, stets frische Presshefe u. s. w.

Hubert Röllin z. Hirtshen.

Ein anerkannt leistungsfähiges
Colonial-Waaren-
 Engros-Geschäft beabsichtigt an solide und thätige Leute namentlich auf dem Lande den
Detail-Verkauf
 zu übergeben und dabei bezüglich Preise, Waaren-Auswahl und Credit-Gewährung die günstigsten Bedingungen einzuräumen.
 Hierauf Reflectirende bitten zu schreiben unter Chiffre S. W. 229 an Drell Rügli u. Cie., Zürich. (O. 229 WS.)

Sprüngli-Chocolade
 in verschiedenen Qualitäten,
Cacaopulver,
 offen und in Schachteln,
 empfiehlt **J. Guhl, Apotheker.**

„**Leguminose Maggi,**“
 für schnelle Zubereitung der nachweisbar nahrhaftesten, schmackhaftesten und billigsten Suppen und Breie; Kilo 80 und 90 Cts., bei
H. Wilmann, Milchmacher
 in Eschuz.

Nestle's Kindermehl,
Schnebeli's „
Reismehl,
Condensirte Milch
 empfiehlt **H. Binz,**
 Droguerie zum Raben.

Neu	Unübertrefflich an Feinheit des Geschmacks;	(M 1585 Z)
billigst	Maggi-Mehle	präparirte
in allen Ablagen		Bohnen-, Erbsen- und
$\frac{1}{2}$ Kilo-Pakete und offen		Linsen-Semmelmehle.

Abb. 96. (Inserate «Der Grenzbote», 1885)

Waarenpreise von Gottfried Egli & Schneeburg in Stein a. Rh.

Patentstärke, per $\overline{H}$ zu 50 Rp.	
Reinste Weizenmahlung " 45 "	
Butter, gefottene per $\overline{H}$ zu Fr. 1. 25. u. 1. 50	
" süße Wollfjer " " 1. 35.	
Caffee Java, hellbraun " 1. 60.	
" " feinst gelb " 1. 55.	
" " " " " 1. 50.	
" " grün " 1. 40.—1. 50.	
" Javaart " 1. 30.	
" Rio grün " 1. 10. u. 1. 20.	
Cichorien I. roth Pöwen Rp. 35—36.	
Candis, hell 70, schwarz 80 Rp.	
Erbsen, gereifte u. geschälte 28 Rp.	
Extract 70 "	
Gerste, holl. Perl von 25—35 Rp.	
" feinst " " 40—45 "	
Kerzen, Ger und Ser 72 Rp.	
Sterainkerzen, 5. 6 u. 8er Fr. 1. 00., 1. 10.	
(und 1. 20.)	
Cölnler Leim " Fr. 1. 05.	
Linzen 30 Rp.	
Panir- u. Mutschelmehl 50—60 Rp.	
Malzzucker, Fr. 1. 00.	
Melis in Broden 56 Rp.	
" geschuit'en 58 "	
" gewürfelt 60 "	
Pilé, (Faßunder) 52 "	
Feinstes Olivenspeiseöl per Liter Fr. 2. 70.	
" " " " " " 2. 10.	
" Sesam " " " " " 1. 60.	
Lampenöl, " " " 1. 15.	
Petroleum per $\overline{H}$ 45.	
Ligroine, " " 35.	
Reis, ordinär " " 25.	
" Vorlauf " " 31.	
" Tafel feinst " " 40.	
Reismehl in Paqueten " " 1. 10.	
Sago ostindischer " " 50.	
Soda, kristallisirte " " 13.	

Soda, kristall. p. Paq.	15.
Schmierseife, per $\overline{H}$	40.
Seife, prima Marjeill. " "	55.
" " Reu " "	52.
" " Wachsstein " "	50.
" melirte Reu " "	38.
" Model " "	40.
" Harz " "	36.
Schwedische Zündholz per Paq.	40.
Zündholz in Paq. à 2 Schockeln	15.
Zundel per $\overline{H}$ Fr. 1. 20.	
Teigwaaren, hiesige per $\overline{H}$	40.
" italienische " "	45.
Zwetschgen. " "	35.
Türkische Pflaumen " "	40.
Kranzfeigen " "	45.
Tafelfeigen " "	80.
Weinbeeren und Rosinen " "	60.
Mandeln " "	1. 10.
Pfeffer, ganz und gemahlen " "	1. —
" weißer " "	1. 60.
Zimmet, ganz und gemahlen " "	1. 80.
Nelken, ganz und gemahlen " "	3. —
Muskatnüsse " "	5. —
Aenis " "	1. 10.
Lorbeerblätter " "	80.
Cytronen per Stück	15.
Thee, grün Perl per $\overline{H}$	3. —
" schwarz Petao feinst	5. —
" " Souchong	4. 50.
Chokolats von 80 bis Fr. 3.	
Malaga, Muskat, Rhum, Marsala, Flaschen-Weine	
Weingeist per Maß Fr. 1. 40.	
Essig " " 30.	
Doppelessig " " 50.	
Haftsaamen Haferkerne, Kanarien, u. Rüb- saamen, Hirse per Pfund zu 40 Rp., sowie mein Lager in Cigarren u. Tabak.	

Bei Abnahme von mindestens 10 Pfund 5—10 pCt. Rabatt.

4.1.2. Feuerstelle

Abb. 98. Im Vergleich zur offenen, kaminlosen Rauchküche ist diese Feuerungsanlage mit Kamin und geflochtenem, lehmüberstrichenem Rauchfang bereits eine entwickelte Form. Er diente auch dem Räuchern von Fleisch, ebenso wie die im Dachraum eigens errichteten Rauchkammern. Mit dem Verschwinden der offenen Herde verloren die «Kaminhütten» ihre Funktion und dienten höchstens noch zum Auffangen des Dampfes. Der halbhohle, gemauerte Herd wurde hier abgetragen, wenn nicht – wie in mittelalterlichen Burgen üblich – am Boden gekocht wurde. (Hohenklingen, Vorraum zum Rittersaal. Foto Peter Bretscher, Winterthur)

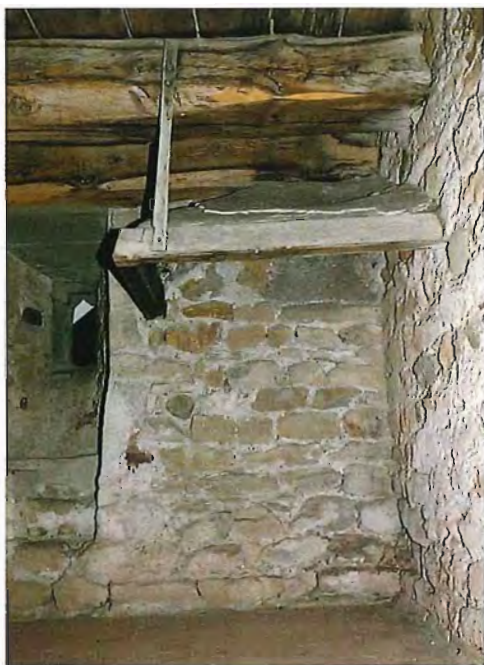


Abb. 99.
Der sandsteinerner Unterbau dieser Feuerstelle erinnert an einen gemauerten, mit Deckplatte versehenen offenen Herd. Doch ist er bereits mit einem geschlossenen eisernen Aufbau versehen. Eine Nebenwirkung der Feuerung war die oft starke Verrussung der Küche. Um dieser «ein freundliches Ansehen zu verleihen», so ein Ratgeberbuch des Jahres 1869, «trägt das alljährliche Übertünchen der Wände und Decke mit blassgelber Farbe (Oker) bedeutend bei».
(Berlingen TG; seit dem ersten Weltkrieg unbenützt, abgetragen 1992. Foto Peter Bretscher, Winterthur)



Abb. 100. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts haben sich eiserne Herde mit mehreren Pfannenlöchern und Wasserschiff durchgesetzt. In bescheidenen Verhältnissen befand sich auch der gemauerte oder aus Sandsteinplatten errichtete Waschherd («Tollofen», «Tolechessi») in der Küche

(rechts). In der Mitte – vor der Einfuerungstüre des Stubenofens – eine sandsteinerne Aschendole, in der die Asche feuersicher aufbewahrt wurde.

(Herdern TG; abgetragen 1993. Foto Peter Bretscher, Winterthur)

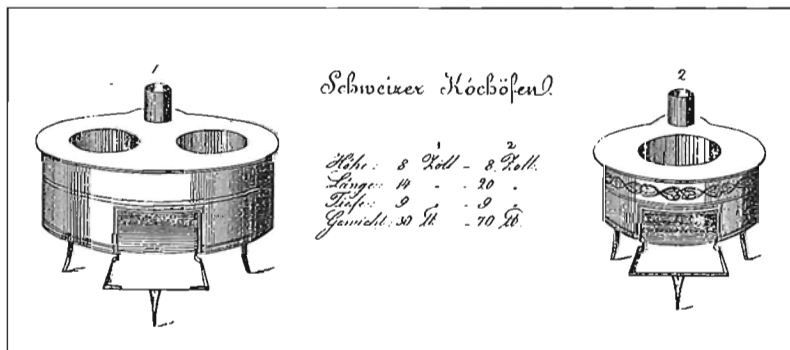


Abb. 101. Gusseiserne Küchenherde aus Schaffhauser Produktion. («Gusswaren Verzeichniss» der Eisengies-

serei J. G. Neher in Laufen am Rheinfall, um 1860.)

Abb. 102/103. Alberta Gnehm-Billo (1850–1928) in der Küche ihrer Tochter Bertha Fricker-Gnehm (1885–1979), Nordstrasse Zürich, um 1910. Der industriell gefertigte eiserne Herd ist bereits durch einen transportablen Gaskocher abgelöst. In Stein am Rhein wurde das Kochgas nach heftigen Auseinandersetzungen zu Beginn des Jahrhunderts – Gas oder Elektrizität – im Jahre 1927 eingeführt.



4.1.3. Wasser



Abb. 104. Vor der Einführung der zentralen Wasserversorgung im Jahre 1890 musste alles Wasser an den damals noch viel zahlreicheren öffentlichen Brunnen geholt werden. Dazu dienten hölzerne oder metallene Eimer und «Gelten». Für den häufigen Transport auf dem Kopf gab es den gepolsterten Tragring.

(Federzeichnung Caroline Mezger [1787–1843], Schaffhausen, H. 16 x B. 10 cm)

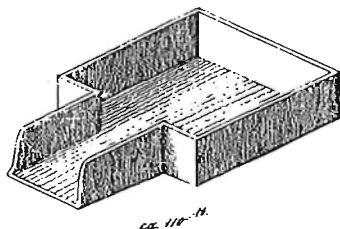
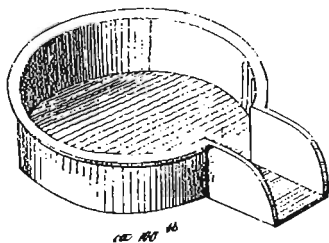


Abb. 105. Die Entsorgung des Wassers erfolgte durch den als flaches Becken gefertigten Schüttstein. Sein schnabelartiger Ausguss durchstieß die Aussenmauer und leitete das Abwasser ins Freie. Auf dem Bild ein hölzerner Ableitungskännel in der Altstadt Schaffhausens, 1843.

(Aquarell H. W. Harder [1810 – 1872], H. 17 x B. 29 cm, Ausschnitt)

Abb. 106. Üblicherweise aus Stein gefertigt, gab es auch Schüttsteine aus Gusseisen. Beide wurden durch Kunststeinprodukte verdrängt. («Gusswaarenverzeichnis» der Eisengiesserei J. G. Neher in Laufen am Rheinfall, 1845)

Runde & Eckigte Schüttsteine.



4.1.4. Küchengeräte



Abb. 107. «Da die Gegenstände ... gewiss Jedermann genauer bekannt sind, so halten wir es für überflüssig, uns hier in eine nähe-

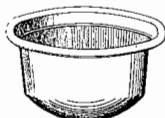
re Beschreibung derselben einzulassen.»
(«Anschauungs-Unterricht für die Jugend»,
1854)



Tiefe Waschkessel

mit od. ohne laugenreife Hand.

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18



Ab. Das Gewicht der Kessel ist mit nur einem einzigen Preis festgesetzt, diejenigen aber, die sind in einem Hand leichter.

Kunsthäfen ohne Füße

mit einem Hand a. festem Boden.



Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18

Kunsthäfen mit Füßen und gewöhnlichen Boden.



Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18

Brüdel

in beiden Arten: Brühkäufen:



Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18



Vierreihige Bügelhäfen samt Stiel.

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18



Reihige Bratpfannen.

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18

Bratwurstkäfen.

(Schwanz).



In beliebigen Dimensionen.

Waffelheisen.



Feueröfen.

Quadratöfen.



Längliche.



Runde.



In beliebigen Dimensionen.

Reifenständerkessel.

(Erdmüde).

In beliebigen Dimensionen.



Reifenringe.

in allen Arten: Käfen.



Kunsthäfenpfannen.

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18

Brüdel dazu

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18

Einführungseisen.

mit Kettung.



mit Hand a. Füßen.



mit Hand ohne Kette.



mit Hand ohne Hand.



Schmelzherdheisen.

In jedem Kessel.



Bratwurstkäfen.

In jedem Kessel.



Rostkäfen.



Lager.



In jedem Kessel.



Flache Pfannen

mit a. ohne Füße.

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18



Tiefe Pfannen

mit a. ohne Füße.

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18

Brüdel

in beiden Arten: Pfannen:

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18

Bratpfannen.

Stk.	1	2	3	4	5
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18
Wasser	10	12	14	16	18



Abb. 108/109. Industrieprodukte für den täglichen Bedarf. Wie das nebenstehende Inserat beweist, waren sie (spätestens in den 80er Jahren) auch im lokalen Angebot zu haben.

(«Gusswaarenverzeichnis» der Eisengießerei J. G. Neher in Laufen am Rheinfall, 1845/Inserat «Der Grenzboten», 3.11.1885)

Empfehlung.

Kessel und Kesselplatten,
Kochkäfen, roh und emailliert,
Kaminheisen,
Ofenheisen,
Rostheisen,
Küchenheisen,
Zugheisen

empfiehlt

G. Zetger-Buch
3. Prodanbe.

Frisch eingetroffen:

Steingutwaaren, als: Suppenschüsseln, Teller, flach und tief, Platten, oval, flach und tief, Gemüse- und Salat-Schüsseln, Kaffee- und Milchannen, Tassen, Ohrenschüsseln, Volls, Waschbecken u. Krüge, Pot-de-chambres etc. zu äußerst billigen Preisen.

Ferner empfehle: **Bürstenwaaren** in ausgezeichneter Qualität, sowie meine vielen übrigen Artikel bestehend.

J. Weber's Bazar, Nachfolger,
zur Kette, Schaffhausen.

Bruntruter Kochgeschirr

ist wieder in allen Nummern vorrätig und wird
höflich empfohlen von

Joh. Sulger, Hafner
zum Schäfli.

Bruntruter und deutsches Kochgeschirr

empfehle nebst allen anderen Sorten zu gefälliger
Abnahme

G. Wüger, Hafner.

Empfehlung.

Bei der Unterzeichneten ist auf bevorstehende
Saison **braunes, Bruntruter- und**

Elfsäher-Kochgeschirr

sowie auch **braunes und farbiges Haf-
ner-Geschirr** zu billigen Preisen zu haben.

Zahlreichem Zuspruche steht entgegen

Frau Wilhelmine Reidhart.

Ramsen den 14. September 1885.

Im Winterthurer Consum-Depot
in Wagenhausen ist zu haben: Alle
Sorten **braunes und farbiges Haf-
ner- & Kochgeschirr**, sowie alle Sorten
Seilerwaaren, beste Qualität, und täglich
frische Eier.

Abb. 110. In der zweiten Hälfte
des 19. Jahrhunderts verdräng-
ten Industrieprodukte zuneh-
mend die handwerklich gefertig-
ten Geräte. Die früher übliche
Versorgung mit Gütern des tägli-
chen Bedarfs auf Märkten verlor
immer mehr an Bedeutung. Ihre
Funktion übernahmen Läden,
Niederlassungen grösserer Ver-
triebsorganisationen und neuge-
gründete Fabriken. Stein am
Rhein wies 1883 insgesamt 44
Geschäfte auf (ohne Metzgerei-
en), davon entfielen 15 auf
Bäckereien, Spezerei- und «Co-
lonial-Waaren»-Handlungen.
(Inserate «Der Grenzbote»,
1874/1885)

Stearinkerzen,

ger, gute Qualität, per Paquet zu 80 Ets.,
werden zu gest. Abnahme empfohlen von

A. Merz zum Schneeberg.

Neu!

Saugringe

Neu!

für Petroleumlampen.

Diese neue Erfindung bezweckt, daß das Aus-
schweigen des Oeles bei Petroleumlampen auf-
hört, somit auch keine Lampe mehr tropft.

Dieselben sind auf jeder Lampe leicht anzu-
bringen. Preis 20—35 Rp. das Stück. Zu
beziehen bei

J. Ch. Wuhl & Meise.

Beleuchtungs-Artikel.

Tischlampen mit Milchglasglocken, von Fr. 3. 20 an.

Hängelampen mit Flachbrenner, von Fr. 2. 80 an,

Hängelampen mit Rundbrenner, von Fr. 3. 60 an,

Wandlampen, von 90 Ets. an,

Lampengläser zu 15 Ets., Milchglasglocken zu 50 Ets.

Nur solide Waare. Reparaturen billigst. Für Wiederverkäufer Engros-Preise.

August Ziegler, Glashandlung & Einigkeit
Schaffhausen.

J. Ueber's Bazar Nachf.

zur „Kette“

Schaffhausen

empfiehlt in größter Auswahl:

Tischlampen zu 50, 70 Ets und Fr. 1. —

Wandlampen mit Schild zu 70 Ets., Fr. 1. —, 1. 20 bis Fr. 5. —

Tischlampen, größtes Sortiment, von Fr. 2. 80 bis Fr. 20. —

Hängelampen mit Blech- und Milchglas-Schirm, von Fr. 2. 90 bis 10. —

Kettenzug-Lampen, von Fr. 12. 50 bis 16. 50,

Dieb-, Stall- und Sturm-Laternen von 70 Ets. bis Fr. 4. 50,

Milchglas-Schirme von 50 Ets. bis Fr. 2. 50,

Lampenschirme, Carton, von 15 Ets. an,

Lampengläser zu 15 Ets.

Lampendochten, Lampenlecker, Feuer-Anzünder etc. etc.

Für meine Lampen übernehme jede Garantie und werden Reparaturen prompt und
billigst besorgt.

Abb. 111. Beleuchtung: Gaben Haushal-
tungsbücher der Jahrhundertmitte noch
ausführliche Anweisungen zur Herstellung
von Kerzen aus Talg, so verschwand dieser
Zweig der Selbstversorgung in den folgen-
den Jahrzehnten vollständig. 1883 betrie-
ben zwei Steiner Geschäfte die Kerzenfabri-
kation. (Sie bezogen das Rohmaterial - Fett
- von den hiesigen Metzgern, betätigten
sich hauptsächlich als Seifensieder und
stellten nebenher auch «Türlistrichi» zum

Dichten von Fässern her). In den Speze-
reihandlungen waren Kerzen erhältlich.
Überflüssig wurde auch die Aufbereitung
pflanzlicher Brennstoffe wie Rapsöl,
Mohnöl, Leinöl, Hanföl, Öl aus Nüssen und
Buchennüsschen. Mit dem Aufkommen
der Erdölförderung nach 1860 setzten sich
die heller brennenden Petroleumlampen
für ein halbes Jahrhundert allgemein durch.
(Inserate «Der Grenzbote», 1885)

4.2. Waschküche

In bäuerlichen Verhältnissen war es um die Jahrhundertwende noch üblich, pro Jahr nur zwei- bis viermal zu waschen (**Frühlingswäsche**, **Herbstwäsche**). Diese Grosswäschen dauerten bis zu einer Woche und benötigten die Mithilfe mehrerer Personen.

Abb. 112. Waschfrau beim Essen.

Die Verpflegung war bei allen Tagelöhnerinnen und Tagelöhnern fester Bestandteil der Bezahlung. Eine Waschfrau hatte im Tag sechs Essen und ihr Appetit war sprichwörtlich. Dabei spielte nicht nur die strenge körperliche Arbeit eine Rolle, sondern auch die alte Vorstellung, dass Wasser Kräfte zehre und Hunger mache.

(Bleistiftzeichnung Caroline Mezger [1787–1843], Schaffhausen, H.15.5 x B.11 cm)



Im «Lindwurm» wurde in jener Zeit alle drei bis vier Wochen während zweier Tage gewaschen. Der Arbeitstag der beiden Tagelöhnerinnen begann morgens um sechs Uhr und endete abends um acht oder neun.

Die traditionelle Methode war das **«Sechten»** der Wäsche, ausserhalb der Nordost- und Innerschweiz «Buchen» genannt⁹. «Sechten» leitet sich ab von «sehen» (durchsieben). Zur Herstellung einer **Waschlauge aus Asche** wird nämlich ein als Filter dienendes Tuch über dem Waschzuber benötigt. «Buchen» oder «Bauchen» heisst soviel wie in heisser, aus Buchenasche hergestellter Lauge einweichen.



Abb. 113. Frau bei «Sechten».

Über die im grossen Zuber eingeweichten Wäschestücke wurde das zwilchene Aschentuch ausgebreitet. Darauf kam eine Lage gereinigte Holzäsche und etwas Harz. Mit der «Schapfe» leerte man anfänglich lauwarmes, dann immer heisseres Wasser darüber und liess es einige Zeit an der Wäsche stehen. Es wurde abgelassen, erneut erhitzt und schliesslich siedend wieder darüber gegossen. Dieser Vorgang wiederholte sich stundenlang, bis die Aschenlauge alles völlig durchdrungen und die Schmutzstoffe aufgelöst hatte. Anschliessend wurde warm gespült, wenn nötig mit Seife reinge-

waschen, «geläutert», ein zweites Mal gebrüht und am Brunnen kalt gespült. Maria Verena Gnehm-Gräflin (1815–1899) hat in ihrem Haushaltsbuch eine Anleitung zum Waschen von «Weisszeug» festgehalten: «Auf 20 Herrenhemder werden $\frac{1}{2}$ Sester ($7\frac{1}{2}$ Liter) Asche gut gekocht u. abgegossen, die Hemder Tags zuvor recht eingeseift, dann wird die helle Lauge lauwarm darübergeschüttet, so lange gesechtet bis die Wasch emporsteigt im Zuber, was erst geschieht, wenn die Lauge gerade fort-kocht, wenn sie abgezogen wird vom Waschgeschirr.»

(Federzeichnung E. Bernath, Thayngen)

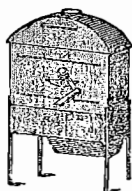
Abb. 114. Frau beim «Sechten».

Grössere Haushalte verfügten über zwei «Secht-» oder «Tollöfen». Der eine diente zum Erhitzen der Lauge, im andern konnte gebrüht oder Spülwasser bereitet werden. Zum Waschen war das weiche Fluss- oder Regenwasser besonders geeignet. Der Waschherd hatte neben der Heisswasserbereitung noch andere Funktionen. Hier konnten Kartoffeln gedämpft (Schweinefuter), Würste gebrüht oder Schnaps gebrannt werden.

(Zeichnung P. Wyss)



Diese alte Technik war um die Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein und wurde nach und nach durch neue Verfahren ergänzt, dann verdrängt. In grossen Bauernhaushalten hielt sie sich bis weit ins 20. Jahrhundert. Hand in Hand mit dem Aufkommen von **Waschmitteln** wurden Anstrengungen unternommen, die mühsame Handarbeit zu erleichtern.



Eines der **nützlichsten** und **erfreulichsten**
Weihnachts-Geschenke

für **Hausfrauen** ist

Pearson's Schnellwascher

womit eine große Wäsche mit absoluter Schonung in kurzer Zeit rein gewaschen werden kann. Prospekte und Gebrauchsanweisung franco und gratis.

Allein acht zu haben bei **Ferdinand Stierlin**, Eisenhandlung, Schaffhausen.
Alleiniger Vertreter: **Eduard Witz**, 113 Gartenstrasse, Basel. (H 4517 Q)

Für Hausfrauen unentbehrlich!

Fleckenseife

vorzügliche Qualität, reinigt sämtliche Flecken aus Wollen- und Seidenstoffen, mit Garantie. Erfriecht die Farben und der Stoff der Kleider wird nicht geschädigt, wie bei den gewöhnlichen Fleckenwasser, die gebraucht werden.

Zu haben bei **Conrad Scheffmacher**,
Schwarzhornquasse.

Weisse Kernseife

Ia. Qualität, empfiehlt, so lange Vorrath, per Stück zu 38 Cts.

A. Merz & Schneeburg.

MACK'S
Doppel-Stärke



Bewährtestes u. vollkommen unschädliches Stärkemittel, alle nöthigen Zusätze zur sicheren Herstellung v. blendend weisser, steifer u. glänzender Wäsche enthaltend. Überall vorrätig à 30 Cts. pr. Cart. von 1/4 Ko. Alleiniger Fabrikant H. Mack, Ulm.

Allen Hausfrauen bestens empfohlen!

Für kleinere Wäschen besonders geeignet:

Sinclair-Seife

Englische Kaltwasser-Seife

aus der Fabrik von

James Sinclair in London.

ist in Folge ihres sehr geringen Wassergehaltes wenigstens ein Mal ergiebiger als die beste Seife, macht heisses Wasser entbehrlich und bedingt daher eine grosse Ersparnis an Brennmaterial. Zeit und Arbeit, enthält keine der Wäsche nachtheiligen Substanzen.

Alleinverläufer für die Kantone Zürich, Thurgau, Schaffhausen, Aargau (östlicher Theil), Zug und Tessin:

J. Naf & Cie., Winterthur.

Mit Gebrauchsanweisung zu beziehen in:

Steln a. Rh. bei Hrn. A. Wüschelstein zur Hofnung,
Wagengasse bei Hrn. Andreas Graf. (OF. 8735)



Abb. 115. (Inserate «Der Grenzbote», 1885)

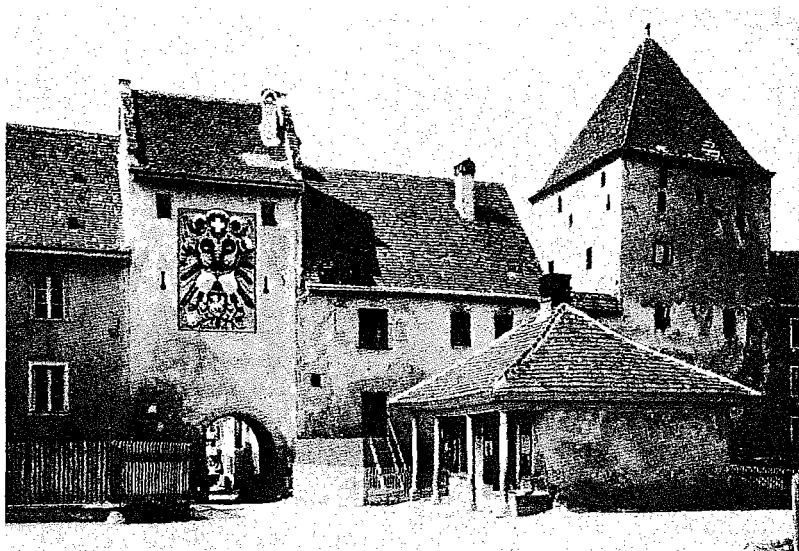


Abb. 116. Seit 1758 bestehendes und 1832 neu erbautes städtisches Waschhaus beim Obertor.

Wer keine eigene Waschküche besass, konnte gegen Gebühr eines der städtischen Waschkäuser benutzen. Die Interessentin-

nen hatten sich bei der Gemeinde anzumelden und das Brennholz selber mitzubringen. (Im Hintergrund ehemaliger Wohnturm der Freiherren von Hohenklingen, später städtisches Pulvermagazin [Pulverturm]. Abgetragen 1887.)

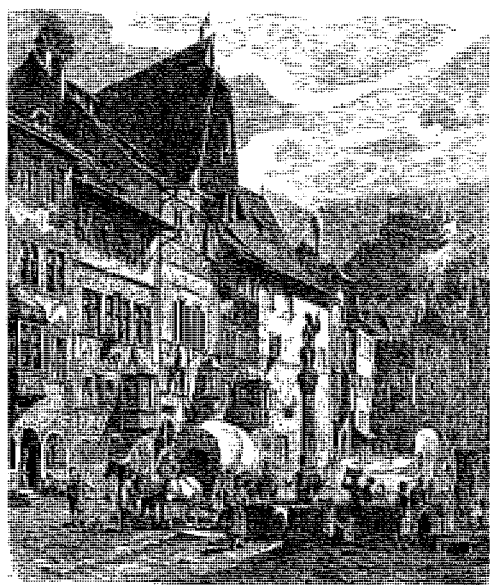


Abb. 117. Stadtbrunnen am Marktplatz, um 1890.

Im Vordergrund arbeitende und sich unterhaltende Waschfrauen. Eine mit Holzzuber auf dem Kopf. Rechts vermutlich ein Pumpbrunnen. (Xylografie G. Schönleber)

4.2.1. Hanf- und Flachsgarn

Waschen des Hanfgarns

Man wässert das Garn einige Tage & siedet es nacher in einem Kessel. Zuerst legt man Stroh auf den Boden des Kessels, legt die Strangen hinein, welche noch verknüpft sein müssen. Auf die erste Lage Garn wird dick Asche gestreut, dann wieder eine Lage u. wieder Asche u. so fort bis der Kessel bereits voll ist, nun gießt man kaltes Wasser daran, u. siedet es 1½ Stund, dann nimmt man es mit einem Spiess heraus u. wäscht recht rein in fließendem Wasser. Beim Waschen müssen die Strangen aufgemacht werden; nun legt man sie ordentlich in den Zuber, u. breitet das Aschentuch darüber u. thut auf 10 lb* Garn 1 Sester* Asche darauf streuen, nun wird laues Wasser darüber gegossen bis das Garn unter Wasser ist, u. der Anfang zum Sechten* gemacht u. fortgesechtet bis die Asche roh u. sandig ist, nun nimmt man den Aescher* hinweg u. sechtet wieder bis es fortwährend strodelt im Kessel. Dann wäscht man es durch 3 warme Wasser & trocknet es. Auf 10 lb Garn ¼ lb Unschlicht* darüber geschüttet, bevor das Aschentuch darauf kommt.

Waschen des Flachsgarns

Auf 100 Schneller* (circa 8 bis 9 Schneller per lb*) Garn rechnet man 1 Viertel* Asche, welche gesotten wird, man lässt die Lauge ein wenig erkalten, bindet circa 10 Strangen an eine Schnur, u. hängt diese an einen Stecken über's Kessi u. lässt es etwa ½ Stund sieden, wascht es u. windet es gut aus, verschüttet es, macht Ringe in einen Korb davon, stellt es 48 Stund in den Keller, trocknet es bei gutem Wetter, vor Frost muss es geschützt sein, wässern des Garns ist gut vorher.

Abb. 118. Der hauseigene Anbau von Flachs und Hanf zur Gewinnung von Textilfasern dürfte im «Lindwurm» zur Zeit der Familie Gnehm (seit 1853) kaum mehr von Bedeutung gewesen sein. Die ganze Weiterverarbeitung (Brechen, Hecheln, Spinnen, «Sechten», Verweben, Bleichen) des in der ländlichen Umgebung produzierten Materials wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Eisenbahntransporte) zunehmend von spezialisierten Grossbetrieben übernommen. – Hier zwei Anleitungen zum «Sechten» der Garne, um das Ergebnis der späteren Tuchbleiche zu verbessern. (aus dem Haushaltsbuch von Maria Verena Gnehm-Gräfin (1815–1899)/Inserate «Der Grenzbote», 15.5./6.3.1885)

- * 1 lb = 1 Pfund
- * 1 Sester = 15 Liter
- * sechten = Lauge abzapfen und strudelnd wieder aufgießen
- * Aescher = Aschentuch
- * Unschlicht = Tierfett, Talg
- * 1 Schneller = aufgehaspeltes Garn; 1000 Fäden mit einer Weite von 2 Ellen (120 cm)
- * 1 Viertel = 15 Liter

Naturbleiche Worblingen.

Für dieselbe nimmt Tücher zum Bleichen entgegen

Ed. Dörsner & Co. Rabenfarb.

Die Hanf-, Flachs- & Wergspinnerei Hirschtal,

Eisenbahnstation Entfelden, Aargau,

auf's Beste eingerichtet und an landwirthschaftlichen Ausstellungen für schönste Arbeit prämiert, empfiehlt sich den Landwirthn zum Spinnen und Waschen der Garne zu billigsten Preisen. Eigene Reibe und Hechlei. Streng reelle Bedienung und schöne, starke Garne werden zugesichert.

Schindler & Fricker.

Abgaben bei: Böschenstein-Hinderling in Stein; J. Weiß, Nögt. in Dieffenhofen
Frey-Rabhardt & Konjum in Stedborn.

Spinnstoffsendungen an uns sind wie bisher nach Station Entfelden zu richten

4.3. Bügelzimmer («Glättezimmer»)

Neben Kochen, Waschen, Putzen und Flicken gehörte Bügeln zu den wichtigsten häuslichen Arbeiten. Im 19. Jahrhundert waren neben traditionellen Techniken bereits moderne, vom Herdfeuer unabhängige Systeme verbreitet.

Am bekanntesten ist wohl das **Kohleneisen** mit Hohlkörper und aufklappbarem Deckel. Zur Luftzufuhr dienten seitliche Öffnungen, die Asche konnte durch einen hinteren Schieber entfernt werden. Durch Russ und Asche wurde die Wäsche häufig verschmutzt. Das grösste Problem waren jedoch die gesundheits-schädlichen Abgase, die Kopfschmerzen verursachten.

Oehningen.

Kohlen-Bügeleisen

mit amerikanischen Holz- und Polstergriffen in
diversen Größen und soliden Fabrikaten empfiehlt

J. Fischer.

Abb. 119.

(Inserat «Der Grenzbote»,
27.3.1885)

Weit verbreitet waren die **Bolzen- oder Kasteneisen**. Metallene Gehäuse mit Öffnung auf der Rückseite zur Aufnahme eines im Feuer glühend gemachten eisernen Bolzens. Eine Sonderform waren die beliebten **Ochsenzungen**.

Abb. 120. Ochsenzungen; Ge-
wicht 4 bis 6 Pfund.

(«Gusswaarenverzeichnis»
der Eisengiesserei J. G. Neher
in Laufen am Rheinfall, 1845)

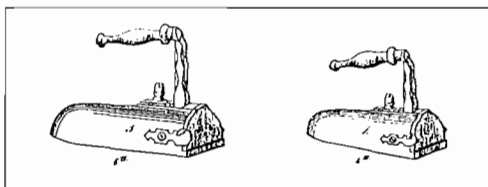


Abb. 121. Bügeln von Hemd-
kragen mit dem Bolzeneisen.
(Werbe-Xylographie für Wasch-
stärke, 1899)



Mindestens zwei «Stähle» musste die Büglerin besitzen, die abwechselnd im Feuer erhitzt wurden. Aufgrund des grossen Verschleisses, der schwierigen Temperaturregulierung und vor allem wegen der Gefährlichkeit des Bolzenwechsels verschwanden diese Eisen als erste vom Markt.

In grösseren Haushalten und gewerblichen Betrieben waren bis in die 1920er Jahre **Bügelöfen** in Gebrauch. Eine Serie von vier bis acht **Volleisen** wurde dauernd aufgeheizt. Kühlte eines ab, so stand das nächste bereit.

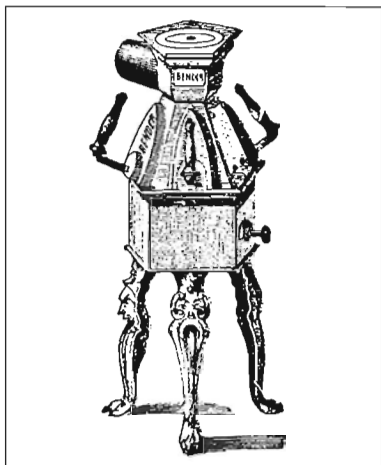


Abb. 122. Bügelofen für sechs Eisen.
(Werbe-Xylographie, 1904)

Weitere Verbesserungen betrafen die Isolation (Handschutz), die Wärmespeicherung, den ausklinkbaren Griff (1871) oder die Art der Aufheizung. Neben Bügeleisen mit Spiritusbrenner war die Gasfeuerung etwas Neuartiges. Gegen die elektrisch betriebenen Systeme konnten sie sich aber alle nicht behaupten.

Nachlag des



nes Hand-
wagen mit
Kupfer-
anfluschen,
die Kärste,
g.

Leih- & Spar-Casse Eschenz.

Die Dividende pro 1884 kann von heute an mit Fr. 15 per Aktie in Empfang genommen werden.

Jos. Keller, Cassier.

Für Frauen und Töchtern

von Wagenhausen und Umgebung beginnt **Montag den 11. Mai** ein **Stättelkurs**, geleitet von Frau Heß von Wammern.

Anmeldungen nimmt entgegen
Frau Wetterli zum Döhsen in Wagenhausen.

Anzeige & Empfehlung.

Büchzeuge (vernickelt) in vorzüglicher schäbischer Ausstattung, zum herunter- Fr. 9. 50 per Stück, bei Exemplaren zu 9 Fr.,
Buchbinder.

Abb. 123. (Inserat «Der Grenzbote», 1.5.1885)



Abb. 124/125. Büglerinnen.
Sonntäglich-affektierte Bildsprache der
Werbung – soziale Entschleierung mit den
Mitteln der Kunst. Die Alltagsrealität be-
wegte sich wohl irgendwo zwischen diesen
beiden Extrempunkten.

(Reklame-Öldruck für Waschstärke, 1882,
H. 27 x B. 33 cm / Ölbild Edgar Degas
[1834–1917], 1884/86, H. 76 x B. 81 cm)



4.4 Keller

Der stets etwas feuchte Keller war einer der wichtigsten Räume zur **Vorratshaltung**. In Holzfässern wurde Wein, Most und Bier aufbewahrt, hölzerne Behälter und «Hurden» dienten zur Lagerung von Kartoffeln und Obst. Salat, Rüben und Gemüse behielten ihre Frische durch Eingraben in Sand, Kohl und Gurken konnten durch Säuerung (Sauerkraut) haltbar gemacht werden.

Im Gegensatz zu Bauernhaushalten wiesen Stadthäuser in der Regel keine Speisekammer auf. Diese Einrichtung verbreitete sich hier erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Verderbliche Lebensmittel, wie etwa Butter, wurden zur **Frischhaltung** gerne im Keller untergebracht.

Ein grosses Problem stellten **Insekten und Nagetiere** dar. Durch Zudecken und Unterbringung in verschliessbaren Behältnissen versuchte man die Vorräte zu schützen. Eine andere Möglichkeit waren frei an der Decke montierte Hängegestelle wie zum Beispiel die «Brothangen», die das Erklettern durch Mäuse verunmöglichen sollten. Da es nie gelang, diese völlig fernzuhalten, wurde ein dauernder Kampf mittels Katzen und Fallen geführt.

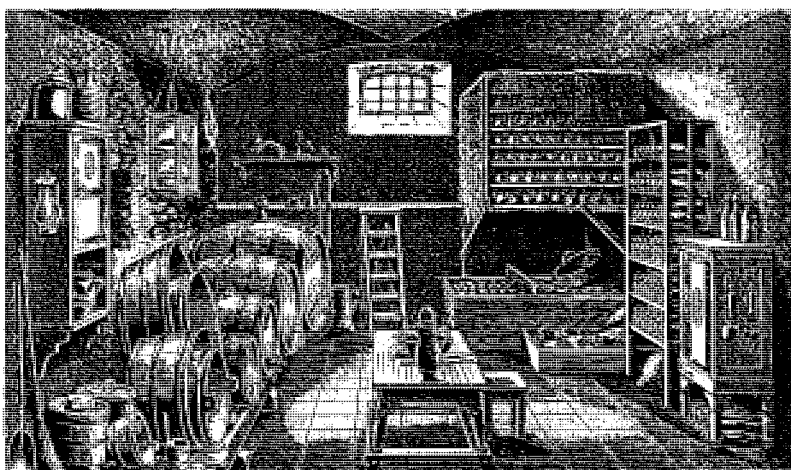


Abb. 126. Idealtypische Ansicht eines Kellers, 1898.

Links das Fasslager, ganz im Vordergrund zugedeckte und beschwerte Sauerkrautstanden. Rechts Kartoffeln, ausgelegtes Obst und im Sand eingegrabenes Gemüse. Abschiessbare und mit Lüftungsöffnung

versehene Schränkchen. «Gelten» und andere Holzgebinde wurden aufgrund der Feuchtigkeit hier gelagert. Der Schragentisch mit Fussleiste, einst Prunkstück der Stube, findet noch als Kellermöbel Verwendung. (Xylographie, 1898)



Abb. 127. Junger Mann beim Einstossen der Rebstecken mit dem am Fuss befestigten «Stosseisen».

Die am Südhang des Klingenbergs gelegenen Rebberge wurden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von Rebknechten besorgt. Sie arbeiteten im Auftrag der Rebbesitzer und unterstanden einem strikten städtischen Reglement. Als «Hintersässen» konnten sie sich im Städtchen niederlassen, hatten jedoch kein Bürgerrecht. Die beginnende Industrialisierung mit ihrer Sogwirkung auf landwirtschaftliche Arbeitskräfte sorgte für eine Lockerung der alten Verhältnisse. (Federzeichnung Caroline Mezger [1787–1843], Schaffhausen, H.15 x B. 9,5 cm)

Anzeige.

Für zehn Manngrab Reben werden tüchtige Rebleute gesucht. Von weni, sagt die Expedition d. Bl.

Gesucht:

Tüchtige Rebleute zur Bearbeitung von ca. 2 Vierling Reben im Schöffertli und circa 3 Vierling im Nebt. Anmeldungen nimmt entgegen

Frönlein, Gerber & Rose.

Abb. 128.

1 Manngrab = 32.18 Aren
1 Vierling = 8.045 Aren
(Inserate «Der Grenzbote»,
16.12.1871/23.1.1885)

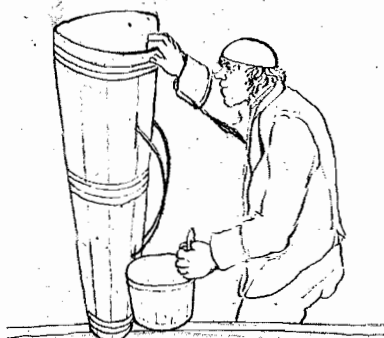


Abb. 129/130. «Buttenträger», 1820.
Die Weinlese war einer der Höhepunkte des
bäuerlichen Jahres. Seit jeher versinnbild-
lichte sie den Oktober (Weinmonat).
Gemäss altem Brauch wurde der Beginn

des «Wümmlet» durch die Rebbesitzer ge-
meinsam festgelegt.
(Federzeichnungen Caroline Mezger
[1787–1843], Schaffhausen,
H. 16/11,5 x B. 10/9 cm)

Bekanntmachung.

Nächsten **Mittwoch den 30. Sept.**, von Morgens 9 Uhr an, findet das **Eichen** von
Trotzgeschirr durch den Bezirkschweizer beim Döhningerthorbrunnen Dahier statt.
Stein a. Rh., den 25. Sept. 1885. **Der Stadtrathspräsident.**

Allgemeine Weinlese in Stein a. Rh.

Der prächtige Stand unseres hiesigen Rebberges, die noch frischen, von keiner Fäulniß be-
fallenen Trauben und die Aussicht auf eine sehr gute Qualität unseres beliebten Weines, hat die hie-
sigen Rebbesitzer veranlaßt, die allgemeine Weinlese erst auf **Donnerstag den 3. d. Okt.** fest-
zusetzen. Die Hh. Weinkäufer sind daher zu Kaufabschlüssen höflichst eingeladen.

Stein a. Rh., den 2. Oktober 1885.

Die Flurkommission.

Abb. 131. (Inserate «Der Grenzbote», 29.9./6.10.1885)

Abrechnung über die Weinlese vom 11. & 14. Oktober 1935.

für Fräulein Dr. Marie Gnehm, Eidmattstrasse 26, Z u r i c h 7.
von Jakob Windler, Stein am Rhein.

1 Buttenmann 2 Tage inkl. Trauben abbeeren	Fr. 20.--
2 Wümlerinnen je 1 Tag (ohne Nachessen à 4.- (diese waren von Hemishofen und wollten direkt heim)	" 8.--
3 Wümlerinnen je 1 Tag	à 3.70 " 10.50
6 " " 2 Tage	à 3.50 resp. 7.-- " 42.--
1 Päckli Stumpen für den Buttenmann	" 1.--
2 Telephons nach Hemishofen i.S. Wümlerinnen	" 0.20
12 Herbstwürste am 1. Tag	à 0.40 " 4.80
9 " " 2. "	à 0.40 " 3.60
Malaga (2 Liter)	" 1.40
4½ Kg. Erbsen	à 0.65 " 2.95
2½ " Käse	à 2.80 " 7.--
6 " Brot	à 0.34 " 2.05
6 Liter Milch	à 0.30 " 1.80
total:	Fr. 105.30

P.S. Die Rechnung ist dieses Jahr leider etwas höher, als letztes Jahr. Dem Buttenmann musste ich mindestens Fr. 2.- mehr geben, weil er noch beim Abbeeren der Trauben helfen musste in der Trotte. Weil man mehr Wümlerinnen haben musste, beträgt diese Position auch mehr, trotz Abbau des Lohnes, wie beschlossen worden ist in der Herbstversammlung. Es ist sodann Usus, dass man bei der Weinlese sog. Herbstwürste (gut 1 mal grösser) gibt; letztes Jahr waren wir nur zu spät und mussten dann gewöhnliche Würste nehmen. Malaga (für die Wümlerinnen, wenn sie kommen) mussten wir dieses Jahr auch wieder kaufen, aber es wird dann vermutlich nächstes Jahr noch ganz reichen. Brot, Käse, Milch und Erbsen brauchte es auch mehr und letztere haben etwas aufgeschlagen; dies ist immer etwas verschieden, je nach der Anzahl der Leute und wie solche gerade i.S. Appetit eingestellt sind. Wein habe ich von Deinem 1935er genommen, um nicht bei Frau Rühlin oder anderweitig teuer, d.h. zu Restaurantpreisen kaufen zu müssen. -
Ich habe von dieser Abrechnung einen Durchschlag für mich gemacht.

Abb. 132. Das zum «Lindwurm» gehörige Rebgut «im Huberli» umfasst gut 67 Aren. Es gehörte Dr. med. Marie Gnehm (1883-1944) in Zürich. Ihr Cousin Jakob Windler (1885-1975) war Verwalter, bevor er 1945 selbst Eigentümer wurde.



4.4.2. Weinverarbeitung



Abb. 133. Spitaltrotte Stein am Rhein.

Erbaut 1722, abgebrochen 1918.

Bis zum Einsetzen des Industriezeitalters war Wein der einzige wichtige Ausfuhrartikel der Stadt.

Die Verarbeitung der Trauben erfolgte in den gemeinschaftlich betriebenen Trotten. Durch das Gewicht des Eichenstamms oder «Torggels» wurde das Pressgut ausgedrückt.

Das Aufkommen mechanischer Kleinpressen und die damit verbundene unabhängige Traubenverarbeitung führte besonders

in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Auflösung der alten Trottegemeinschaften. Die mächtigen Werke wurden entfernt.

Nach einer Blütezeit des Weinbaus nach 1850 machte sich gegen Ende des Jahrhunderts eine durch Rebrkrankheiten und Absatzschwierigkeiten verursachte Krise bemerkbar (billige Weinimporte; Eröffnung der Gotthardbahn 1882, der Arlbergbahn 1884). Sie konnte erst in den 1930er Jahren überwunden werden.

(Foto F. Mülchi, Stein)

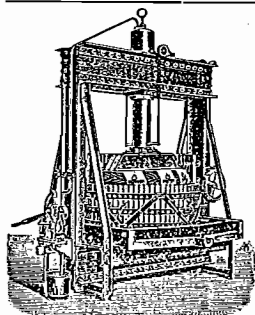
Maschinenfabrik und Eisengießerei Schaffhausen

vormalig **J. Rauschenbach.**

450 Arbeiter

Gegründet 1842

300 Pferdekkräfte



Hydraulische Pressen
für Hand- u. Kraftbetrieb in verschiedenen Größen.

Sochpressen

mit Räderantrieb, für Hand- und Kraftbetrieb

Spindelpressen

mit Holz- u. Stahl-
bell, mit rundem
oder ☐ Korb

Obst- und Traubenmühlen

in verschiedenen Größen und Ausführungen.

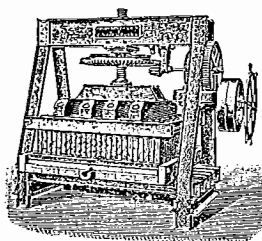


Abb. 134. (Inserat «Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift», 1909)

Zur Weinverbesserung.

Holländischen Stampfzucker u.
Pariser Melis (Stoßzucker) empfehle zu
billigsten Preisen bestens

Subert Röllin
z. Hirchen.

Angenehmer u. gesunder Nachwein als Ersatz für Most.

Die Trauben werden, wie allgemein üblich, tüchtig gestossen, u. bis zu eintretender Gährung in wo möglich mehr hohen als breiten Standen stehen gelassen. Haben sich die Trauben gehoben, so wird der Traubensaft einfach abgelassen. Auf den Rückstand wird dann nach u. nach in wenigstens 4 Abtheilungen zusammen so viel reines Wasser gegossen als Traubensaft abgeflossen. Vor jedesmaligem Wasserzusatz wird tüchtig gestossen, nachher noch etwas umgerührt u. zugewartet bis sich die Hülsen wieder heben; hierauf jedesmal die Brühe abgelassen u. darin pr. Eimer* sieben (7) lb* Sack- od. Pilézucker aufgelöst, wovon das lb höchstens 50 rp. kostet. Die so erhaltenen Flüssigkeiten werden im Keller zusammen geschüttet u. dort der weiteren Gährung überlassen.

Das Auswässern der Beeren kann natürlich noch etwas weiters fortgesetzt werden, z.B. bis zur andert-halbfachen Menge des erhaltenen Traubensaftes, weiter aber nicht, wenn nicht die Qualität darunter leiden soll.

...
Ein bestimmtes Beispiel wird das Verfahren noch deutlicher machen: Gesetzt es seien 200 Mss.* Traubensaft abgeflossen, so werden die Hülsen 4 mal mit je 50 Mass Wasser wie oben angegeben behandelt u. in der abgelassenen Flüssigkeit in je 25 Mss sieben lb Zucker aufgelöst. Der Zucker löst sich leicht, wenn er zuerst mit wenig Flüssigkeit übergossen u. einige mal tüchtig umgerührt wird. Zusatz von mehr Zucker macht den Nachwein zu geistig, bei geringerem Zusatz wird das Getränk zu fade.

* 1 Eimer = 37 1/2 Liter

* 1 lb = 1 Pfund

* 1 Mass = 1 1/2 Liter

Abb. 135. Der aus den Trauben abgepresste Wein wurde meist verkauft. Für den täglichen Verbrauch diente ein aus Pressrückständen (Trester), Wasser und Zucker hergestelltes Getränk. Hier eine Anleitung zur Herstellung von «Tresterwein», «Haushaltsw Wein» oder «Ansteller» sowie ein Rezept gegen Schimmelgeruch in Fässern aus dem Haushaltswbuch von Maria Verena Gnehm-Gräfin (1815–1899) / (Inserat «Der Grenzboten», 14.10.1876)

Im Jahrgang 1876 druckten wir 10 Saum Wein ab, die Trester kamen in ein Fass. 6 Eimer weissen (unbesonderten) Wein wurden dann daran geschüttet, in der Brauerei 6 Saum Wasser heiss gemacht, u. damit 2 Ctr* Sackzucker aufgelöst, es wurde über eine Stange eine Zeine gestellt, nach u. nach den Zucker hineingeworfen, den Hahnen mit dem heissen Wasser darüber gerichtet, u. das Auflösen ging ganz schnell vor sich, während es an die Trester* getragen wurde, u. gab ein sehr angenehmes Getränk.*

... Schwager in der Rose hat auf 3 Eimer Trester 1 Saum Wasser geschüttet, 1/2 Ctr. Zucker aufgelöst u. gar keinen Wein dazu genommen.*

- * 1 Saum = 150 Liter
- * 1 Ctr = 1 Zentner (100 Pfund)
- * Trester = Pressrückstände
- * 1 Eimer = 37 1/2 Liter

Gegen den Schimmelgeruch der Weinfässer

Um Weinfässer den Geruch zu benehmen, soll man sie auswaschen, dann auf 50 Mass Gehalt 2 Loth* Chlorkalk u. eben so viel Schwefelsäure mit einem Krug voll Wasser hineinschütten u. sie damit ausspülen, sodann noch einigemal mit Wasser tüchtig ausschwenken. Um dem Getränk den Schimmelgeruch zu nehmen, nehme man Lindenbengel, schäle das äussere Häutchen ab u. lasse sie 1 Tag darin, nehme sie dann heraus, u. thue so lange Lindenbengel hinein, bis das Getränk den Geruch verloren hat. –*

- * 1 Mass = 1 1/2 Liter
- * 1 Loth = 15 5/8 Gramm

Abb. 136. Bürgerfrau mit Hut und weissem Schal vor dem Kellereingang, begleitet von einem Küfer (Fassbinder), 1821. Der Keller war gewöhnlich so dunkel, dass zur Verrichtung aussergewöhnlicher Arbeiten eine Kerze oder Ampel mitgeführt werden musste. (Aquarell Caroline Mezger [1787–1843], Schaffhausen, H. 11,5 x B. 9 cm)



4.5. Estrich

Die umfangreiche Vorratswirtschaft benötigte grosse Räume zur **Lagerhaltung**. Der mit Aufzugswinde versehene Estrich diente zur Unterbringung von Brennholz, Getreide, gedörrtem Obst und Gemüse, von getrockneten Nüssen und Kräutern, aber auch von Baumaterialien wie Ziegel und Schindeln.

In der vom Küchenherd aus bedienten **Rauchkammer** wurde alljährlich im Herbst oder Frühwinter der Fleischvorrat konserviert.

Der Estrich diente auch zum Trocknen der Wäsche und als **Abstellraum** für vorübergehend nicht benötigte oder aus dem Gebrauch gekommene Möbel, Fenster, Geräte und Kleider. In der vorindustriellen Hauswirtschaft war verbrauchtes oder zerbrochenes Material nicht Abfall, sondern Rohstoff für Reparaturen und Neuanfertigungen. Die Wiederverwertung von Gegenständen war Ausdruck der damals notwendigen und auch als Tugend betrachteten Sparsamkeit.

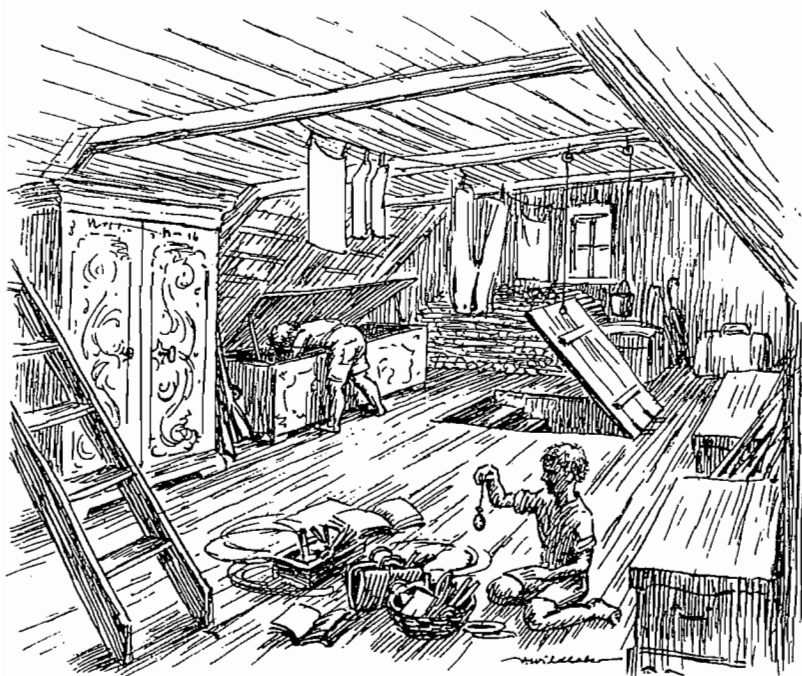


Abb. 137. Estrich als Entdeckungsraum für Kinder.
(Federzeichnung V. Wildhaber, Stäfa)

5. Die Familie Gnehm

Die Vorstellung einiger Angehöriger der weitverzweigten Familie Gnehm verfolgt mehrere Absichten. Zum einen waren sie die eigentlichen Repräsentanten und Repräsentantinnen der im «Lindwurm» gezeigten Lebensverhältnisse. Der Einblick in ihre Lebensgeschichte schafft somit eine unmittelbarere, lebendigere Beziehung zum ausgestellten Sammlungsgut. Zum andern weisen ihre Biografien charakteristische Merkmale auf. Stellvertretend für viele vermitteln sie eine Vorstellung typischer Ausbildungsgänge, beruflicher Tätigkeiten sowie gesellschaftlich vorgegebener Rollen und Erwartungen von Männern und Frauen in ihrer jeweiligen Zeit.

Im Jahre 1933 hat Dr. med. Marie Gnehm (1883–1944) die Aufzeichnung eines Familienstammbaumes veranlasst, der bis ins 14. Jahrhundert zurückreicht. Aus einem Bedürfnis nach der eigenen Geschichte entstanden, ist er Beleg einer langen Ahnenreihe und gleichzeitig ein Zeugnis, wie sich eine Familie selbst dokumentierte.



Abb. 138. Titelblatt des Familienstammbaums in kalligraphischer Ausführung (H. 37 x B. 31 cm).



Abb. 139. «...und hat den Zweck, von den Vorfahren einiges der Nachwelt zu übermitteln ...»

Eine ähnliche Absicht verfolgt die nachfolgende bildliche Stammtafel. Die meist sorgfältig inszenierten Porträts und Ansichten entstanden nicht zufällig. Sie wurden geschaffen, um ein ganz bestimmtes Bild von sich selbst oder der Familie festzuhalten und weiterzugeben. Ein Stammbaum verlängert die eigene Existenz gleichsam in die Vergangenheit; Porträts und Familienfotografien sind Andenken für die Zukunft.

Einen Grossteil der gezeigten Bilder tauschten die verschiedenen Familienzweige unter sich aus; sie waren Zeichen ihrer freundschaftlichen Verbundenheit. Die Mehrzahl der aufgeführten Personen lebte auswärts, doch unterhielten sie teilweise sehr intensive Beziehungen zu Stein. Obwohl «erst» seit 1853 im Besitz der Familie, galt der «Lindwurm» als eigentliches Stammhaus der Gnehm.

Die Familie gehörte seit mehreren Generationen zu einer gutsituierten lokalen Oberschicht. 1334 wird der erste *Näm* in Freudwil bei Uster erwähnt. Es folgen weitere Nennungen im Zürcher Oberland, hauptsächlich in Fischenthal. Ein späterer Vorfahre war in Berg am Irchel (Zürcher Weinland) ansässig, von wo zwei seiner Söhne nach Stein übersiedelten. Der jüngere der beiden, Tischmacher Eberhard Gnehm (1623–1667), erhielt das Bürgerrecht und begründete die Steiner Linie. Einer seiner Söhne wurde bereits Ratsherr. Seit dem mittleren 18. Jahrhundert bekleideten die Vorfahren regelmässig politische Ämter oder vergleichbare Chargen (Obervögte, Stadtrat, Oberst). Beruflich waren sie meist Inhaber von Gewerbebetrieben. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte eine Neuorientierung hin zum Bildungsbürgertum.

Der hervorragendste Vertreter war Prof. Dr. Robert Gnehm (1852–1926). Aufgrund seiner sehr erfolgreichen Karriere, als Inhaber eines Lehrstuhls für technische Chemie (ETH Zürich), Erfinder, Direktor und Verwaltungsrat der CIBA (Basel) sowie als schweizerischer Schulratspräsident genoss er Ruhm und Ansehen. Ernst Rippmann, Verfasser zahlreicher lokal- und kulturhistorischer Schriften, bezeichnete ihn 1952 als den *«grössten Steiner des vergangenen Jahrhunderts»*¹⁰.

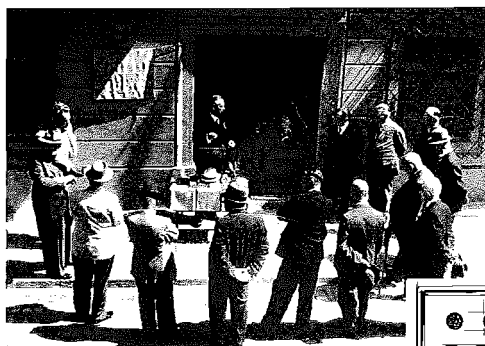
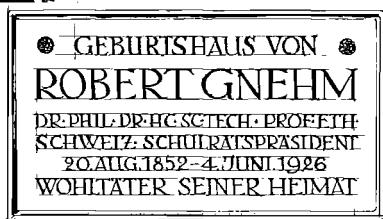


Abb. 140. Festliche Einweihung der Gedenktafel am «Lindwurm» für Prof. Dr. Robert Gnehm, 1.8.1948. Der Entwurf (Abb. 141) stammte von Arch. Wolfgang Müller (zuletzt links); die Ansprache hielt Bernhard Windler-Etzweiler, Präsident der Prof. Dr. Robert Gnehm-Stiftung.

Abb. 141.

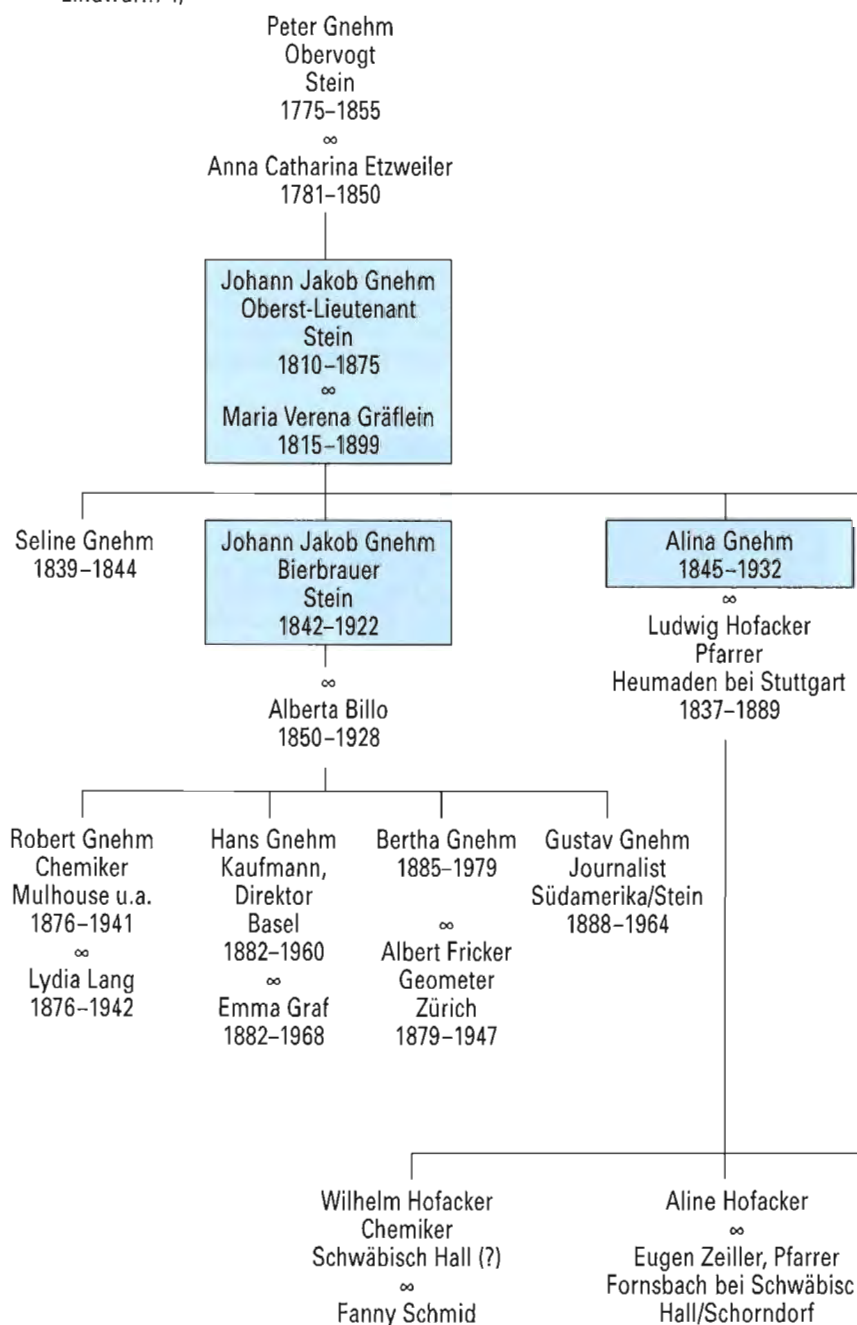


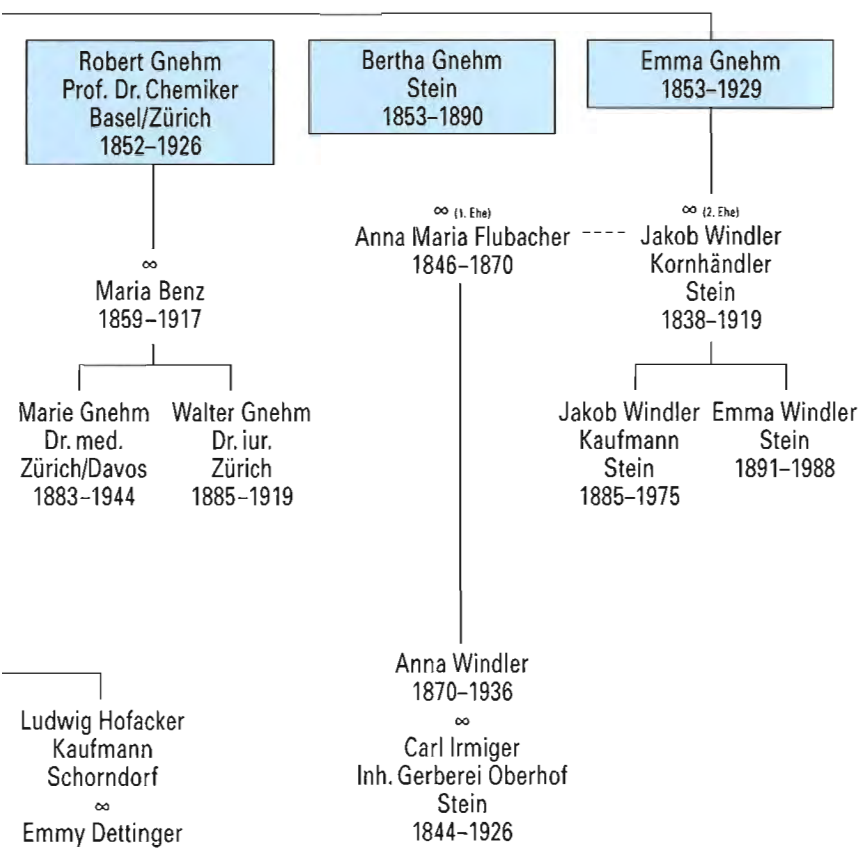
Diesem Mann, der zwar berühmt, in seiner Heimatgemeinde aber nicht sehr bekannt war, ist ein zusätzlicher Abschnitt gewidmet. Dieser würdigt allerdings nicht die beruflichen Verdienste, sondern gewährt – einem Wohnmuseum angemessen – Einblick in das häusliche Umfeld. Auf diese Weise kann die Weiterentwicklung typisch bürgerlicher Lebens- und Wohnverhältnisse im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert innerhalb derselben Familie aufgezeigt werden. Dies ist im Museum nicht möglich. Gnehm war ein Vertreter sowohl des Bildungsbürgertums als auch wohlhabender unternehmerischer Kreise. Damit repräsentierte er eine Gesellschaftsschicht, die in jener Zeit für aufstiegsorientierte Bevölkerungsgruppen Vorbildcharakter hatte.

Ein letzter Teil enthält Erinnerungen an die Museumsstifter Jakob (1885–1975) und Emma Windler (1891–1988) aus der Sicht einer (damals) jugendlichen Haushaltshilfe.

5.1. Familienstammbaum mit Kurzporträts

(Die markierten Personen lebten zu der im Museum dargestellten Zeit im «Lindwurm».)





**Familie Gnehm, Obervogt
im «Hirzli», Stein am Rhein**

Peter Gnehm
Obervogt
1775–1855
∞
Anna Catharina Etzweiler
1781–1850
|
Johann Jakob Gnehm
Oberst-Lieutenant
1810–1875
∞
Maria Verena Gräflein
1815–1899



Abb. 142. Peter Gnehm-Etzweiler
(1775–1855)
Gerber (Gerberei im «Schaubmarkt»), Land-
wirt, Gemeinderat, Säckelmeister und
Obervogt.
Zusammen mit den Enkelkindern Johann
Jakob und Alina in seiner Wohnstube im

«Hirzli». Blick auf den «Lindwurm» und das
Untertor. Auf dieser Version zweier sehr
ähnlicher Bildnisse (s. Abb. 87) ist der Kna-
be mit Musikblatt und Flöte abgebildet. Um
1853.
(Öl auf Holz; anonym, H. 20 x B. 16 cm)

Familie Oberst Gnehm

im «Lindwurm» und «Adler», Stein am Rhein



Abb. 143. Johann Jakob Gnehm-Gräflin (1810–1875)

Ursprünglich Gerber. Landwirt, «Hausmeister» (Vorsteher des städtischen Kaufhauses), «Pfundzollpächter» (Pfundzoll = Warenumsatzsteuer), Bierbrauer, Oberstleutnant.

Im Jahre 1853 Erwerbung des «Lindwurm». 1861 Übersiedlung in den «Adler», wo die Familie eine Bierbrauerei und den Gasthof betrieb.



Abb. 144. Maria Verena Gnehm-Gräflin (1815–1899)

Gerbertochter aus Steckborn, genannt «Frau Oberst».

Sie wird als «sehr tapfere und gläubige Frau» geschildert, «bei der viele Rat suchten und auch fanden»¹¹. Sie hinterliess eine Sammlung religiöser Texte, mehrheitlich wohl abgeschrieben, zum Teil aus der eigenen Erinnerung aufgezeichnet.

Das Porträt, damals noch eine zeitaufwendige Prozedur im Atelier eines Fotografen, ist vermutlich bei einem Besuch ihrer Tochter Alina in Heumaden bei Stuttgart entstanden.

(Foto F. Brandseph, Stuttgart)



Abb. 145. Johann Jakob Gnehm nach seiner Beförderung zum Hauptmann. Das Bildchen aus dem Jahre 1837 soll für seine Braut bestimmt gewesen sein. Er beendigte seine militärische Laufbahn als Kommandant eines Schaffhauser Infanterie-Bataillons im Grad eines Oberstleutnants. Nach einem kurzen Einsatz im Sonderbundskrieg (1847) wurde er aufgrund eines Unfalls aus dem Truppendienst entlassen¹². (Aquarell, H. 15 x B. 11 cm)

Familie Gnehm, Bierbrauer im «Adler», Stein am Rhein

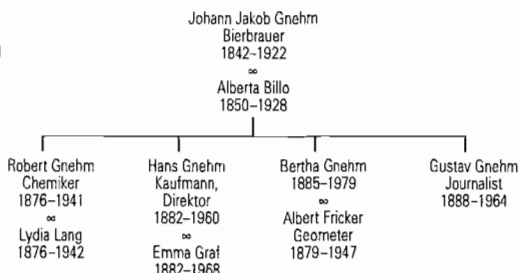


Abb. 146. Johann Jakob Gnehm-Billo (1842–1922) Bierbrauer.

Nach der Kantonsschule Frauenfeld Ausbildung zum Bierbrauer in Zürich. Arbeitsaufenthalte in München, Schweinfurt und Lyon. Danach – vom Vater zurückgerufen – Übernahme des elterlichen Betriebes im «Adler». Dieser erlebte – trotz der zweiten Steiner Brauerei im «Wasserfels» – eine Blütezeit. 1905 Verkauf des Geschäftes an die Brauerei Falken, Schaffhausen. 1864.

(Foto C. Koch, Schaffhausen)



Abb. 147. Alberta Gnehm-Billo (1850–1928) Aus Aarau. Erziehung in einem welschen Pensionat «als Demoiselle»¹³. Führung des Gasthofes «zum Adler». Hier in sonntäglicher Aufmachung, um 1868.
(Foto J. Ganz, Zürich)

Hopfenpflichten

beginnt nächsten Montag und wollen Kuntel-
dungen bis Sonntag Abend gemacht werden bei
J. Gnehm z. Adler.

Arbeiter-Gesuch.

Zwei fleißige Arbeiter finden sofort dau-
ernde Anstellung, bei
J. Gnehm, Brauerei z. Adler.



Bockbier

wird über Pfingsten ohne
Preiserhöhung ausgekehrt
im **Döfen, Wagenhausen,**
im **Schützenhaus Stein,**
auf der **obern Stube** „
im **Waghuß in Hemishofen**
in der **Brauerei zum Adler,**
und bestens empfohlen von
J. Gnehm, Bierbrauer.

Abb. 148. Inserate «Der Grenzbote»,
(28. 8./24. 3./22. 5. 1885)

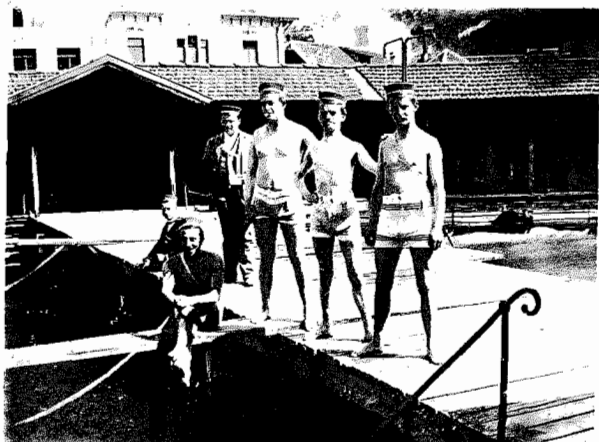


Abb. 149. Robert Gnehm-Lang (1876–1941)
Chemiker, Dr. phil.
Kantonsschule Schaffhausen,
Chemiestudium in Zürich. Ver-
trieb technischer Apparate in
Berlingen. Als Chemiker Arbeit
in Hamburg, dann bei Mulhou-
se, Elsass. Bei Ausbruch des
Ersten Weltkrieges Zurücklas-
sung der gesamten Habe. Wei-
tere Stellen in St. Pölten bei
Wien, in Aachen und Stettin.

Lydia Gnehm-Lang (1876–1942)
Klavier- und Gesangsbil-
dung in Zürich. Der Sohn be-
trieb später eine Apotheke, die
Tochter besuchte das Mädchen-
pensionat Montmirail (NE) und
absolvierte in Genf ein Musik-
studium.
Hier bei einem Familienbesuch
in Stein am Rhein, um 1909.

Abb. 150. Robert Gnehm
v/o Spazzo (stehend, zuhinterst)
mit Freunden aus der Mittel-
schulverbindung «Scaphusia».
«Rhybadi» Schaffhausen, um
1895.

Noch nie da gewesen!



*Meinere wohlgenährte, menschliche Kinderlein
aus der neuen Formationsgruppe! J. G. H. H. H.*

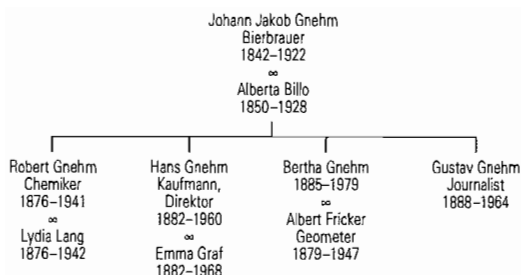


Abb. 151. Hans Gnehm-Graf (1882–1960) Kantonsschule Schaffhausen. Kaufmännische Ausbildung. Direktor und Verwaltungsratsdelegierter der Eisengrosshandelsfirma Carl Spaeter AG, Basel. Oberst der Artillerie. Seine Hausangestellten sprachen ihn mit «Herr Direktor» in der dritten Person an. Besuche in seiner Vaterstadt erregten Aufsehen. Dieser schenkte er das väterliche Hopfengartenareal als Bauplatz für ein neues Schulhaus. Foto anlässlich des 60. Geburtstages, 1942. (Foto Rob. Spreng, Basel)



Abb. 152. Emma Gnehm-Graf (1882–1968) Aufgewachsen im «Schäfli» Stein am Rhein. Sie wird als aussergewöhnlich «herzensgute und sanftmütige Frau» beschrieben. Dies ganz im Gegensatz zu ihrem Ehemann Hans Gnehm, der als ebenso erfolgreich wie «autoritär» galt¹. 1940. (Foto Zingerli, Stein am Rhein)

*es grüßte als 60-jährig 'le Naschen Bummli &
Vater Jakob Winder
Heirat Edith, Hans, 30. März 1943. (Hans Gnehm)*



Abb. 153. Bertha (1885–1979) und Albert Fricker-Gnehm (1879–1947) Geometer, Zürich.



Abb. 154/155. Bertha Gnehm, um 1887 (oben), und während eines Pensionsaufenthaltes um 1900 in Vevey (unten, links aussen).



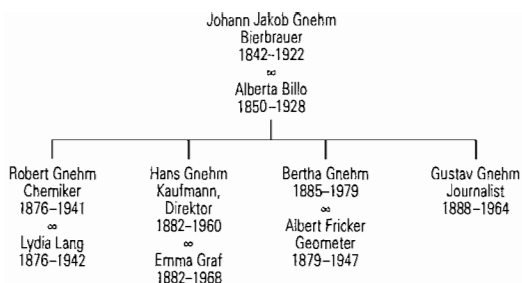


Abb. 156. Gustav Gnehm-Federspiel (1888–1964)
Kantonsschule Schaffhausen. Durch ein Leben ausserhalb der bürgerlichen Normen Anlass zu zahlreichen «*Familienskandalen*». Der Lebensunterhalt musste durch Bruder Hans Gnehm sichergestellt werden. Im Alter journalistische Tätigkeit für die lokale Zeitung¹⁵.

Familie Hofacker, Pfarrer Heumaden bei Stuttgart

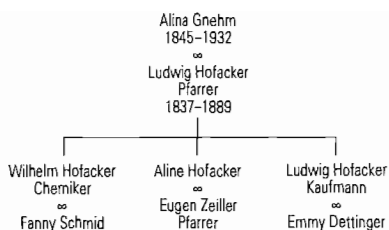


Abb. 157. Alina Hofacker-Gnehm
(1845–1932)

Heirat mit dem 1861–63 in Stein am Rhein
tätigen deutschen Pfarrvikar. Als Pfarrers-
frau folgte sie ihm nach Heumaden bei
Stuttgart. Eine *«Frau von starkem Willen
und rastloser Arbeitsamkeit»*¹⁶.
1864.



Abb. 158. Ludwig Hofacker-Gnehm
(1837–1889)

Pfarrer, Heumaden bei Stuttgart.
Er entstammte einer Familie von Theologen
und Diakonen. Besonders bekannt wurde
sein Onkel Pfarrer Ludwig Hofacker
(1798–1828), dessen weit verbreitete Schrif-
ten in zahlreichen Auflagen erschienen.
1864.



Abb. 159. Alina Hofacker-Gnehm, um 1930.

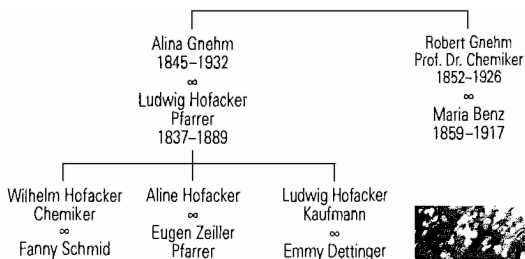


Abb. 160. Vier Generationen vereint: Alina Hofacker-Gnehm (vorne), dahinter ihre Schwiegertochter Fanny Hofacker-Schmid, links deren Tochter Aline Zundler-Hofacker sowie rechts der Urenkel Walter Zundler, gefallen im 2. Weltkrieg. Um 1930.



Abb. 161. Die Familie von Ludwig Hofacker-Dettinger, Kaufmann in Schorndorf. Seine Frau Emmy ist Pfarrerstochter aus der Nähe von Stuttgart. Sein jüngster Sohn, Pfarrer,

ist im Weltkrieg gefallen, ein zweiter an den Spätfolgen gestorben. Um 1923. (Foto G. Wahl, Schorndorf)



Abb. 162. Maria Gnehm-Benz (1859–1917)
Hausfrau
Schulen in Wallisellen, anschliessend mehrere Jahre am Schulz'schen Institut in Zürich.

Sprachaufenthalt in einem Institut im Kanton Neuenburg. Bis zur Ehe Mithilfe im elterlichen Haushalt. Musikalische Ausbildung, besonders der Stimme.

«Ihr ganzer Wandel wurzelte in einer tiefreligiösen Weltanschauung»¹⁷. Mit diesen Worten charakterisierte Robert Gnehm seine Ehefrau. Ihre Lebenserfüllung fand sie – so ihr Gatte – in der Familie: «Sie ... war glücklich und stolz, einem Mann, den der Lebensweg aufwärtsführte, eine rechte Genossin zu sein und ihm das Leben schön zu machen.» «So wusste sie beinahe unvermerkt um sich den Zauber eines beglückenden Familienlebens zu legen, in dem sich alle Glieder wohl und geborgen fühlten. Gatte und Kinder kehrten nach getaner Tagesarbeit stets mit Freude in das behagliche Heim zurück.»¹⁸

Empfänglich für alles *«Gute, Schöne und Edle»* war sie besonders dem Musischen zugetan. Eine Zeitlang trug sie sich mit dem Gedanken, *«die Laufbahn der Berufssängerin zu betreten. Rücksichten auf elterliche Wünsche und andere Aussichten, die ihr die nächste Zukunft eröffnete [Ehe?], bestimmten sie zum Verzicht auf die Ausföhrung des Planes»¹⁹.*



Abb. 163. Robert Gnehm-Benz (1852–1926)
Chemiker, ETH-Professor, Basel und Zürich.
Kantonsschule Schaffhausen, anschliessend Chemiestudium an der ETH Zürich. Diplom, Doktorat, 1875 Habilitation als Privatdozent und Übernahme des Lehrbetriebes. 1877–1894 Tätigkeit in der Industrie, besonders im Bereich Farben- und Textilchemie, in Offenbach a/Main, Schwanden (GL), Basel. 1885 – 1894 Direktor und Verwaltungsrat der «Gesellschaft für chemische Industrie Basel», der späteren CIBA. Zahlreiche Ehrenämter: seit 1881 Mitglied des Eidgenössischen Schulrates, 1889 Vizepräsident. 1886 Mitglied der Universitäts-Kuratel Basel. 1892 Erziehungsrat und Präsident der Inspektion der Realschule Basel. Seit 1884 Mitglied des Grossen Rats Basel. Mitbegründer, Sekretär und Präsident der «Schweizerischen Gesellschaft für chemische Industrie».

1894 Ruf als Professor für technische Chemie an die ETH Zürich. 1899–1905 deren Direktor. Zwischen 1875 und 1907 zahlreiche Patente und Publikationen, nebst der Betreuung von Dissertationen über siebzig Schriften. Seit 1905 Präsident des Schweizerischen Schulrates.

(Foto J. Möbius & Cie, Zürich)

Robert Gnehm
Prof. Dr. Chemiker
1852–1926

o

Maria Benz
1859–1917

Marie Gnehm
Dr. med.
1883–1944

Walter Gnehm
Dr. iur.
1885–1919



Abb. 164. Marie Gnehm (1883–1944)
Dr. med.

Basel, dann Übersiedlung nach Zürich. Im Gegensatz zur Mutter standen ihr traditionelle Schranken nicht mehr im Wege. Nach dem Besuch der Töchterschule absolvierte sie ein Medizinstudium. Ihre Hobbies – für eine Frau damals noch aussergewöhnlich – waren Bergwandern und Skisport.

Ausgeübt hat Marie Gnehm ihren Beruf allerdings nie, unter anderem, um ganz den verwitweten Vater zu betreuen. Nach dessen Tod wurde St. Moritz zur zweiten Heimat, ins Zentrum traten karitative Aufgaben. Sie unterstützte Private, besonders Künstler, und verschiedene Institutionen (z. B. Klinik Balgrist Zürich, Kleinkinderschule Aussersihl).

Besitzerin des «Lindwurm» 1926–1944 und Übermachung der Prof. Dr. Robert Gnehm-Stiftung an ihre Vaterstadt Stein am Rhein. (Foto Albin, Paris)



Abb. 165. Walter Gnehm (1885–1919)
Dr. iur.

Basel, dann Übersiedlung nach Zürich. Besuch des Gymnasiums. Erwägung einer Zukunft als Musiker, dann Entscheid für ein Studium der Rechtswissenschaft. Berufliche Weiterbildung in Paris. Erwerbung praktischer Kenntnisse als Auditor am Bezirksgericht Zürich im Hinblick auf eine angestrebte Verwaltungstätigkeit. Früher Tod während der Grippe-Epidemie 1919.

(Foto Joh. Meiner, Zürich)

Bertha Gnehm
im «Adler», Stein am Rhein

Familie Windler, Kornhändler
im «Scharfegg», Stein am Rhein

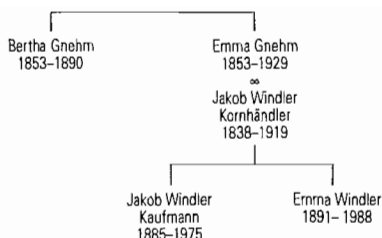


Abb. 166. Bertha Gnehm (1853–1890)
«Haustochter»; Zwillingsschwester von
Emma. Mitarbeit im «Adler».
Die Fotografie wurde in ihrem Todesjahr
aufgenommen, vermutlich als letzte
Erinnerung.
1890.
(Foto C. Ruf, Basel)



Abb. 167.
Jakob Windler-Gnehm (1838–1919)
Kornhändler (s. S. 81).
Das Stammhaus des Bäckergeschlechts
Windler war seit 1746 das dem «Lind-
wurm» schräg gegenüberliegende Haus
«zum Scharfegg», umgangssprachlich
«Chornhuus» genannt.

Emma Windler-Gnehm (1853–1929)
*«Sie war eine feine Frau, und sehr beliebt
bei der Verwandtschaft»²⁰.*
Im «Hettler», Stein am Rhein.
(Foto J. Linck, Winterthur)



Abb. 168.
Emma Gnehm,
nach 1878.
(Foto J. Linck,
Winterthur)

Toast zur Hochzeit von Jakob Windler und Emma Gnehm, 20. Mai 1884
(von Ludwig Hofacker-Gnehm, Pfarrer)

*Der Lindwurm ist ein schrecklich Thier,
Einst hat mit wilder Fressbegier
Viel Mägdlein er verschlungen;
da machte sich ein Ritter auf,
Hieb mit dem Schwerte wacker drauf
Und hat ihn todt gerungen.
So lautet eine Schreckensmähr,
die stammt aus alten Zeiten her.*

*Dran dachte unser Bräutigam,
Wenn er so just vorüberkam
An seinem Nachbarhause.
Er traute sich nicht recht heran,
Auch mich, ach! dacht er, packt er an,
dass er mich gar verschmause.
Er gieng vorbei gar ängstiglich
Und sprach: Niemalen kriegst er mich.*

*Doch einstens hat er aufgeblickt,
Sich nicht nur so vorbei gedrückt,
Und was hat er erschauet!
Statt eines Drachen Ungestüm,
Mit scharfem Zahn u. wildem Grimm,
Der nach ihm beisst und hauet,
Erblickt er eine süsse Maid,
In ihres Erkers Einsamkeit.*

*Im wunderschönen Monat Mai,
Da gieng er an dem Haus vorbei,
Da kam das Weh gezogen,
Das Weh der süssen Liebeslust
In seine starke Mannesbrust,
Wie hat's ihn überwogen!
Das Mägdlein, fragt er, g'höret wem?
Da sagten sie: Frau Oberst Gnehm.*

Seither hat man ihn oft gesehn
Am Hause still vorübergehn
Und seine Blicke heben.
Doch an der Thüre der Lindwurm,
Der wehrte ihm den schnellen Sturm,
Bracht wieder ihn ins Beben.
Ach! wüsst er doch, ob er genehm
Der Mutter u. der Tochter Gnehm.

Zwar je u. je, da kam's ihm vor,
Als schöbe sich kein Riegel vor,
Als dürft er's kecklich wagen;
Doch oft kam drauf ein schwerer Traum,
Und liess der Hoffnung wenig Raum,
Dass sie ein «Ja» würd sagen.
O Liebesqual um Emma Gnehm,
Wenn doch ein Mensch sie von ihm
nähm!

Da fasst er einstens sich ein Herz,
Umgürtet sich mit scharfem Erz,
Und geht zu Leib dem Drachen.
Er nimmt in seinem grossen Zorn
Den Wütherich mit Macht aufs Korn,
Den Garaus ihm zu machen,
Dass er die Maid, die Emma Gnehm,
Ihm endlich aus dem Rachen nehm.

Das Mägdlein sitzt roth wie Blut
– es war der zarten Liebe Glut –
Und hört sein Liebesklären;
Er sagt recht schüchtern, dann beredt,
Obs in dem Herzchen Platz noch hätt,
Für ihn – er sprach's mit Zähnen.
Ein gülden bräutlich Diadem,
Bot er am End der Emma Gnehm.

Und holt in raschem Flug u. Sturm
Das Mägdlein sich aus dem Lindwurm
Und trägt sie in das Seine.
Er sprach zu ihr ich hab ein Ross,
das ritt gar fromm u. stark u. gross,
Hat schlanke, flinke Beine,
Das trägt, so bald es Dir bequem,
In Ehstand uns, lieb Emma Gnehm.

Dass sie's nicht dankend von sich wies,
das wissen heute wir gewiss.
Und sind darum gekommen,
Von Nord u. Süd, von Ost u. West
Zu dem solennen Hochzeitfest,
Von Freude übernommen,
Und unser Trinkspruch, der gilt wem?
«Dem Liebespaare: Windler-Gnehm!»

*«Sei's nicht dankend von sich wies,
das wissen heute wir gewiss.
Und sind darum gekommen,
Von Nord u. Süd, von Ost u. West
Zu dem solennen Hochzeitfest,
Von Freude übernommen,
Und unser Trinkspruch, der gilt wem?
«Dem Liebespaare: Windler-Gnehm!»*

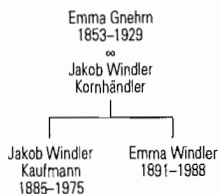




Abb. 169. Jakob Windler (1885–1975)
Kaufmann.

Kaufmännische Ausbildung. Tätigkeit an verschiedenen Banken der Schweiz und des Auslandes (Mailand). Vertrieb von Sport- und Büroartikeln. Käufmännischer Angestellter in Stein am Rhein (Schuhfabrik Henke). Briefmarkenhandel. Verwaltung des Rebgrundes «Lindwurm». (Foto E. Hofmann, Genf)



Abb. 170. Emma Windler (1891–1988)
«Haustochter».

Erziehung im Mädchenpensionat «Montmairail» bei Neuenburg. Neben der Vermittlung von hauswirtschaftlichen Kenntnissen und musischen Fähigkeiten wurde besonders die religiöse Erziehung gefördert. Betreuung der Eltern, nach deren Tod Führung des geschwisterlichen Haushaltes. Seit 1945 zusammen mit ihrem Bruder Besitzerin des «Lindwurm». Übermachung der Jakob und Emma Windler-Stiftung.



Abb. 171. Jakob Windler (Mitte) während der Ausbildung in einer Genfer Bank, 1909.

5.2. Informantinnen und Informanten

Das Museum verdankt seine heutige Ausgestaltung nicht zuletzt der Hilfsbereitschaft zahlreicher Privatpersonen, die durch Mitteilung ihrer Erinnerungen dazu beitrugen, ein Stück Familiengeschichte und damit auch Kulturgeschichte festzuhalten. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Vier von ihnen, die alle als Kinder kürzere oder längere Zeit bei ihren Grosseltern im «Lindwurm» verbrachten, sollen hier vorgestellt werden:



Abb. 172. Clari Osswald-Werder, Stein am Rhein (geb. 1909)
(Salon im «Lindwurm». – Frau Werder-Isler [links] bewohnte seit 1918 das zweite Obergeschoss des «Lindwurm». Ihr verstorbener Gatte war Direktor der Spinnerei Felsenau in Bern.)



Abb. 173. Margrit Bacher-Gnehm, Klosters (geb. 1908)
(bei Mulhouse)



Abb. 174. Marguerite Gnehm, Lausanne (geb. 1912)
(St. Moritz, 1933)



Abb. 175. Willi Fricker-Stadelmann, Elgg (geb. 1912)
(Zürich, Nordstrasse)

5.3. Wohnen und Freizeit der Professorenfamilie Dr. Robert Gnehm: eine Bildfolge

5.3.1. Das Heim

Abb. 176. Villa «Eidmattbühl», Zürich.
1892/93 im Stil der deutschen Renaissance
durch Architekt Friedrich Fissler
(1848–1922) erbaut. Der gebürtige Würt-
temberger wirkte zunächst in Basel, wo er
sich mit einigen reich ausgestatteten Villen
finanziell übernahm. Nach dem Konkurs
Übersiedlung nach Zürich, wo er unter dem
Namen seiner Frau vorwiegend Mehrfami-
lienhäuser realisierte.

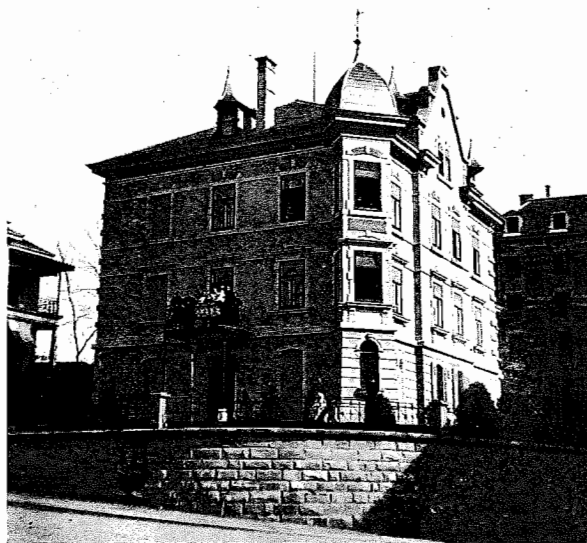
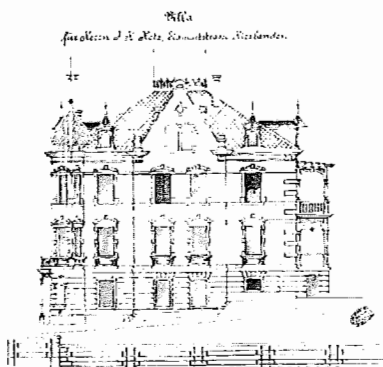


Abb. 177. Villa «Eidmattbühl», Eidmatt-
strasse 26, Zürich.
Wohnsitz von Prof. Dr. Robert Gnehm-Benz
(1852–1926) und seiner Familie nach seiner
Berufung ans Eidgenössische Polytechni-
kum Zürich im Jahre 1894.
Das Haus enthielt in den drei Obergeschos-
sen – «standesgemäss» – zwölf Wohn- und
Schlafräume sowie zwei Kammern. Als
neuste Errungenschaft im Bereich des per-
sönlichen Komforts dürfen die beiden Ba-
dezimmer gelten. Die zwei Klosetts galten
zu jener Zeit – als Ergebnis der «hygieni-

schen Revolution» – bereits zur Standard-
ausrüstung.
Für das späte 19. Jahrhundert typisch ist
die zunehmende Ausgliederung des Ar-
beitsbereichs aus der Wohnsphäre: Küche,
Waschküche sowie ein Raum für das
Dienstpersonal befanden sich im Unterge-
schoss. Der Wäschetrockenraum war im
Dachboden untergebracht.
Hier mit der Familie des Vorbesitzers und
Bauherrn Joh. Heinrich Hotz, Kaufmann.
Nach der Fertigstellung im Jahre 1893.



Abb. 178. Das «Eidmattbühl» mit den von Robert Gnehm vorgenommenen Veränderungen: Der neu gestaltete Hauseingang wurde mit Windfang und Garderobe versehen, auf der Südostseite entstand ein grosszügiger Verandaanbau. Im Innern des Hauses kamen moderne Errungenschaften

wie elektrisches Licht, ein Boiler und eine Zentralheizung dazu. Ein Lift führte vom Keller bis zum Dachgeschoss. Von 1926 bis 1944 von der Tochter Dr. med. Marie Gnehm (1883–1944) bewohnt, nach deren Tod Verkauf der Liegenschaft und 1946 Abtragung.



Abb. 179/180. «Eidmattbühl». Gartenanlage mit verschiedenen Skulpturen; auf der Treppenmauer eine Bronzeplastik des über



alles geliebten Hundes «Rex». Um 1930. (Fotos Branger, Zürich)



Abb. 181/182. «Eidmattbühl». Eingangspartie. Um 1930.
(Fotos Branger, Zürich)

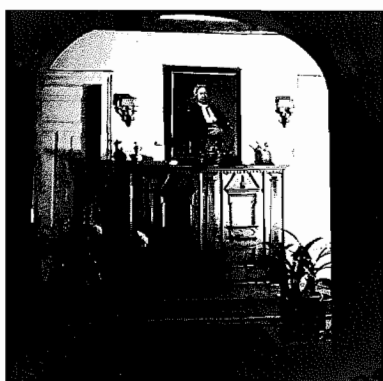
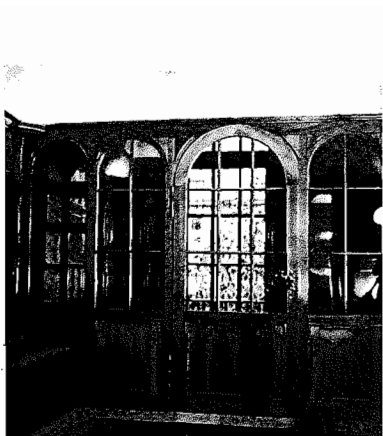


Abb. 183/184/185. «Eidmattbühl». Halle im Hochparterre, ausstaffiert mit Renaissance- und Barockmobiliar. Teilweise ererbte, mehrheitlich gekaufte «Altertümer»: Geschichtlichkeit als Wohnstil. Die geistige Verbundenheit mit der eigenen Herkunft drückt sich im Wandschmuck aus: Neben dem Treppenaufgang eine üppige Darstellung des Familienwappens (unten links), zentraler Blickfang (links) ist ein grossformatiges Gemälde des Steiner Kornherrn und Bürgermeisters Hans Jakob Etzweiler (1645–1715). Um 1930.
(Fotos Branger, Zürich)





Abb. 186/187. Eine konservative Ästhetik drückt sich in diesem Familienwappen aus. Trotz des neuen Wohnsitzes in Zürich wird die Steiner Herkunft betont. Das Wappen



erscheint in zahlreichen Varianten: in Messing graviert (Abb. 186. H.12 x B.10 cm), auf bemalten Glasscheiben, Zinntellern, Ofenkacheln und Siegelringen.



Abb. 188. «Eidmattbühl». Wohnzimmer im Hochparterre. Um 1930. (Foto Branger, Zürich)

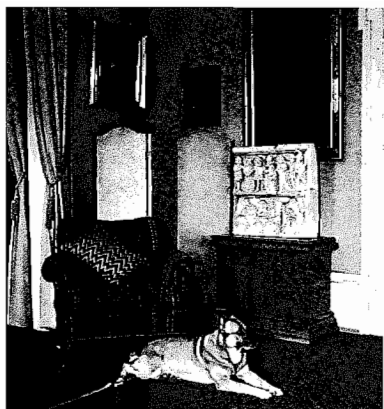


Abb. 189/190/191. «Eidmattbühl». Wohnzimmer und Salon im Hochparterre. Ein Fotograf bekam den Auftrag, besonders schöne und repräsentative Ansichten der



Wohnung festzuhalten. Diese Bilder wurden vor allem als Grusspostkarten für die Familie verwendet. Um 1930. (Fotos Branger, Zürich)

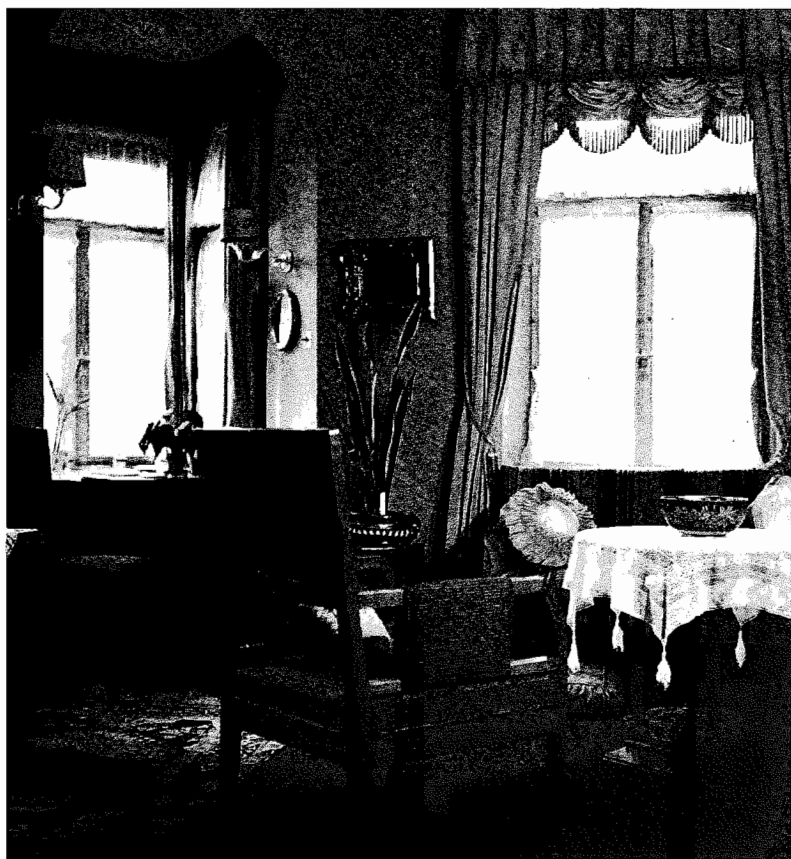


Abb. 192/193 Zeitweilig waren im «Eidmattbühl» bis fünf Hausangestellte tätig. Hier die langjährige Hilfe Selina Kratt, die zusammen mit einem anderen ledigen «Dienstmädchen» im Hause wohnte. Um 1930 bzw. 1935.
(Foto Branger, Zürich/
Foto Fischer, Zürich)



5.3.2. Ferien, Erholung

«Ein Freund der Natur, fand er [Prof. Gnehm] auf Spaziergängen an den Hängen des Zürichbergs und Wanderungen in andern Gegenden, in den letzten 25 Jahren besonders im Engadin, Genuss und Erholung.»²¹

Einer wohlhabenden Oberschicht war es vorbehalten, Ferien in der «unberührten Bergwelt» zu verbringen. Der sommerliche Urlaub wurde seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für bildungsbürgerliche Kreise zum nahezu obligatorischen Statussymbol.

Nachdem ein «Blickwechsel» stattgefunden hatte, der die Natur nicht mehr als bedrohlich, sondern als reizvoll und schön erscheinen liess, konnte sich der alpine Tourismus entwickeln. Die Zeit der «Belle Epoque» war gekennzeichnet von einer rasanten touristischen Expansion und Erschliessungstätigkeit. An Orten mit aussergewöhnlichen Panoramen entstanden palastartige Hotels. Trotzdem verstreicht noch ein halbes Jahrhundert, bis der saisonale Urlaub langsam Allgemeingut wird.



Abb. 194/195. Prof. Dr. Robert Gnehm (1952–1926) mit seiner Familie während des alljährlichen Sommerurlaubs, 1905/06. Der bevorzugte Kurort war St. Moritz. (Fotos Walter Gnehm, Zürich)





Abb. 196/197. Stundenlange Wanderungen
in der gesunden Bergluft, verbunden mit
einem überwältigenden Naturerlebnis,
1906.
(Fotos Walter Gnehm, Zürich)



Abb. 198. Sommerurlaub mit der erweiter-
ten Familie. V. l. n. r. Robert Gnehm, seine
Frau Maria, Emma Windler und die Tochter
Marie. Alle drei Frauen in der Wandermode

der Zeit.
Bei Silvaplana, August 1910.
(Foto Walter Gnehm, Zürich)

Abb. 199. Kursaal Maloja, 1910.
(Foto Walter Gnehm, Zürich)





Abb. 200/201/202. Sommerliche Attraktionen: Die Geschwister Marie (1883–1944) und Walter Gnehm (1885–1919) bei einer geführten Gipfelbesteigung, 1906.
(Fotos Walter Gnehm/Marie Gnehm, Zürich)



Abb. 203. Walter Gnehm beim Picknick mit Freunden, um 1910. Die Erleichterung des

Tenüs hat sich auch bei jungen Leuten noch nicht durchgesetzt.

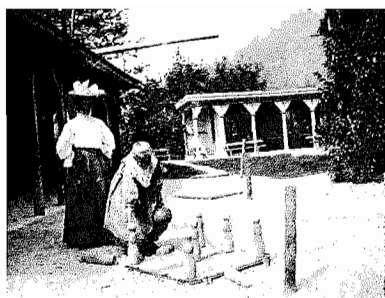


Abb. 204. Die Hoteliers waren auch um die Unterhaltung ihrer Gäste besorgt: Kegelspiel im Freien, 1910. Im Hintergrund Marie Gnehm.
(Foto Walter Gnehm, Zürich)

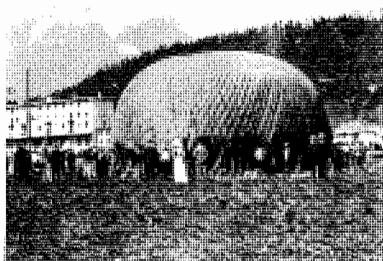


Abb. 205. Sehenswürdigkeiten besonderer Art: Ballonaufstieg in St. Moritz, 1909. Im Vordergrund Robert Gnehm mit seiner Tochter Marie.
(Foto Walter Gnehm, Zürich)



Abb. 206/207. Wohnen im Hotel. Zimmer von Marie Gnehm. St. Moritz, 1905.
(Fotos Walter Gnehm, Zürich)





Abb. 208/209. Das Pittoreske beschränkte sich nicht nur auf die Natur. Auch die Arbeit der einheimischen Bevölkerung wurde oft

auf diese Weise wahrgenommen. Wäscherinnen in St. Moritz, 1909.
(Fotos Walter Gnehm, Zürich)





Abb. 210. Kulturkontakte. Im Vordergrund die Professorenfamilie Gnehm, im Hintergrund ein Bauer mit seinem Maultier beim

Misten. Rosegtal, August 1910.
(Foto Walter Gnehm, Zürich)



Abb. 211. Einheimische bestaunen die städtischen Touristen. Berninahospiz, 1910.
(Foto Walter Gnehm, Zürich)

5.4. Erinnerung an Jakob und Emma Windler

Von Gisela Scherer-Heizmann

(Geb. 1946 in Singen. 1961 Haushaltsjahr bei den Geschwistern Windler im «Lindwurm». Später Kinder- und Säuglingspflegerin, Heim- und Internatserzieherin, Hausbeamtin in einem Altersheim. Heute ist Frau Scherer in der Schweiz verheiratet und Mutter von vier Kindern. Für alle ihre beruflichen Tätigkeiten war das Jahr im «Lindwurm» nach eigenem Empfinden *«erste und wesentliche Grunderfahrung»*.)

Es war im April 1961, als ich mit meiner Grossmutter von Singen am Hohentwiel nach Stein am Rhein fuhr. Unser Ziel war der «Lindwurm», denn ich wollte mich bei den Geschwistern Windler für ein Haushaltsjahr bewerben. Ich war gerade 14 Jahre jung. Beim ersten Anblick des schönen Hauses überkam mich ein feierliches Gefühl, das mich nie mehr verliess, wenn ich die nächsten anderthalb Jahre am Morgen beim «Lindwurm» ankam.

Fräulein Emma Windler führte meine Grossmutter und mich durch die schöne Eingangshalle über den samtigen Treppenteppich in die Stube im ersten Stockwerk, wo sie uns ihren Bruder vorstellte. Die sanfte, freundliche Art, die beschei-



Abb. 212.
Jakob (1885–1975)
und Emma Windler
(1891–1988),
das Geschwister-
paar.



Abb. 213. Die «Partikularin» im Salon.
(Foto Hanslin-Zingerli, Stein)

dene Kleidung von Fräulein Windler passte irgendwie zu den gepflegten Räumen, und doch wäre ich nicht erstaunt gewesen, wenn im nächsten Moment irgend eine andere Herrin zur Tür hereingekommen wäre. Es war aber Fräulein Windler, welche alles fragte und bedachte.

Herr Windler sass leicht nach vorn gebeugt mit uns am runden Tisch und nickte nur ab und zu wohlwollend. Als wir dann später das ganze Vorderhaus besichtigten, hatte ich das Gefühl, in einem anderen Jahrhundert zu sein.

Besonders das Musikzimmer (Abb. 213) erschien mir wunderbar und es kam mir als besondere Ehre vor, diese Räume einmal pflegen zu dürfen. Wie das praktisch aussehen sollte, interessierte mich in diesem Moment nicht.

Das Hinterhaus, der Innenhof und die Laube hatten einen ganz anderen, einen bäuerlichen Zauber, und ich konnte nicht ohne weiteres die Verbindung zum noblen, bürgerlichen Vorderhaus herstellen.

Eine seltsame schattige Ausstrahlung hatte der Innenhof für mich und behielt ihn auch immer zu jeder Jahreszeit. In diesem Hof legte ich später jeden Donnerstagmorgen den Kehrrechteimer sehr sorgfältig mit Zeitung aus, nachdem ich ihn vorher mit Schmierseife gefegt hatte. Er sah immer wie neu aus.

Überhaupt wurde alles so gewissenhaft und regelmässig gepflegt, dass es nirgends richtig schmutzig werden konnte.

Nur die Spinnweben vorne an den Fenstergittern im Parterre (Abb. 214) blieben uns treu, besonders im Sommer, oder wenn es warm war. Deshalb wischte ich auch jeden Morgen zuerst von der Strasse aus die Gitter mit einem Handbesen ab. Anschliessend kehrte ich das Trottoir. Das machte ich gerne, lernte ich bei dieser Gelegenheit doch meine Nachbarn kennen. Manchmal hatte ich das Gefühl, sie hätten nicht so recht verstehen können, warum ich täglich draussen wischte. Sie taten das höchstens ein- oder zweimal pro Woche. Ja, und dann war da noch die Gedenktafel «Geburtshaus Robert Gnehm» an der Hauswand. Irgend-

Abb. 214.
Fassade des «Lind-
wurm», 1956.
(Foto F. Schum,
Lausanne)



wann hörte ich auch etwas von einer Stiftung und weil ich das damals nicht so recht verstand, behielt die Tafel stets etwas Geheimnisvolles.

Der Samstag gefiel mir besonders gut; da gab es so viele Touristen, viel mehr als während der Woche. Viele der Leute blieben vor dem «Lindwurm» stehen und lasen den Text der Tafel. Vor allem der Türklopper aus Messing, ein Löwenkopf mit einem Lindwurm im Maul, machte Eindruck. Viele mussten ihn anfassen, und wenn er dann aus Versehen an die Tür zurückschlug, erschrak ich, weil ich wusste, dass Fräulein Windler das im Hausinnern hörte und litt. Sie hatte doch mit so viel Andacht jeden Morgen den Klopper geputzt und am Freitag sogar mit Sigolin. Ich hätte nie gewagt zu fragen, ob ich das einmal selber machen dürfe. Es war das Privileg von Fräulein Windler.

Wenn ich am Morgen vom Rathausplatz her zum «Lindwurm» kam, sass Herr Windler im Erker und wartete auf mich, um mir rechtzeitig die Haustüre zu öffnen. So kam ich fast nie dazu, den Messingglockenzug zu benutzen. Das war so bei kaltem und schlechtem Wetter, weil ich da mit dem Zug kam. Im Frühling, Sommer und immer bei schönem Wetter fuhr ich mit dem Fahrrad. Windlers hatten extra eines gekauft, welches ich benutzen durfte. Ich fühlte mich immer erwartet und bekam jeden Morgen bei meiner Ankunft zuerst einen «Etwiler» Nussgipfel und eine Tasse Schokoladenmilch. Anderthalb Jahre ohne Ausnahme die gleiche freundliche Begrüssung. Herr Windler ermunterte mich stets zum Essen. Er wollte, dass ich stark werde. Unendlich oft sagte er beim Mittagessen: «Gisela, wenn

du 90 Jahre Suppe isst, wirst du alt.» Dann lachten wir drei, denn es gab fast täglich Suppe.

Im Sommer schickte Fräulein Windler ihren Bruder fast täglich in den Garten, um Maggikraut zu holen, um damit den Salat zu würzen. Ich nahm mir damals vor, dies später auch einmal so zu machen. Noch heute, wenn ich Maggikraut rieche oder schmecke, sehe ich Herrn Windler, wie er mit dem Strüsschen in der Hand zur Küchentüre hereinkommt. Aus dem Garten brachte er auch viel Fallobst. Und so musste ich auch viele Apfelstücklein rüsten. Das tat ich nicht so gerne, es schien mir langweilig, aber als Nachtschisch nach dem Essen schätzte ich sie sehr.

Herr Windler war auch für den Einkauf zuständig. Den Abwasch besorgte Fräulein Windler meist selbst; ich war dann bereits wieder in einem anderen Raum mit Abstauben, Putzen oder Bohnern beschäftigt. Nie fühlte ich mich gehetzt bei der Arbeit, und stets sang ich laut und kräftig dazu. Besonders in der Eingangshalle tönte es sehr schön. Fräulein Windler räumte genügend Zeit für eine Arbeit ein und hatte Verständnis für mein jugendliches Tempo. Ohne dass sie streng oder autoritär auftrat, war sie doch sehr darauf bedacht, dass ich den Staublappen häufig und gewissenhaft übers Laubengeländer schüttelte und das Wasser fleissig wechselte. Sie war mit sich selber so konsequent, dass ich das auch von mir verlangte. Ich wusste, dass Fräulein Windler mir vertraute, und dieses Vertrauen wollte ich nicht missbrauchen.

Einmal, als wir den Estrich gründlich reinigten, kam uns eine Frau aus Hemishofen zu Hilfe. Es war eine stattliche Bäuerin mit einem kräftigen Organ. Sie fand, dass wir das Wasser nicht so häufig wechseln müssten, war es doch recht mühsam, dasselbe vom Keller über die Laube bis unters Dach zu schleppen. Fräulein Windler bestand auf ihrer Forderung, und ich spürte die leise Unstimmigkeit zwischen den Frauen. Es war wohl etwas vom Wesentlichsten und für Fräulein Windler etwas vom Wohltuendsten in unserer Beziehung, dass ich ohne Einwand einfach alles genau so machte, wie sie es wollte. Wir hatten nie Streit oder Unstimmigkeiten; höchstens mehr oder weniger Schwung.

Im Herbst wurde es rundum ruhiger, alles war gründlich durchgeputzt, sogar die hinterste Laubenkammer mit Hunderten von Schächtelchen. In der Scheune musste ich wöchentlich einmal wischen, und weil es so viel Staub aufwirbelte, spritzte ich die Scheune zuerst tüchtig mit einer Giesskanne ein. Dann öffnete ich das grosse Hintertor und war jedesmal freudig überrascht, wenn der Sattler Vetterli draussen sass und gerade eine neue Rosshaarmatratze oder einen Polsterstuhl anfertigte. Fräulein Windler duldete es, dass ich beim Zuschauen etwas Zeit verlor.

Am Montag, wenn Fräulein Windler die Kleidung von Herrn Windler ausbürstete, erzählte sie mir oft vom Sonntag, währenddem ich vom Laubengeländer die Spuren der Schwalben entfernte. Ich erfuhr, dass Herr und Fräulein Windler mit ihren Besuchern oft zum Mittagessen in den «Rheinfels» gingen. Wenn es aber nur einen Zvieri brauchte, tischte Fräulein Windler oft Nussgipfel und Tee oder Kaffee auf.

Eines Morgens teilte mir Fräulein Windler mit, dass eine Frau Gnehm von Basel auf Besuch käme. Ich war sehr aufgeregt und dachte an die Gedenktafel an der Hausmauer. Vor lauter Ehrfurcht machte ich wie früher zu Hause einen Knicks zur Begrüssung der Dame, was wiederum Erstaunen bei Frau Gnehm auslöste. Später erzählte mir Fräulein Windler einige Male, dass Frau Gnehm mich recht nett gefunden habe.

Ab und zu konnte ich sehen, dass Fräulein Windler Briefe schrieb, und ich konnte auch beobachten, dass sie ihren Bruder nach Post fragte. Herr Windler war



Abb. 215.
Jakob Windler
im Briefmarkenzimmer,
seiner von Wolfgang Müller
eingerrichteten «Markenklaue».
(Foto Hanslin-Zingerli, Stein)

vormittags fast ausschliesslich im Büro neben der Eingangshalle bei seinen Briefmarken. Erst später erfuhr ich, wie gross und kostbar seine Markensammlung war. Diesen Raum betrat ich nie. Er wurde stets von Fräulein Windler allein einmal wöchentlich gereinigt.

Wenn das Telefon klingelte, staunte ich, wie flink Fräulein Windler trotz ihrer gut 70 Jahre die Treppe auf oder ab rannte. Bei Herrn Windler ächzte und stöhnte die Treppe schwer, immer an den gleichen Stellen.

Oft fragte ich mich, weshalb Fräulein Windler nicht verheiratet war. Ich hätte sie mir gut als eine Pfarrersfrau vorstellen können. Sie war gütig und ihre Religiosität natürlich und undogmatisch. Fräulein Windler schien mit ihrem Schicksal versöhnt, und irgendeinmal verriet sie mir, dass sie ihrer Mutter versprochen habe, ihrem Bruder ein Leben lang zur Seite zu stehen.

Sie hatte es sich ebenfalls zur Aufgabe gemacht, den «Lindwurm» zu pflegen und der Nachwelt in seiner Schönheit zu erhalten. Es war ihre grösste Sorge, wer wohl und wie diese Aufgabe übernehmen würde nach ihrem Tode.

Fräulein Windler nahm die Veränderungen der Zeit auch wahr und spürte leise, dass es nicht unbedingt die Erfüllung einer modernen Frau sein würde, mit der gleichen Hingabe den «Lindwurm» weiter zu pflegen.

Dann kam der Moment, wo ich etwas Neues, etwas anderes lernen und kennenlernen wollte, doch ich traute mich kaum, diesen Wunsch Windlers mitzuteilen. Endlich brachte ich es über meine Lippen, und dann waren wir alle betroffen und arbeiteten still vor uns hin.

An einem Samstag war es soweit. Fräulein Windler drückte mir bewegt einen Sack voll Nussgipfel in die Hand und Herr Windler musste immer in sein Taschentuch schnupfen. Wir spürten, eine gute Zeit war zu Ende.

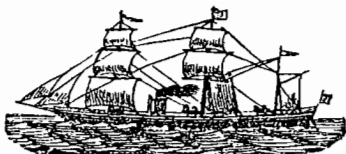
6. Zur wirtschaftlichen Situation des Grenzstädtchens im 19. Jahrhundert

Nach einer prosperierenden Zeit im 18. Jahrhundert, in der der Handel ein nie gekanntes Ausmass erreichte, veränderte sich die Situation im 19. Jahrhundert dramatisch.

An den Folgen der Französischen Revolution hatte das Grenzstädtchen Stein am Rhein jahrzehntelang zu leiden. Seit 1800 fielen die Zolleinnahmen an der Rheinbrücke weg, auf die nun der Staat Anspruch erhob. Die kriegerischen Ereignisse dauerten bis 1814, verschiedene Hungerperioden trafen die Bevölkerung.

Als 1835 das benachbarte Grossherzogtum Baden dem Deutschen Zollverein beitrug, verlor Stein seine **Bedeutung als Umschlagplatz**. Der einst blühende Korn- und Weinhandel (Kornimport aus dem Hegau, Weitertransport in die Zentralschweiz, Weinexport) wurde durch hohe Zollabgaben uninteressant. Das gesamte beteiligte Gewerbe (Transportunternehmen, Rheinschifffahrt) verlor seinen Verdienst. Zurückgestellt auf Rebbau, Landwirtschaft und Fischerei bekam Stein am Rhein ein zunehmend **kleinbürgerliches Gepräge**. Das Handwerk begann allmählich die Konkurrenz durch die Serienprodukte der andernorts aufkommenden Industrie zu spüren. Franz Ziegler (1814–1886), Verfasser einer *«Geschichte der Stadt Stein am Rhein»* und Pfarrer auf Burg (Stadtteil Vorderbrugg), fasste diese Entwicklung 1862 in die lapidaren Worte: *«Jetzt ist's stille geworden an diesen oftmals bewegten Ufern»*²².

Die anhaltende Verdienstlosigkeit und Verarmung zwangen zahlreiche Familien zur **Auswanderung**. Die bereits im 18. Jahrhundert einsetzende Bewegung erreichte nach den Missernten der 1840er Jahre ein vorher nie gekanntes Ausmass. Das «Auswanderungsfieber» dauerte bis in die 1880er Jahre. Von 1842 bis 1882 verliessen in Stein am Rhein insgesamt 90 Personen ihre Heimat; in Schaffhausen waren es 320, im ganzen Kanton 5930. Die erfolgreiche Ansiedlung von Industriebetrieben, die Überwindung der Isolation durch Eisenbahnanschluss (1875 Winterthur und Singen, 1895 Schaffhausen) sowie ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung brachten die Auswanderung dann aber rasch zum Abklingen.



Nach Amerika

ab Basel bis New-York

Fr. 135. — bei bester u. zuver-
lässigster Beförderung
durch die Generalagentur

Bauer & Müller, Basel,

oder deren Agent:

Carl Jos. Mayer z. Thiergarten,
Schaffhausen.

A. Zwischenbart in Basel,

Centralbahnpfah 12,

älteste General-Agentur für Auswanderung,
vermittelt täglich Expeditionen

per Post-, Dampf- und Segelschiffe,

nach allen Theilen von Nord-, Central-, Südamerika (Californien) und Australien unter Garantie reeller und gewissenhafter Beforgung und billigsten Conditionen.

Nähere Auskunft ertheilt der bevollmächtigte Agent:

H 21 B.

J. J. Schwelker, z. Kupferberg in Stein a. Rh.

Auswanderer

befördert am besten und billigsten

Ed. Bäschlin zur Silberburg
Schaffhausen.

Abb. 216. Die Ausreise mittelloser Familien «um der dasigen Noth und Verdienstlosigkeit zu entgehen» wurde im öffentlichen Interesse von der Gemeinde unterstützt. Die Bezahlung der Fahrtkosten war gelegentlich auch Mittel zur Abstoßung von Personen, die sich «keines soliden Lebenswandels befleissen»²². Ziel der Auswanderung waren europäische Nachbarländer, besonders aber die Vereinigten Staaten oder – nach der Jahrhundertmitte – Südamerika. Zahlreiche Auswanderungsagenturen offerierten ihre Dienste.

(Inserate «Der Grenzbote», 1873/1885)

Auswanderung.



Cunard-Linie.

Generalagentur: **Bauer & Müller,**
Basel.

In Folge des Eisenbahnstreites in Amerika befördern wir bis auf Weiteres
Auswanderer

ab Basel bis Cincinnati, Chicago und
St. Louis für

Fr. 133

Filialbureau der Dffschweiz:

B. Ammann-Kienast

Winterthur.

Olivebaum, Oberthor.

Alle Dienstag von 12—1/3 Uhr im
Thiergarten in Schaffhausen und alle Samstag von 11—1/3 Uhr im Mutterneuhaus bei
Witthingen zu sprechen.

Mein lieber Sohn,

Dein Schreiben haben wir erhalten den 16. dieses und war für uns Freude in unser aller Herzen in unserem Haus und ich möchte sagen bei den meisten unserer Gemeinde; denn wir hatten bald alle Hoffnung aufgegeben, dass Du noch am «Läben» seiest, dem Herrn sind wir alle Dank schuldig, dass er dich durch so grosse Stürme und Gefahren erhalten hat und seine Gnaden-Hand nicht von Dir gewendet. So bedenke es doch und lass es Dir recht zu Herzen gehen, dass der liebe Heiland nicht will den Tod des Sünders, sondern dass dieser sich bekehre und lebe. Bedenke doch mein lieber Sohn, dass Du uns, Deinen Eltern und Geschwistern so viel Kummer und Verdruss gemacht hast durch Deinen Lebenswandel und Dein lieber Heiland Dich so ernstlich gewarnt hat und wir alle auch. So bete doch recht ernstlich gegen die Sünde, damit Du davon erlöst werdest, damit Du die übrigen Tage Deines Lebens nicht immer im Sündendienst zubringen mögest, sondern ein anderes Leben anfangen mögest, das

Gott und rechtschaffenen Menschen wohlgefällig ist ... Übrigens ist in unserer Gemeinde nichts aussergewöhnliches vorgefallen, als dass in manchen Haushaltungen die Armut immer grösser wird, aber Du kannst Dir vielleicht einbilden, warum. Auch bei deinen drei Schwägern steht es so misslich, dass es so weit kommen wird, dass ihnen noch alles muss verkauft werden. Was bei uns die Wittierung anbelangt, so haben wir einen schönen Frühling, dass schon alles soweit vorwärts ist, dass wir einem segensreichen Jahr entgegensehen ... Wir grüssen Dich alle von Herzen, Dein Dich liebender Vater und Mutter und Deine fünf Kinder und Dein Bruder, der auch wie ein Vater für Deine Kinder sorgt und Deine Schwester und auch Dein Schwager in Ramsen und Deine Basegotte und der liebe Herr Pfarrer ... und noch viele in unserer Gemeinde, die sich gefreut haben, dass Du noch lebest und Dir's jetzt gut geht. Die Gnade Gottes sei mit Dir, Amen. Mit Tränen geschrieben

Dein Vater
Mi Brütsch

Abb. 217. Auswanderungsbrief aus der Nachbargemeinde Buch. Michael Brütsch (1802–1869), Wagner, schreibt an seinen in die Vereinigten Staaten ausgewanderten Sohn Johannes, der seine Tage «im Sün-

dendienst» verbringt. Massstab zur Beurteilung des Lebens und Halt zur Bewältigung des Schicksals ist die ausgeprägte Religiosität. (Inserat «Der Grenzbote», 1.5.1885)

 Meinen Freunden und
Bekannten in Dehnungen
und Stein noch ein herzli-
ches „Lebewohl“.
Dehnungen, im April 1885.
Haug
mit Familie.

7. Anfänge des Fremdenverkehrs



Abb. 218. Der untere Teil der «Rathausstrasse», die «Understadt». Rechts in der Mitte der «Lindwurm». Um 1900.

Stein ist wohl unter den schweizerischen und deutschen Kleinstädten eine der reizvollsten Erscheinungen, ein Städtchen, das den Wanderer freudig stimmt, wie ein glänzender, lichterfüllter Tag. Wenn man die parallel zum Rhein laufende Rathausstrasse abschreitet und die prächtigen, malerischen Häuser beschaut, überkommt einen jenes behagliche Gefühl, das sonst nur die eigene Heimat in uns auszulösen vermag. Man bleibt stehen und vergißt sich wie Kinder, die zum erstenmal auf eine blühende Frühlingswiese kommen. Man hat eine herzliche Freude an der heimeligen Ortsstimmung, man wünscht unabhängig zu sein vom Alltag, um da nach Belieben verweilen zu können.

(Gottlieb Binder, 1913²⁴)

Während der Rheinfall bereits in der Frühzeit des Tourismus im 18. und 19. Jahrhundert internationale Gäste nach Schaffhausen lockte, blieb Stein am Rhein eher weniger beachtet. Dessen Besuch war allenfalls Teil einer *«genussreichen Excursion»* in die nähere Umgebung²⁵; es wies einige *«bemerkenswerthe»* Gebäude auf²⁶.

Einem dieser Bauten sollte eine Pionierrolle zukommen. 1875 gelangte das im 10. Jahrhundert gegründete Benediktinerkloster St. Georgen nach mehreren Handänderungen in den Besitz des Pfarrers Ferdinand Vetter (1811–1888), Angehöriger eines alten Steiner Akademikergeschlechts. Die als Fabrik oder zum Abbruch ausgeschriebene Anlage wurde durch seinen Sohn Prof. Dr. Ferdinand Vetter (1847–1924) als ein *«in seiner Art einziges Kunstdenkmal»*²⁷ erkannt: Der Ordinarius für germanische Philologie an der Hochschule Bern begann seit den neunziger Jahren mit der Renovation und machte das Gebäude etappenweise der Öffentlichkeit zugänglich. Er verwirklichte hier ein kleines Kulturzentrum, zunächst als Treffpunkt für Gelehrte und geschichtsforschende Vereinigungen. Grossen Anklang fand die Aufführung eines historischen Schauspiels (*«Abt David»*). Seit Prof. Vetter 1895 eine Ausstellung mittelalterlicher Kunst in den original ausgestatteten Klosterräumen zeigte und die *«kleine Stadt zahlreichen Besuch von Kunstfreunden in ihren Mauern sah, ist ihr ein sommerlicher Fremdenstrom treugeblieben»*²⁸.

Abb. 219. Führer zur *«Mittelalterlichen Ausstellung»* im seit der Reformation aufgehobenen Kloster St. Georgen, anlässlich der *«Feier des ersten Auftretens ... in der Geschichte 995»*²⁹.

Aufgrund des *«lebhaften Anklang(s), den der Gedanke, die einzigartigen Räume des Klosters im Gewande kunstfroher Vorzeit zu zeigen, in den weitesten Kreisen fand»*³⁰, wurde die Ausstellung bereits im folgenden Jahr wiederholt. Es bestand die Absicht, sie als bleibende Institution beizubehalten.

Die Überführung des Klosters *«als Heim klösterlicher Kunst und Geschichte»* in öffentlichen Besitz wurde *«zum Behuf seiner würdigen Erhaltung»* im Jahre 1901 eingeleitet³¹.



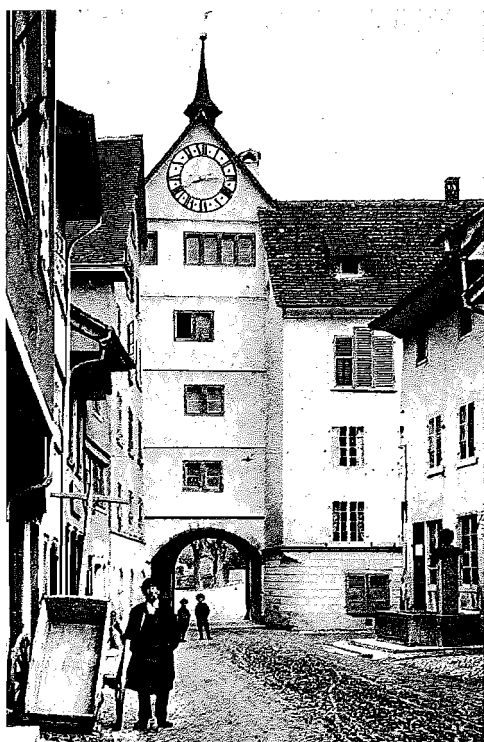
Den bescheidenen Verhältnissen im 19. Jahrhundert ist es wohl zu verdanken, dass der **mittelalterliche Baucharakter** des Städtchens erhalten blieb. Was als «ärmlich», «nicht mehr passend», «verunstaltend» oder «unnützlich» empfunden wurde, galt in den Augen der fremden Besucher und Besucherinnen plötzlich als «reizvoll», «prächtig» und «malerisch». Diese, durch die eigene Distanz verklärte Wahrnehmung des Stillgestandenen löste bei den immer zahlreicher werdenden Gästen so etwas wie heimatliche Gefühle aus. Stein am Rhein «in seiner lieblichen Landschaft mit dem malerischen Marktplatz im Mauerring», mit Burg und Klosteranlage, wurde **«ein höchst anziehendes Ziel des Fremdenverkehrs»**³².

Die Wertschätzung durch die Fremden wirkte sich auf die Einheimischen aus. Behörden und Private begannen zu restaurieren (1885: «Weisser Adler»/ 1890: Kloster), alte Fassaden bekamen eine neue Bemalung (1879: Obertor [s. Abb.116]/ 1900: Rathaus, «Krone», «Steinerner Trauben», «Sonne», Bürgerasyl, «Pelikan»/ 1914: «Schwarzes Horn»/ 1924: «Meise»/ 1925: «Schwarzer Bären»/ 1927: «Hirschen»). Das historische Stadtbild wurde gepflegt.

Stein gilt heute als *«malerisches Kleinod eines mittelalterlichen Brücken- und Marktstädtchens mit Wehrtürmen, bemalten Erkerhäusern und vorzüglich erhaltener Klosteranlage»*³³.

Abb 220/221/222. Das Altherwürdige und Pittoreske wird gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Markenzeichen des Städtchens. Restaurants führen eine «Altschweizerische» oder «Gotische Weinstube», auf Postkarten erscheinen «malerische» oder «altertümliche» Motive. Vor diesem Hintergrund erscheint die technische Weiterentwicklung (unten rechts) als Schreckvision.

(Links: Foto C. Koch, Schaffhausen. Rechts oben: Verlag Emil Gust. Gnehm, Stein)



No. 42 Serie Helmschutz
im Kartos Schaffhausen

STADT STEIN
Das Unterort

Malerisch geschlossener
Strassenabschluss



ALTERTÜMLICHES MOTIF AUS STEIN A. RHEIN



Auf meiner weiteren Wanderung durch die weniger bekannten Stadtteile gelangte ich zu einem farbenfreudigen Verkaufslädchen, in dem die altbekannten Kalender: der „Pilger von Schaffhausen“, der „Bündner Kalender“, der „Sinkende Bote“ und der „Appenzeller-Kalender“ ausgestellt waren neben knallbunten Ansichts- und Phantasiekarten und Musikinstrumenten für das Volk, wie Ziehharmonika, Klarina, Flöte und Mundharmonika mit Glöckchenspiel. Daß in dem Lädchen auch noch Briefböglein mit Vergißmeinnicht zu haben sind, befremdet fast in einer Zeit, die anerkanntermaßen über Ansichtspostkarte, Telephon und Schreibmaschine nicht mehr hinauskommt. Die mancherlei Waren aus Großväterzeiten verkauft eine freundlich und altmodisch sich gebende Frau, die jedenfalls noch wenig gespürt hat vom Serum der modernen Frauenemanzipation. —

Einige Schritte weiter stadteinwärts führt ein Lädeli mit Bauerngeschirr ein unbeschriebenes Dasein. Hinter dem Schaufensterchen weisen mit Kränzchen und Sprüchen bemalte Teller in alte Tage zurück. Ich habe mir drei Sprüche aufgeschrieben, weil sie an Zeiten naiven, poetischen Volksempfindens erinnern. Sie lauten: „Geleite dich Hoffnung und Liebe, so werden die Tage nie trübe“; „Ein Kind von Herz und Wandel rein, geschmückt mit guten Sitten, ist überall bei Groß und Klein beliebt und wohlgelitten“; „Dir folge stets auf Blumenwegen./ Glück und Zufriedenheit, / Der Tugend Lohn, / Des Himmels Segen, / Heil und Zufriedenheit“. Man darf wohl annehmen, daß da, wo heute noch altes Bauerngeschirr verkauft wird, auch noch altväterisch gesinnter Geist und zähes Festhalten an der Tradition zu Hause sind.

(Gottlieb Binder, 1913²⁴)

8. Landwirtschaft: Stein am Rhein als «Ackerbürgerstädtchen»

Stein, mit dem Beinamen am Rhein, kleine, sehr alte, schlecht bevölkerte Stadt von 244 Gebäuden, liegt zu beiden Seiten des Rheines, da wo derselbe den Untersee verläßt. Die Stadt treibt Kornhandel nach der Schweiz und Weinhandel nach Schwaben, auch einige Spedition. Schifffahrt und Fischerei sind lange nicht so bedeutend, als es die Lage vermuthen ließe. Fast alle Bewohner beschäftigen sich zum Theil mit der Landwirthschaft.

Bis ins späte 19. Jahrhundert, als Fremdenverkehr und Industriebetriebe neue Arbeitsmöglichkeiten schufen, behielt diese von Eduard Im-Thurn 1840 gemachte Feststellung ihre Gültigkeit³⁵. Eine typische Eigenheit von Stein am Rhein war die starke gegenseitige Durchdringung von städtischer Lebensweise und Landwirtschaft. Bürger einer Stadt, die sich ausschliesslich als Bauern betätigten oder neben einem andern Gewerbe ihr Land bewirtschafteten, werden als **Ackerbürger** bezeichnet. Der teilweise dörfliche Charakter blieb bis weit ins 20. Jahrhundert erhalten. Noch 1939 zählte die Gemeinde 79 Landwirtschaftsbetriebe, davon 26 hauptberuflich geführt³⁶.

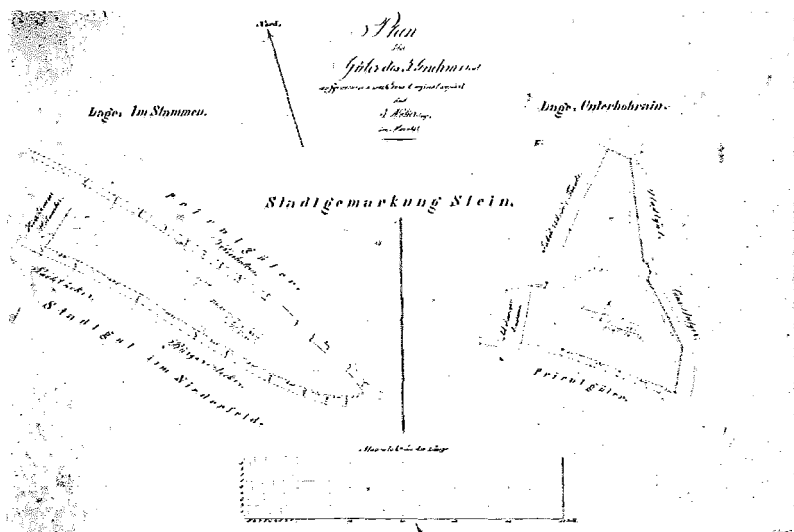


Abb. 223. In einer agrarisch geprägten Gesellschaft, die immer wieder von Hungersnöten bedroht war (letzte grosse Teuerungen 1846/47), spielte der Landbesitz eine herausragende Rolle. Die hiesigen Güter waren zumeist klein. Dem Weinbau (Exportartikel) kam eine grosse Bedeutung zu. Grundstückplan des Johann Jakob Gnehm

(1810–1875). Angefertigt in der Folge des bereits 1846 erlassenen kantonalen Gesetzes «über die Vermessung ganzer Gemeindegütter, Einführung von Grundbüchern, Anlegung von Zelgwegen und zweckmässiger Einteilung der Güter».

(1 Ruthe = 10 Fuss. 1 Fuss = 30 cm)

Zum Verkauf.

Eine halbe Zuchart Råben, bei

J. Gnehm z. Adler

Weidkochende Erbsen

sind wieder zu haben bei **J. Windler.**

Schöne Saattwicken

bei **J. Windler.**

Ebenjabelst ist gute Kuhmilch zu haben.

Gauerkraut (Råben) ist noch zu haben
bei **J. Hagen, Chirurg.**

Dunkelrübensetzlinge

sind zu haben bei **Sulger, Thierarzt.**

Noch eine Parthie

schöne Dunkelrübensetzlinge

empfehlte **J. Barth, Lehrer.**

Aufgefangen:

Im Rhein ein lebendes Huhn.

Fug zum Posthof.

Verloren.

5 Enten. Wer dieselben bringt oder Ankunft
geben kann, hat Anspruch auf ein Trinkgeld
im mittlern Hof.

Zum Verkauf.

Ein frischmelende Ziege (in Stein).
Ankunft bei der Exped.

Zum Verkauf.

Eine gute Ziege bei
Georg Maurer in Stein.

Gute Ziegenmilch, täglich 2—3 Liter.
Dasselbst schöne Dunkelrübensetzlinge.
Schum, Wagner.

Fleisch-Verkauf.

Nächsten Samstag, von Morgens
7 Uhr an, wird in der Stadtmehlg
Schweinefleisch, Schweineschmalz und
Speck per $\frac{1}{2}$ Skilo à 60 Cts. ausge-
wogen und bestens empfohlen von
J. Gnehm z. Adler.

Zum Verkauf.

Ein 14 Tage altes Saugkalb
im rothen Dafen.

Zum Verkauf.

Ein 10 Tage altes Stierkalb zum Aufziehen
besonders geeignet
im Råben Dähler.

Zum Verkauf.

Eine frisch gefaltete Kuh bei
S. Geher zur Hge.

Gute Kuhmilch

ist fortwährend zu haben, bei
Heinrich Sulger, Schreiner.

Gute Kuhmilch

bei **Sulger, Thierarzt.**
Auch wurden einige Kunden angenommen.

Gute Kuhmilch

per Maas zu 25 Rp., bei
Sulger, Messerschmied.

Abb. 224. Einem bäuerlichen Nebenerwerb
gingen nicht nur der Landwirtschaft nahe-
stehende Handwerker nach, sondern Be-
rufsleute aller Art. Die innerhalb der
«Stadtgemerkung Stein» erzeugten Pro-
dukte standen denen der umliegenden
Bauerndörfer in keiner Weise nach.
(Inserate «Der Grenzbote», 1873-1885)



Abb. 225. Dörfliches Erscheinungsbild abseits der Hauptstrasse. Der «Fronhof» mit zahlreichen Scheunen und Ställen; auf den

Vorplätzen Miststöcke und verschiedenste Depots. Rechts die rückwärtige Fassade des «Lindwurm». Um 1910.

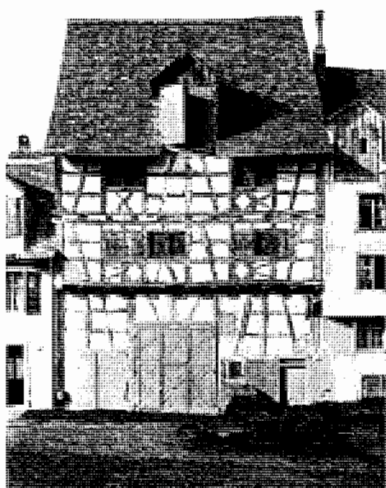


Abb. 226. Das 1712 erstellte Ökonomiegebäude des «Lindwurm» mit Remise, Tenne, Stallung und Heustock. Im vorkragenden Obergeschoss ein nur sommers benützter Wohnraum sowie zwei gegen den Innenhof orientierte Dienstbotenkammern. Darüber geräumige «Kornschütten». Zustand 1919. (Foto Arch. H. Peter, Zürich)

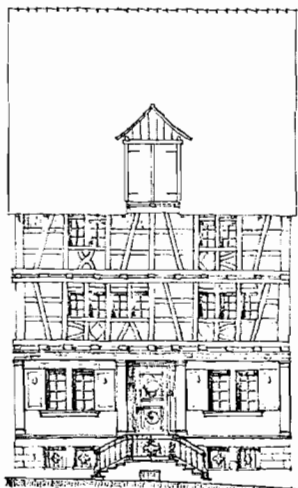


Abb. 227. Umbauprojekt für das leerstehende Hinterhaus aus dem Jahre 1920. Die dreigeschossige Wohnung, verbunden mit einer Auskernung des Gebäudes, wurde nie realisiert. (Projektskizze Arch. H. Peter, Zürich)

8.1. Viehhaltung

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzten sich langsam rationellere Anbaumethoden durch. Ziel der 1776 ins Leben gerufenen «Kommission zur Beförderung und Verbesserung der Landökonomie» war die Ersetzung der alten Dreifelderwirtschaft durch eine intensivere **Fruchtwechselwirtschaft**. Weideland und die «Brache», die neben den mit Sommer- und Wintergetreide bestellten «Zelgen» unbebaut blieben, sollten durch den Anbau von Kartoffeln und **Kunstp Futter** (Klee, Raygras, Esparsette usw.) besser ausgenützt werden. Dieses war Voraussetzung zur Förderung der Rindviehhaltung, die damals weniger wegen der Milch, sondern wegen der Zugarbeit und vor allem wegen des anfallenden **Düngers** interessant war. An die Stelle der Weidewirtschaft sollte deshalb die **Stallfütterung** treten. *«Die Vermehrung des Viehbestandes ist eine wahre Geldgrube für den Bauern ..., gibt dem Lande viel gesundes Fleisch, und dann machet sie, dass der Landmann Überfluss an Dung bekommt, und sein Land besser bauen kann»³⁷.*

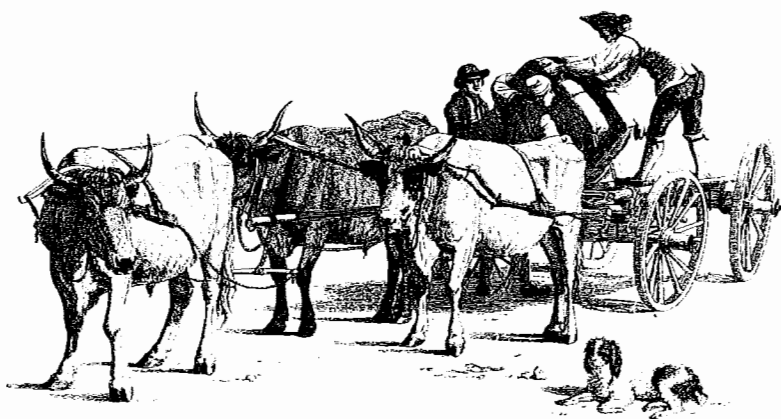


Abb. 228. Im 19. Jahrhundert wurden hier Pferde in erster Linie im Transportgewerbe, weniger für den Ackerbau eingesetzt. Ihre Zahl war bis zum Zeitpunkt der Mechanisierung der Landwirtschaft in den 1880er Jahren rückläufig. Die üblichen

bäuerlichen Zugtiere waren Ochsen (Abb.), in den Rebbau- und Kleinbetrieben häufig Kühe. Im «Lindwurm» wurden 1850 zwei Kühe und ein Reitpferd gehalten. (Kupferstich Johann Jakob Biedermann [1763–1830], H. 11,5 x B. 20 cm)

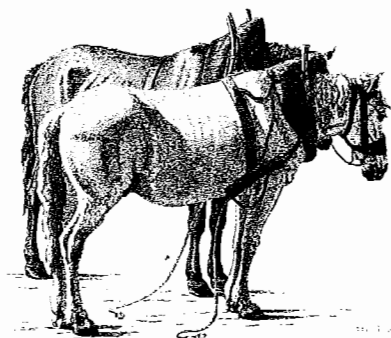


Abb. 229.
Zugpferde mit Kummetgeschirr.
(Kupferstich
Johann Jakob Biedermann,
H. 11 x B. 14,5 cm)

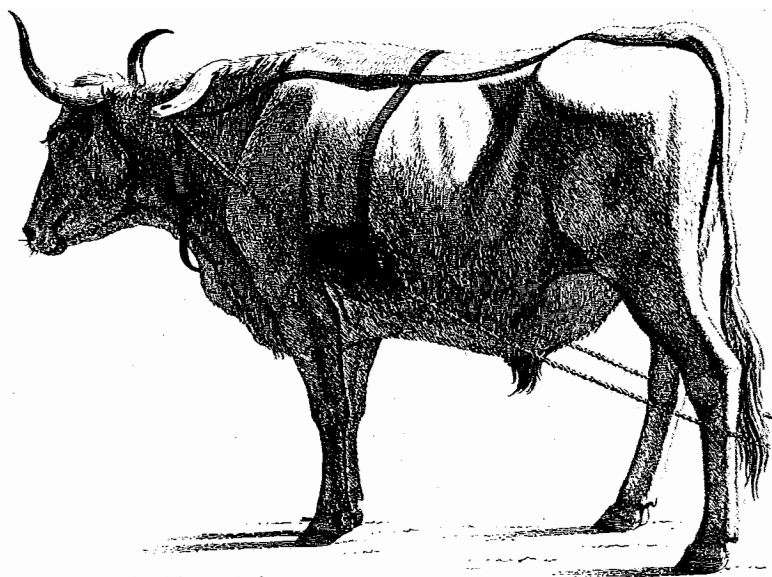


Abb. 230. Zugochse mit Kehl- oder Nackenjoch.
(Kupferstich Johann Jakob Biedermann,
H.12 x B.12 cm)

Aufgrund der kriegerischen Ereignisse sowie der politischen und rechtlichen Wirren Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts liessen sich diese Neuerungen nur schwer durchsetzen. Die **landwirtschaftliche Entwicklung blieb zurück**. *«Die Viehzucht, welche ... sehr vernachlässiget worden war und bis 1829 von Jahr zu Jahr, sowohl quantitativ als besonders auch qualitativ, abgenommen hatte»³⁸*, versuchte man **durch verschiedene Massnahmen zu fördern**. 1825 fand die erste Viehprämierung im Auftrag der Regierung statt. Seit 1838 zahlten der «Sanitätsrath» und die «Landwirthschaftliche Gesellschaft» den Haltern der besten Zuchtstiere Prämien aus. In diesem Jahr zählte Stein am Rhein 254 Stück Rindvieh. Es war eine Mischrasse aus einheimischen Simmentalern und braunrotem Schwabenvieh, das aus dem Grossherzogtum Baden eingeführt wurde. 1851 erste kantonale Viehausstellung in Schaffhausen. 1858 Verordnung zur «Hebung und Verbesserung der Rindviehzucht». 1866 erste eidgenössische Viehzählung. 1884–1894 eidgenössische und kantonale Erlasse über die Förderung der Landwirtschaft. Die Entwicklung zielte dahin, die **Leistungsfähigkeit der Tiere** (Fleisch, Milch, Zugarbeit) durch gezielte züchterische Massnahmen auf wissenschaftlicher Basis zu steigern (Zuchtgenossenschaften, Fütterung, Stallhygiene). Der Kanton Schaffhausen wurde dem Zuchtgebiet des Simmentaler Fleckviehs zugeteilt, das als «fleischwüchsige» Arbeitsrasse für die Zugarbeit im Ackerbauggebiet geeignet war.



Abb. 231. Rindviehgespann und Zuchtstier als Vordergrund eines stimmungsvollen Postkartensujets. Schloss Hohenklingen, um 1915. Im Gegensatz zum Städtchen, das sich zu-

nehmend von der Landwirtschaft löste, blieben Ackerbau und Viehzucht für die ländliche Umgebung von zentraler Bedeutung. (Foto G. Metz, Basel)



Abb. 232. Grastransport bei Kaltenbach, um 1930. In kleinbäuerlichen Verhältnissen spielte das Kuhgespann bis zum Zweiten Weltkrieg eine bedeutende Rolle. Das vordere Zugtier, mit einem «moder-

nen» Viehkummet angeschnitten, gehört der Braunviehrasse an. Diese hat besonders in der Zwischenkriegszeit an Bedeutung gewonnen und begann seit den 1970er Jahren das Fleckvieh zahlenmässig zu über- treffen.

8.2. Scheune und Wagenschuppen, Arbeitsgerät

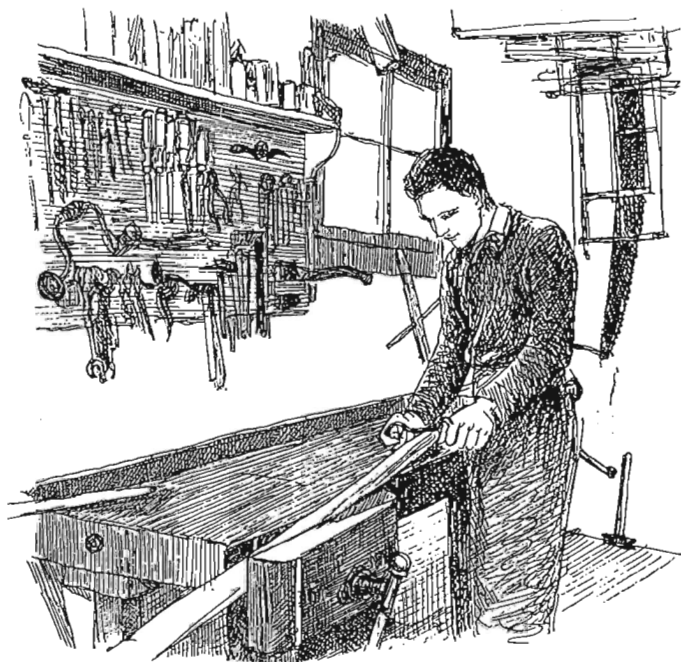
Neben dem Stall gehörten Scheune und Wagenschuppen als Mehrzweckräume zur Grundausstattung jedes landwirtschaftlichen Betriebes.

Der gestampfte Boden der Scheune (Tenne) war nicht nur **Dreschplatz** für das Getreide; von hier aus wurde durch die «Barrenlöcher» der Stallwand auch das Vieh gefüttert (**Futtergang**). Der geräumige Heuboden diente zur Aufnahme des Dürrfutters. Garben und Stroh lagerten auf der durch eine unterbrochene Balkenlage gebildeten «Brügi».



Abb. 233. Schlechtwetterarbeit: Besenbinden.
(Zeichnung P. Wyss; Ausschnitt)

Abb. 234. Zu jedem Anwesen gehörte ein Raum, in dem zerbrochene Geräte repariert und einfachere Dinge neu angefertigt werden konnten. Voraussetzung war eine Grundausstattung an Werkzeug sowie geeignetes Material. Was immer entzweitbrach oder seine Funktion verlor, wurde nicht weggeworfen, sondern an unscheinbarer Stelle für eine mögliche Wiederverwertung aufbewahrt. Solche Ansammlungen waren nicht «Gerümpel», sondern Ausdruck einer vorindustriell-sparsamen, durch die Erfahrung des Mangels geprägten Denkweise.
(Federzeichnung W. Günthart)

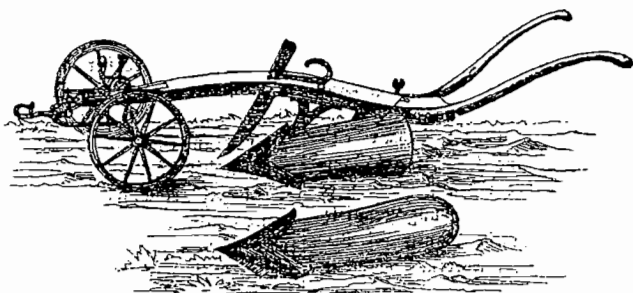


Der «Schopf» war ein universeller **Geräteschuppen**. Ein im «Lindwurm» erstelltes Inventar des Jahres 1850 (Nachlass J. C. Arbenz-Etzwiler [1775–1849]) führt folgende **Wagen** und **Ackergeräte** auf:

«1 Chaise (Personenfahrzeug mit Lederverdeck), 1 Schlitten, 1 Wagen samt Zubehör, 1 Schubkarren, 1 Güllenfass (Jauchefass), 1 Stande, 2 ältere Pferdegeschirre, 1 neueres Pferdegeschirr, Sattel und Zaum, 2 Leitern, 1 Baumleiter, 1 Reuthaue, 1 Karst, 2 Hauen, 1 Schaufel, 1 Grabe, 1 Axt, 1 Beil, 1 Güllenbutte, 1 Grundbutte (zum Hochtragen der abgeschwemmten Erde in Weinbergen), 2 Schufen (Schöpfer), 2 Leitern, 2 Sensen, 1 Strohstuhl (zum Häckselschneiden), 3 Rechen, 7 Gabeln» sowie «verschiedene Fahrnisse»³⁹.

Das Verzeichnis repräsentiert einen unbedeutenden, wohl hauptsächlich zur Erzeugung des Viehfutters dienenden Nebenbetrieb (12 Aren Ackerland; 217 Aren Wiesland; zwei Kühe und ein Reitpferd); wichtiger war der Rebbesitz (149 Aren). Reitpferd und Chaise leisteten sich jedoch nur wohlhabende Leute. Der sehr reiche «Alt-Friedensrichter» und «Stadtrath» lebte von seinem Vermögen und der Vergabe von Kleinkrediten.

Ein vollständiger Bauernbetrieb verfügte zu jener Zeit über einen grossen und einen kleinen Wagen (Heu- und Mistwagen), einen Pflug, eine hölzerne oder eiserne Egge und allenfalls über eine hölzerne oder steinerne Ackerwalze. Grundlegende technische Verbesserungen setzten erst in der zweiten Jahrhunderthälfte ein, besonders seit an den kantonalen Landwirtschafts-Ausstellungen (1863, 1867, 1876 ff.) die Einführung von Sämaschinen, Dreschmaschinen und später von Mähmaschinen usw. stark propagiert wurde.



Der amerikanische Wendepflug von Philipp Scharrer, Schlosser und Mechaniker in Menkirch, St. Schaffhausen.

Abb. 235. Die ersten grossangelegten Versuche zur Hebung der Landtechnik richteten sich auf die Verbesserung des Pfluges und reichen ins 18. Jahrhundert zurück. Hier der durch die Londoner Weltausstellung 1851 in Europa bekanntgewordene «amerikanische Wendepflug». Er wurde durch hiesige Schmiede montiert und war

in der Region Schaffhausen ausserordentlich verbreitet. Er ersetzte den einheimischen Landpflug («alter Aargauerpflug») und wurde seinerseits gegen Ende des Jahrhunderts durch den ganz eisernen «Selbhalter» zunehmend verdrängt. (Xylographie «Bauernzeitung. Wochenschrift für Landwirtschaft», 18.3.1871)

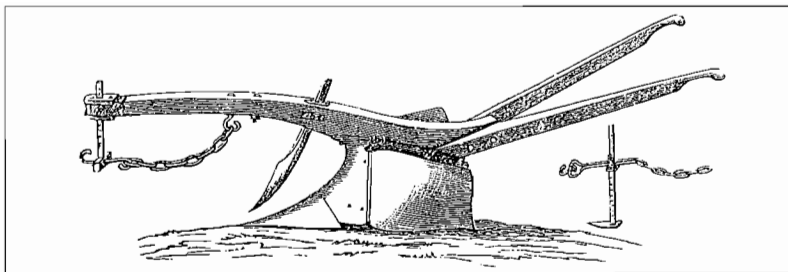


Abb. 236. Häufelpflug, seit der Jahrhundertmitte zunehmend verbreitet. «Zur Behäufung der Reihensaat, zum Auspflügen der Kartoffeln und zum Öffnen der Beet- und Wasserfurchen in angesäten Äckern dienlich, ein Geräthe, das ausserordentlich viel Handarbeit erspart und sich

in kurzer Zeit bezahlt macht.»⁴⁰ Hier nicht mehr in hölzerner, sondern bereits in neuerer Ausführung mit ganz eisernem Pflugkörper. (Xylographie «Landwirthschaftliches Lesebuch», 1870)

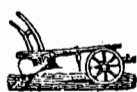
Gant-Anzeige.

Künftigen **Mittwoch den 14. d. M.** von Morgens 9 Uhr an bringt der Unterzeichnete auf öffentliche Versteigerung :

1 starker Wagen mit eisernen Achsen, mit Gestell und Riesenbenne, 1 aufgemachter Gillsenwa-



gen mit Faß, 20 Eimer haltend, 1 guterhaltene Chaise, 1 und 2spännig



zu gebrauchen mit halb Patent-Achsen, 1 bereits neuer Häufelpflug mit Einrichtung zum Kartoffel ausfahren. 1 Egge, 2 Pflüge, verschiedene Ketten, Radschuh nebst mehreren nicht benannten Gegenständen.

Sulzer, Thierarzt.

Abb. 237. Die Technisierung der Landwirtschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam den Steiner Nebenerwerbs-Landwirten nur noch teilweise zugute. Die zahlreichen Klein- und Kleinpflanzerbetriebe, mehr als die Hälfte mit weniger als einer Hektare Kulturfläche, eigneten sich kaum für moderne Umstrukturierungen. Die Landwirtschaft wurde zunehmend aufgegeben, die Fahrhabe verkauft.

(Inserate «Der Grenzbote», 10. 6. 1876/1. 9. 1885)

Zum Verkauf.

Ein kompletter Wagen und eine Futterschneidmaschine im Lindwurm.

9. Kornhandel

Die Erbauung des Hinterhauses (1712) fällt in den Beginn einer Epoche, in der Stein am Rhein eine ausserordentliche, wenn auch nur ein halbes Jahrhundert dauernde Blüte erlebte. Der Warenaustausch zwischen dem Schwäbischen Kreisamt, den Bodenseeländern und der Eidgenossenschaft wurde vor allem durch den grössten und ehrgeizigsten aller Handelsfaktoren, Hans Conrad Etzweiler (1688–1761) vorangetrieben. Sein Speditionsunternehmen sandte jährlich zweimal je 350 bis 600 Zentner Ware auf die Zurzacher Messen, davon ein Drittel Reichsgut. Ausserdem gingen Güter nach Zürich, Aarau, Basel, Solothurn, Bern und Genf, so auch verschiedene Lieferungen von Korn. An einzelnen Tagen war der Kaufmann in der Lage, bis zu 500 Zentner Waren abgehen zu lassen.



Abb. 238. Warentransport zu Lande. Bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts dienten für den Gütertransport fast ausschliesslich «Gabelfuhrwerke». Aufgrund der schlechten Strassenverhältnisse wurden bis zu sechs Pferde hintereinander eingespannt («enges Gleis»). Die Umstellung auf breitere «Deichselwagen» mit paarweiser Bespannung setzte eine ausgebaute Strasse voraus. Das mehrfache Ansuchen der Steiner in den 1730er Jahren bei ihrem

Schirmherrn Zürich um eine Verbindungsroute mit «weitem Gleis» wurde abgelehnt. Dieser Entscheid benachteiligte ihre Marktstellung entscheidend, da Schaffhausen bereits eine solche Nord-Süd-Transitroute besass. – Überdeckter Frachtwagen des Handelsherrn, Korn- und Salzhändlers Hans Conrad Etzweiler, um 1720. Dachuntersicht an seinem Wohnhaus zum «Steinernen Trauben» (Ausschnitt) als Sinnbild des durch Handel erworbenen Reichtums.

«Schwaben ist der Schweiz Frucht- und Kornkammer; denn die Früchte, so in der Schweiz erwachsen, vermöchten nur einen kleinen Teil ihrer Einwohner zu ernähren. Es ist wohl schon den Schwaben beigefallen, wie sie ihr Land besser peuplieren, Manufacturen anlegen und die Frucht im eigenen Lande konsumieren könnten. Allein die Schweiz steht deshalb umso sicherer da, als sich die Schwaben nicht unter einem Hut befinden und es auch an Geld fehlt. Wäre dieser Plan praktikable, so käme wohl die Peuplierung zustande, und es müssten viele tausend Schweizer emigrieren.»⁴¹ (Johann Georg Winz [1699–1759], Steiner Chronist und Bürgermeister.)

Der mit Abstand wichtigste Kornlieferant waren die **süddeutschen Anbaubereiche**, die exportorientiert produzierten. Den Handel dominierten verschiedene Anliegerstädte des Bodensees (Schifffahrt), wobei Überlingen eine Vorrangstellung innehatte.

Dem Import von **Getreide**, das bis ins späte 18. Jahrhundert die **Grundlage der menschlichen Ernährung** darstellte, kam eine hervorragende Bedeutung zu. In Zeiten von Missernten drohten regelmässige Hungersnöte und schwere soziale

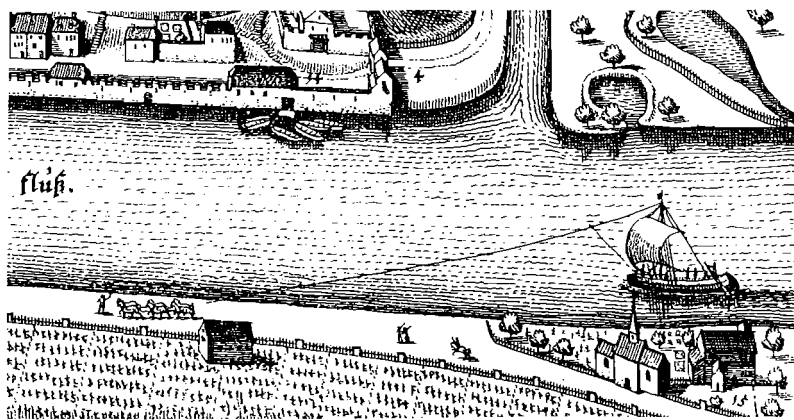


Abb. 239. Warentransport zu Wasser. Bis zum Aufkommen der Dampfschiffahrt (seit 1824) dienten «Ledischiffe» (L 33 m), «halbe Lädinen» (L 24 m) und «Segner» (L 20 m) zum Gütertransport. Alle mit dem Schifffahrtsrecht versehenen Städte befuhren den als internationales Gewässer geltenden Bodensee. Die für die Schweiz bestimmten Waren landeten im Gredhaus in

Stein (heute Hotel Rheinfels), wo man sie nach Erhebung des Grossen Zolles auf kleinere Schiffe oder Fuhrwerke um lud. Von Schaffhausen wurden die Schiffe durch Männer («Schälter») oder Pferde nach Stein zurückgezogen. Auf der Abbildung ein solcher «Rosserzug» bei Diessenhofen. (Kupferstich Matthäus Merian, 1643; Ausschnitt)

Krisen (1770/71; 1816/17). Der Getreideverkauf und Getreidehandel wurden deshalb einem **staatlichen Monopol** unterstellt, um den Zwischenhandel möglichst auszuschalten und die Preise stabil zu halten. Als Schirmherr der Steiner, das bis zur Mediationsakte von 1803 zum Kanton Zürich gehörte, nahm Zürich diese Funktion wahr. Es betrieb eine konsequente Vorratspolitik und hatte in bezug auf die Weiterverteilung des eingeführten «Schwabenkorns» eine Schlüsselstellung. Stein war einer der von Zürich kontrollierten Märkte; bedeutender waren die Lieferungen von Rheinau und der Konkurrenzstadt Schaffhausen. Die Bevölkerung sollte nur über staatlich konzessionierte **Kornmärkte** versorgt werden; nur eine beschränkte Zahl von Einheimischen konnte sich um ein Patent als Kornhändler bewerben.

Die wichtigste Getreideart war der Dinkel, damals identisch mit Korn, an zweiter Stelle stand der ebenfalls als Brotfrucht geschätzte Roggen. Hafer und Gerste, die letztere teilweise zur menschlichen Ernährung verwendet, waren als Handelsprodukte weniger bedeutend.

Fruchtmärkte.			
Stein am Rhein, den 7. Juli 1869.			
Kernen per Doppelzentner	Fr. Rp.	bis	Fr. Rp.
Roggen "	23	—	27 —
Roggen "	17	50	18 —
Gerste "	—	—	— —
Hafer "	18	50	19 —
Erbsen "	—	—	— —
Wicken "	—	—	— —
Mittelpreis des Kernens Fr. 24 Rp. —.			
Aufschlag Fr. 1 Rp. — Abschlag Fr. — Rp. —			
Kartoffeln per Zentner Fr. 0. 00—00 Rp.			

Abb. 240. («Der Grenzbote», 10.7.1869)

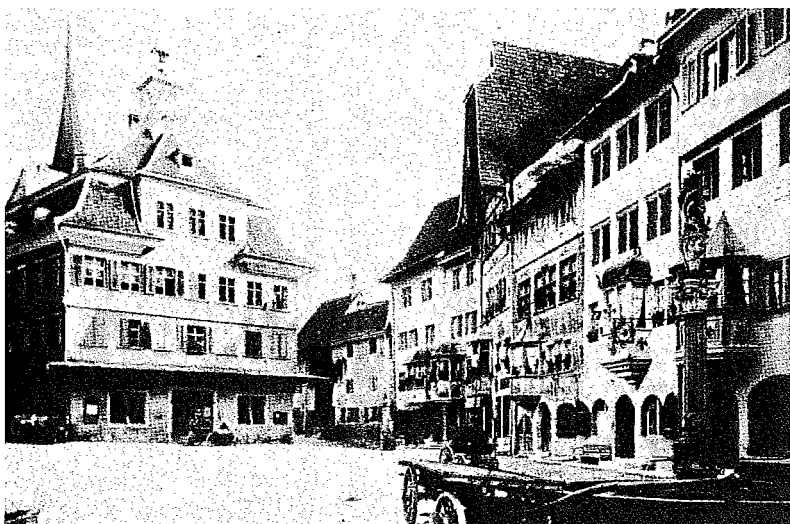


Abb. 241. Marktplatz mit Rathaus, vor dem Umbau im Jahre 1898. Der im 16. Jahrhundert erstellte Bau weist die verbreitete Kombination von Gemeindelokalitäten und Kauf- bzw. Kornhaus auf. Das offene Erdgeschoss diente als Getreidehalle. Hier fand jeden Mittwoch der Fruchtmart statt. Vom

See her und aus der Umgebung sollen bis 300 Wagen aufgeführt worden sein. Punkt 12 Uhr wurde der Markt eröffnet. Dem vereidigten Hausmeister war die Kornsteuer (Immigeld) zu entrichten. Wer Korn wegführte, hatte zusätzlich den von Zürich festgelegten Zoll zu bezahlen.



Abb. 242. Der Fruchtmart unterstand einer strikten Kornhausordnung. Zuerst hatten die hiesigen Bürger das Recht, sich für ihren Eigenbedarf einzudecken. Erst dann stand er allen Käufern, Müllern, Bäckern und den vornehmlich aus Winterthur und Zürich angereisten Kaufherren offen. War der Preis ausgehandelt, begann die Arbeit der «Chornfässer». Mit geeichten Hohlmassen wurde das Getreide von offenen Haufen oder Behältern aufgeschöpft und in Säcke eingefüllt (Abb.). Unverkaufte Ware konnte im Kornhaus oder im Einsiedler Klosterspeicher (Obereschenz) gegen eine Lagergebühr eingestellt werden. (Federzeichnung H. Bachmann)

9.1. Getreidemasse

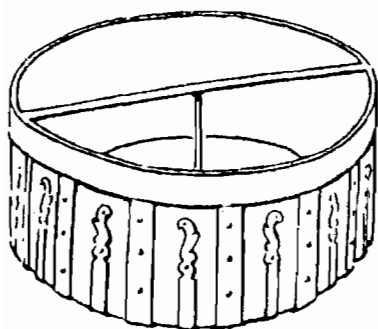


Abb. 243. Sester.

Die für den Handel verwendeten Masse mussten alle vom Eichmeister oder «Sinner» geeicht und mit einem Brandstempel versehen sein.

Zum exakten Abmessen des Kornes diente der auch als Handhabe benutzte eiserne Steg am oberen Rand. Durch Darüberstreichen mit dem «Streichholz», «einem geraden Zylinder von zwei Zoll Durchmesser»⁴², wurde das Hohlmass «gestrichen voll».

Die Verwendung metrischer Masse ist auf die zunehmende Vereinheitlichung des Handels zurückzuführen und wurde 1877 in der ganzen Schweiz durchgesetzt. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Getreide nicht gewogen, sondern ausgemessen. Als Stadt mit Marktrecht verfügte Stein über eigene Masse, die sich von denen der umliegenden Städte (Diessenhofen, Schaffhausen, Winterthur, Frauenfeld) unterschieden.

- 1 Malter = 4 Mütt
- 1 Mütt = 4 Viertel
- 1 Viertel = 4 Vierling
- „ „ = 9 Immi
- 1 Vierling = 4 Mässli

Es wurde zwischen «glatter Frucht» (entspelztes Getreide; entspelzter, gerellter Dinkel = «Kernen») und «rauhher Frucht» (unentspelztes Getreide; unentspelzter Dinkel = «Fäsen»/«Veesen») unterschieden.

Stein am Rhein:

1 Viertel = 16.24 l (glatt); 18.76 l (rauh)

Diessenhofen:

1 Viertel = 22.39 l (glatt); 25.56 l (rauh)

Schaffhausen:

1 Viertel = 22.29 l (glatt); 25.73 l (rauh)

1838 wurden die komplizierten Verhältnisse in weiten Teilen der Schweiz vereinheitlicht; *«indess giebt es nicht selten noch Fälle»*, wie der Schaffhauser Chronist Eduard Im-Thurm 1840 berichtet, *«wo altes Mass oder Gewicht gebraucht wird»*⁴³.

- 1 Malter = 10 Viertel
- 1 Viertel = 4 Vierling
- „ „ = 10 Immi

1 Viertel, auch Sester oder Mass genannt, = 15 Liter. Das Mütt wurde abgeschafft. Das Malter, früher eine reine Rechnungseinheit, entsprach nun dem Inhalt eines grossen Zwilchsackes.

10. Gerberei

Im Jahre 1989 wurden bei Sondiergrabungen im Keller zwei der untenstehenden Abbildung sehr ähnliche, aus Ziegelsteinen gemauerte Gruben einer **ehemaligen Gerberei** entdeckt.

Archivalische Abklärungen ergaben, dass dieses Handwerk im «Lindwurm» vermutlich von **1711/12 bis 1731** von **Rotgerber Hans Caspar Etzweiler** (1657–1731) ausgeübt wurde. Er war überdies Statthalter, Ratsmitglied und «Hausherr», d. h. Verwalter des städtischen Kaufhauses. Etzweiler erbaute auch das grosszügig gestaltete **Hinterhaus**. Die oberen Geschosse sind in der Art eines Kornspeichers errichtet. Ob Etzweiler in den geräumigen Dachböden auch Häute trocknete, oder ob jene mit seiner Tätigkeit als «Hausherr» (Lagerraum für Getreide) im Zusammenhang standen, ist unklar. (Eine typische offene **Gerberlaube** hat sich am Haus «zum Sternen», am östlichen Nachbarhaus des «Lindwurm», erhalten. Von der «Kornschütte» des Hinterhauses aus ist sie zu sehen.)

Die ausgestellte Gerbereiwerkstätte ist fragmentarisch. Die sehr gute Erhaltung der Gruben war jedoch Anlass, dieses Gewerbe hier andeutungsweise darzustellen. Gezeigt werden die im Hausinnern verwendeten Geräte, mit denen unabhängig von der am Fluss oder Bach gelegenen **Wasserwerkstatt** gearbeitet werden konnte.

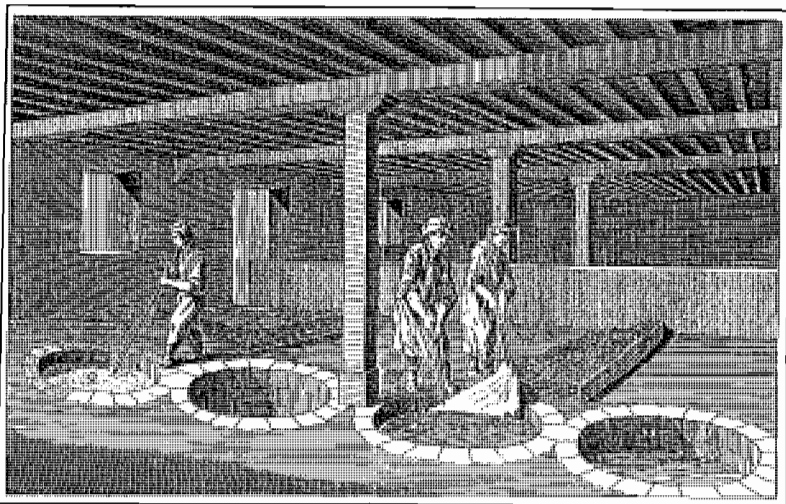


Abb. 244. (Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert, 1751–1780)

Die beiden im «Lindwurm» vorgefundenen Gruben dienten vermutlich als «Farbgang» bzw. zur Erzeugung von **Lohbrühe**. Diesen gerbstoffhaltigen Extrakt stellte man durch Übergiessen mit heissem Wasser von «Lohe» (gemahlene Eichen- und Fichtenrinde) her. In dieser, oft in hölzerne Bottiche gegossenen «Farbe» machten die Häute einen mehrtägigen Prozess der Vorgerbung durch, bevor sie in «Lohgruben» versetzt wurden. Diese waren mit Eichenholz ausgekleidet und befanden sich in jener Zeit – um der Verschmutzung des Mauerwerks vorzubeugen – in der Regel ausserhalb des Hauses im Freien.

Aufgrund der Form ist auch an «Kalkgruben» oder «Äscher» zu denken (Abb. 244). Darin wurden die Häute in einen leichten Fäulniszustand übergeführt, der die Enthaarung erleichterte. Diese mit starker Geruchsbildung verbundenen Einrichtungen befanden sich jedoch mit Vorteil etwas ausserhalb des Wohngebietes in der Nähe von fliessendem Wasser. Die Steiner Gerbereien waren deshalb am Rhein und am ausserhalb des Städtchens Richtung Oehningen gelegenen Fortenbach angesiedelt.

Die umfangreichen Bauten mit Werkstatt, Keller, Lagerräumen und Trockenböden setzten ausserordentliche Anlageinvestitionen voraus. Die lange Gerbzeit der Häute von einigen Monaten bis zu drei Jahren erforderte zusätzlich ein hohes Betriebskapital. Rotgerber gehörten deshalb meist zu den **vermögenden, oftmals im Rat vertretenen Handwerkern**. Die Bildung von Familiendynastien war ausgeprägt.



Abb. 245. Standesbewusstsein, Reichtum und Stolz drückt sich in dieser für Georg Schmidt gemalten Scheibe aus. Er war Mitglied des Steiner Rats, Säckelmeister und Bannerherr. Gegenüber dem geharnischten Reiter das Wappen der Gerber, ein aufgerichteter gelber Löwe mit dem «Scherdegen» oder «Streich-eisen». Im Oberbild eine Pflügerszene mit drei Ochsenpaaren. (Glasgemälde Andreas Schmucker, Stein, 1616)

In Stein am Rhein gehörte die Gerberei als **zunftmässig geregeltes städtisches Handwerk** zu den alteingesessenen Gewerben. Festgelegte Produktivität, eine geregelte Vermarktung und Ausschaltung von Konkurrenz entsprachen dem alten **Prinzip der «gesicherten Nahrung»**.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden diese Bestimmungen gelockert, im 19. Jahrhundert fielen sie dahin. Auf dem Land entstanden einige neue Betriebe, in den Städten ging ihre Zahl zunehmend zurück. Gründe waren erschwerte Ausfuhrbestimmungen (deutscher Zollverein 1835), besonders aber die Begleiterscheinungen der **Industrialisierung**. Ersatzmaterialien für Leder, billiger produzierende Grossunternehmen und somit ein Zwang zur Modernisierung brachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts fast alle **Kleinbetriebe zum Verschwinden**.

Ausverkauf.

Um gänzlich aufzuräumen werden eine Parthie **Holzschuhe** weit unter dem Einkaufspreis abgegeben.

Ferd. Schmid, Gerber.

Abb. 246. «Bereits haben einige Gerber angefangen, ihr Leder selber zu verarbeiten, zu Riemen, Ausrüstungsgegenständen, Schuhschäften, Schuhwaren usw. Das sind mehr oder weniger verzweifelte Versuche, aus denen in der Regel nichts Rechtes resultiert. Im allgemeinen muss gesagt werden, dass hier ein Handwerk, das sich jahrhundertlang als eines der bestsituierten erwiesen hat, durch die moderne industrielle Entwicklung verdrängt wird.»⁴⁴
(H. Meili, Redaktor Schweiz. Schuhmacher-Zeitung, 1905/Inserate „Der Grenzbote“, 3.11./21. 8.1885)

Empfehlung.

Empfehle hiemit mein frisches Sortiment Schäfte in bester Qualität zu folgenden Preisen:
Bottinenschäfte für Herren à Fr. 6. 50
" " Damen " " 5. 50
" " Knaben u. Töchter à Fr. 3. 50
Kalb- und rundlederne Stiefelschäfte à Fr. 7. 80
und Fr. 8. —
Stein, den 18. Aug. 1885.

Ferd. Schmid, Gerber.

1883 bestanden in Stein am Rhein noch vier von früher sieben Gerbereien. 1917 musste als letzter Handwerksbetrieb die auf Trommelfelle spezialisierte Gerberei Krönlein (Restaurant zur «Rheingerbe») schliessen. Einzig die bereits im 15. Jahrhundert existierende Gerberei «im Oberhof», die zur fabrikmässigen Herstellung übergang, konnte als Lederfabrik Irmiger AG bis 1974 bestehen.

Häute & Felle

kaufen zu laufenden Preisen

Gebr. Irmiger, Gerberei Oberhof.

Abb. 247. (Inserat «Der Grenzbote», 2.10.1885)

Gesamtschweizerisch gab es im Jahre 1883 356 Gerbereien, 1895 war ihre Zahl bereits auf 125 zurückgegangen. 1994 verarbeiten noch 8 Gerbereien Rohhaut zu Leder, 4 davon sind Fellzurichtbetriebe⁴⁵.

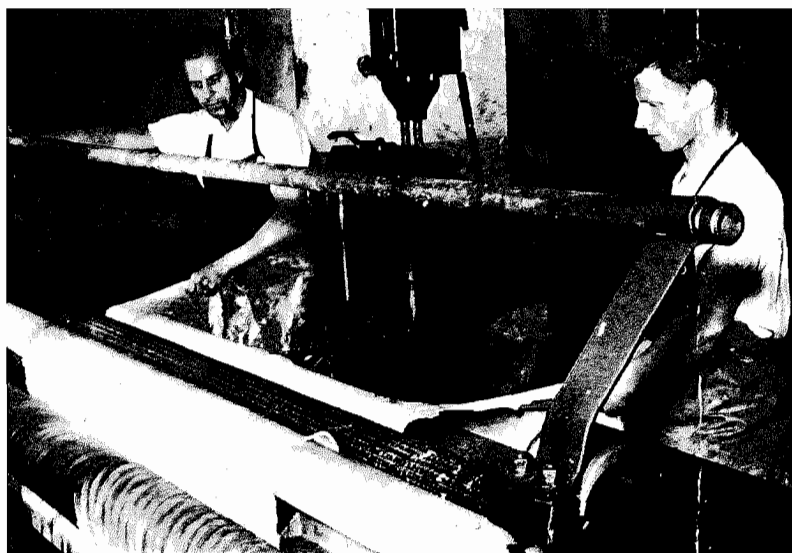


Abb. 248/249. Einblick in die letzte handwerklich betriebene Gerberei des Kantons: die auf (Ski-)Schuhleder spezialisierte Gerberei Waldvogel in Neunkirch, 1972 eingestellt.

Oben: Die ca. 20 bis 30 Minuten dauernde

Reinigung («Entfleischung») einer Rinderhaut mit dem «Scherdegen», bis 1965. Unten: Dieselbe Arbeit von der «Schermaschine» verrichtet. 2 Mann bearbeiteten damit in der Stunde 12 bis 15 Häute. (Fotos Bützberger, Neunkirch)

10.1. Gerbverfahren

Je nach Gerbstoff und den hergestellten Produkten unterschied man bereits im Spätmittelalter zwischen verschiedenen, auf die Herstellung von Leder spezialisierten Handwerken.

Rot- oder Lohgerber stellten durch Gerbung grosser und schwerer Häute mit «Lohe» (gemahlene Eichen- und Fichtenrinde) Leder für Schuhe, Sohlen, Zaumzeug und Sättel her. **Weissgerber** produzierten durch Salzgerbung (Alaun) edlere und dünnere Bekleidungsleder. Die Produkte der mit Oel und Fett arbeitenden **Sämischerbung** waren besonders weich und geschmeidig.

Der Gerbprozess zerfällt in drei Stufen:

Vorbereitung: Die «grünen» (rohen), im Wasser gereinigten und von Fleisch- und Fettresten befreiten Häute wurden zunächst einige Wochen in den «Äscher» (Kalkgrube) gelegt. Eine aus Kalk und Asche bereitete Lauge löste die Haare und Oberhaut soweit, dass sie mit dem «Streicheisen» leicht entfernt werden konnten. Mit dem geschliffenen «Scherdegen» wurde die Fleischseite gereinigt. Es folgten eine peinlich genaue Entfernung der Rückstände, eine mehrtägige Wässerung im Fluss oder Bach sowie ein erneutes «Streichen» und «Glätten» der Häute.



Abb. 250. Gerbereiwerkstätte, 1804. Rechts die Arbeit am «Gerberbaum» oder «Scherbock». Mit dem stumpfen «Schabmesser» oder «Streicheisen», wurden Fleisch- und Fettreste entfernt, die Oberhaut und Haare abgestreift sowie Kalkrückstände aus der Haut ausgeschabt. Der geschliffene und biegsame «Scherdegen» diente zum Entfleischen der geäscherten Häute.

Links die Arbeit am «Galgen» oder «Schlichtrahmen». Bottiche mit «Farbe», an der Wand verschiedene «Schabmesser» sowie ein «Falzeisen» (Mitte). (*«Lehrreiches und unterhaltendes Bilderbuch für die Jugend»*, 1804)

Gerbung: Die auf diese Weise aufbereiteten «Blössen» kamen für einige Tage in die «Farbe», d.h. in Bottiche mit einem Absud aus Lohe zunehmender Konzentration. Von der Brühe durchdrungen und rotbraun verfärbt, waren die Häute nun bereit für das «Versetzen» in Lohgruben. In diesen grossen, im Boden eingelassenen eichenen Behältern wurden schichtweise Häute und Lohe übereinandergelegt und mit Wasser übergossen. Der Gerbprozess dauerte unter mehrfachem Brühenwechsel bis zu drei Jahren. Die «lohgaren» Häute wurden gespült und an luftiger Stelle zum Trocknen an Stangen aufgehängt.

Zurichtung. Das Leder musste – je nach Bedarf – noch mit Hammer oder Walze «geglättet», «gefalzt» (dünner geschabt) oder «geschlichtet» (dünner gemacht) werden. Sollte das Leder Narben haben, wurde es auf einem Tisch mit dem geriffelten «Krispelholz» bearbeitet. Das korkbeschichtete «Pantoffelholz» ergab eine glatte Oberfläche (s. S. 33).



Abb. 251. Gerbereiwerkstätte, um 1820/30. Links die Arbeit mit dem «Schlicht-» oder «Stollmond», einer scharfkantigen eisernen Scheibe, mit dem das Leder auf der Fleischseite dünner gemacht wird. Der Gerber hält das Leder mit der «Schlichtzange», die er an einem Riemen um den Leib gebunden hat. Links an der Wand zwei «Falzeisen».

Der Arbeiter rechts beim «Krispeln» bzw. «Pantoffeln» der Lederoberfläche. Hinten (über der Anschreibetafel) «Krispel-» und «Pantoffelhölzer», an der Decke aufgehängte Häute.
(Aushängeschild eines Rotgerbers, Kt. Baselland)

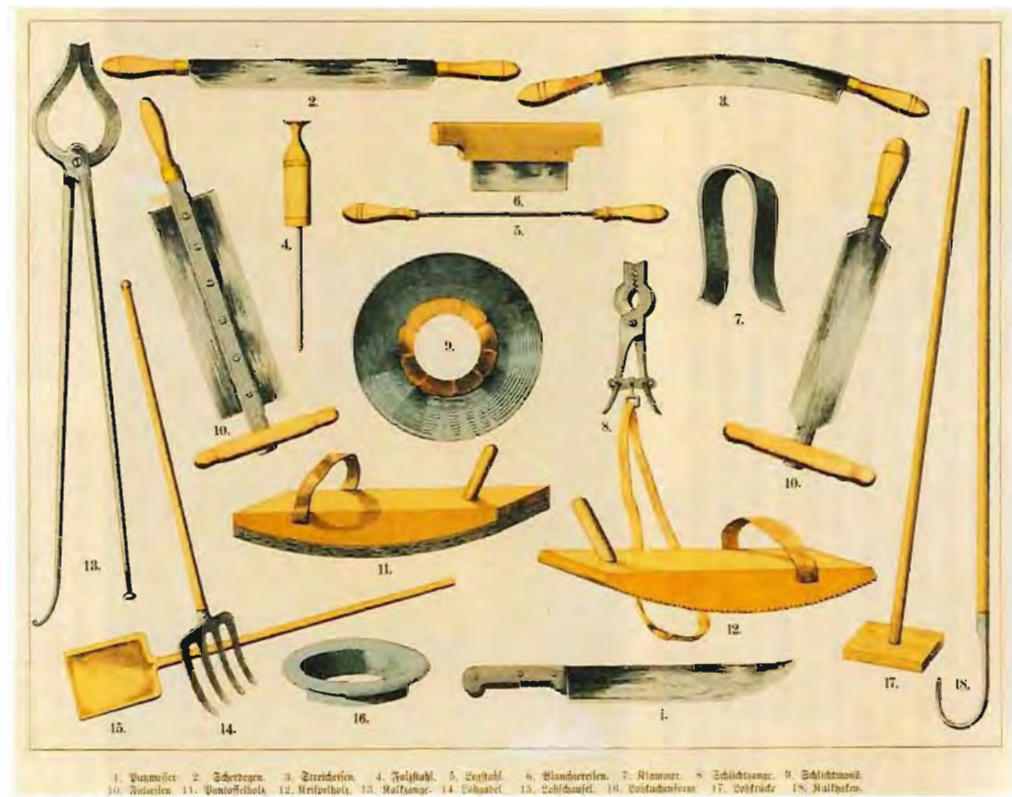
Abb. 252. Die wichtigsten Handgeräte der Gerberei. Bei den einzelnen Arbeitsschritten wurden folgende Instrumente verwendet:

Vorbereitung des Leders Nr. 1, 2, 3, 7, 13, 18.
Gerbung Nr. 14, 15, 17.

Zurichtung Nr. 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12.

Die Stähle Nr. 4 und 5 dienten zum Nachschärfen der Schneiden.

(Anschauungstafel; Esslingen, um 1875)



10.2. Gerberlohe

Für die Herstellung von Gerberlohe spielte die Gewinnung von Eichenrinde, in geringerem Umfang auch von Tannen- und Fichtenrinde, bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle. Es existierten eigens gepflanzte Eichenschälwälder, die im Turnus von ca. neun bis zwölf Jahren gefällt und entrinDET wurden (Glanzrinde). Im Mai, sobald das Laub zu spriessen begann, war Zeit zum «Rindenschellen». Eine Wetterregel in Stein besagte: «*Wie de Rindet, so de Heuet*»⁴⁶. Die örtliche Produktion deckte den Bedarf nicht; Rinde wurde aus dem Badischen eingeführt, in geringem Umfang in den Kanton Zürich weiterverkauft.

Rinden-Versteigerung.

Die Bürgergemeinde **Hüttweilen** bringt nächsten **Mittwoch, den 30. d. Mts.** die Rinde von 10 Eichen und 180 Eichenstangen auf öffentliche Steigerung. Beginn der Aukt. Nachmittags punkt 1 Uhr und Zusammenkunft an der Straße nach Herdern.
Hüttweilen, den 26. April 1873.

Die Verwaltung.

Bekanntmachung.

Die Ortsgemeinde **Kaltenbach** hat ca. 100 Meterztr. meist junge eichene Glanzrinde nebst etwas tannener dieses Frühjahr wieder zu verkaufen. Angebote nimmt bis den 5. Mai zu Händen der Ortsverwaltung entgegen
Jb. Erzinger, Vorsteher.

Rinden-Verkauf.

Die Bürgergemeinde **Rheinflingen** hat in ihrer Waldung im **Seppling** (gegenüber **Hemishofen**) ca. 50 Meterztr. Eichenrinde zu verkaufen. Schriftliche Angebote hiefür sind bis den 8. d. an den Präsidenten des Verwaltungsrathes, **C. Wiedler**, einzureichen.
Rheinflingen den 4. Mai 1885.
Der Verwaltungsrath.

Abb. 253. (Inserate
«Der Grenzbote»,
30. 4. 1873/1. 5./
5. 5. 1885)

Zur Bereitung der Lohe wurden die Rindenstücke getrocknet und in der gemeinsam betriebenen «Lohmüli» gestampft. Diese befand sich am Mühlebach, auf dem Areal der auf das Jahr 1868 zurückgehenden Teigwarenfabrik **Lieb** (heute Paniermehlfabrik **Lieb AG**).

Durch den Import von Gerbstoffextrakten aus Übersee und besonders durch die Erfindung der chemischen Gerberei hörte das Rindenschälen in dieser Gegend – mit kurzer Ausnahme während der Weltkriege – um 1900 auf.

Auch die Abfälle der Gerberei hatten ihre Verwendung: Rinderhaare dienten zum Armieren von Kalk- und Gipsmörtel (besonders für Deckenverputze; z. B. in der «Lindwurm»-Küche nachweisbar) oder wurden – wie Strohhäcksel – in den beim Ofenbau verwendeten Lehm eingearbeitet.

Zu verkaufen : Ein Stod Haardünger, Gerberei Oberhof.

Abb. 254. (Inserat «Der Grenzbote», 20. 3. 1885)

Verbrauchte Gerberlohe war ein beliebter Belag für Gartenwege, der zudem Schnecken fernhielt. In runden Formen zu sogenannten «Lohkuchen» oder «Lohkäsen» gepresst liess man die ausgelaugte Rinde auf luftigen Gestellen trocknen und verkaufte sie als Brennmaterial.

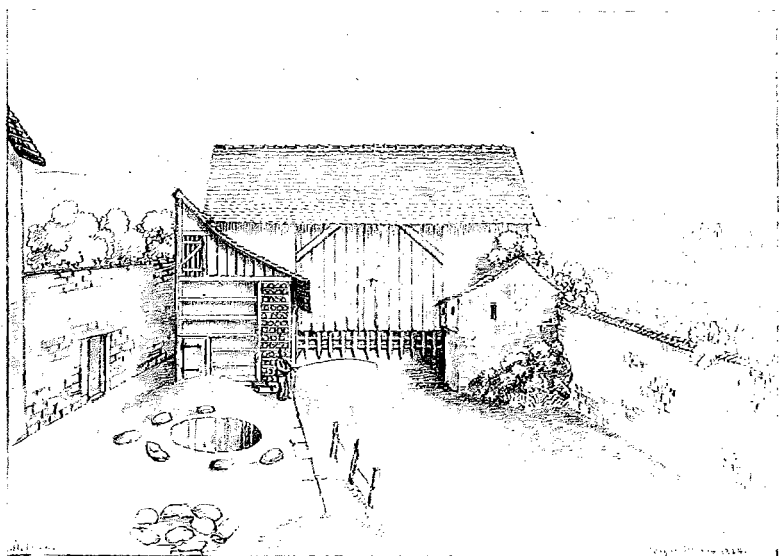


Abb. 255. «Lohkäsegestell» beim Gerberbach-Schutzgatter in Schaffhausen, 1824/48. Die einzelnen «Lohkuchen» sind auf dem Lattengerüst hinter dem Fischer erkennbar.

(In Stein befand sich z. B. ein solcher Anbau beim Waschhaus am Obertor, s. Abb. 116.)

Im Vordergrund eine offene und eine gefüllte, mit Beschwersteinen zugedeckte Lohgrube. Gut sichtbar die Wandverkleidung mit eichenen Bohlen oder Dauben. (Bleistiftzeichnung H. W. Harder [1810–1872], H. 11 x B. 16 cm)

Anmerkungen

Die mit einem Kürzel bezeichneten Titel sind im Literaturverzeichnis vollständig aufgeführt.

Einleitung

- 1 Mitteilung einer langjährigen Bekannten von Emma Windler.
- 2 Mitteilung einer langjährigen Hausangestellten.
- 3 Peyer, Hans Konrad: Haus zum Lindwurm in Stein am Rhein. Brief an die Museumskommission. Schaffhausen 1.10.1990

I. Zur Geschichte des Hauses und des Museums: ein Überblick

- 1 Ratsprotokolle vom 18.9./21.8.1820; zit. in: Ambühl, S. 34.
- 2 Müller, W. (1948), S. 1.
- 3 Mitteilung einer langjährigen Bekannten von Emma Windler.
- 4 wie Anm. 2.
- 5 Stein am Rhein/Stein sur le Rhin (o. J.), S. 13.
- 6 wie Anm. 2.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd., S. 2.
- 9 Windler, Jakob und Emma. Brief an Herrn Wolfgang Müller, dipl. Architekt, Schaffhausen. Stein am Rhein 9.1.1949.

II. Der Museumsrundgang

- 1 Mündliche Angabe der Donatorin Frau Dr. iur. Clara Etzensperger, Schaffhausen.
- 2 Die Bestimmung und Datierung der Keramik wurde freundlicherweise von Frau Dr. Daniela Ball, Historisches Museum Aargau, vorgenommen.
- 3 Vgl. Peter-Müller, Irmgard: Nadel, Schere, Fingerhut – wer die nicht hat, der geht's nicht gut. In: Schweizerische Arbeitslehrerinnen Zeitung, 12 (1982), 8 – 10. Freundliche Mitteilung von Sylvia Böhni,

Stein, sowie der Autorin, Historisches Museum Basel.

- 4 Die kluge und einsichtige Schweizerin (1869), Inhaltsverzeichnis/Titelblatt.
- 5 Bolliger, A. (1926), S. 4.
- 6 Zimmermann, K. (1944), S. 15.
- 7 Gnehm, Hans. Brief an Emmely und Jakob Windler, Stein am Rhein. Basel 20.10.1944.
- 8 Rippmann, E. (1952), Abb. 9.
- 9 Marbach, Walter: Bodenbearbeitung. Aarau 1937, S. 20.
- 10 Lenggenhager, Eug.: Geflügel- und Kaninchenzucht. In: Die Landwirtschaft im Kanton Zürich. Hg. vom Zürcher. Landw. Kantonalverein bei Anlass der Kantonalen Landwirtschafts-Ausstellung in Winterthur 1924. Zürich 1924, 243–249, S. 244.
- 11 Freundliche Mitteilung von Herrn Andreas Müller, Biologe, Schaffhausen.
- 12 Neben den bekannten Abnehmerorten im Badischen und in der Schweiz bis nach Genf führt ein kürzlich erschlossenes Journal im Ortsmuseum Schleithelm auch Sendungen ins Elsass auf. Der Chirurg und Traubenwirt Hans Hess (1847–1895) belieferte in den Jahren 1888 bis zu seinem Tod Eisenwarenhandlungen, Korbgeschäfte und Siebmacher in Lörrach, Mulhouse, Colmar, Sélestat, Strasbourg u. a. Ebenso hatte er Abnehmer in Basel, Seen bei Winterthur und Donauschlingen.
Freundliche Mitteilung von Herrn Willi Bächtold, Betreuer Ortsmuseum Schleithelm.
Zur Wannenmacherei s. Kummer, G. (1954/55), Tafel IV / Wanner, Christian und Heinrich: Geschichte von Schleithelm. Überarbeitet und ergänzt von Walter Ulrich Gyan, Hans Wanner und Hermann Wanner. Schleithelm 1985, S. 225.

III. Anhang: ergänzende Erläuterungen und Materialien

- 1 Schaffhausen und seine Umgebungen (1842), S. 37.
- 2 Ebd., S. 33/34.
- 3 Die kluge und einsichtige Schweizerin (1869), S. 13.
- 4 Weiterführende Literatur zu Abb. 86 s. Sturzenegger-Stiftung Schaffhausen im Museum zu Allerheiligen Schaffhausen. Katalog der Erwerbungen 1987–1991. Schaffhausen 1992, S. 42/43.
- 5 Benker, G. (1984), S. 55/56.
- 6 Binder, G. (o. J.), S. 16.
- 7 Im-Thurn, E. (1840), S. 46/47.
- 8 Die kluge und einsichtige Schweizerin (1869), S. 470.
- 9 Zur Verbreitung der beiden Ausdrücke s. Hotzenköcherle, Rudolf: Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Aarau 1984, S. 66/Karte 29a/b.
- 10 Rippmann, E. (1952), S. 108.
- 11 Guillet, A. (1976).
- 12 Gemäss Stammbuch (Controllen) des Schaffhauser Infanteriebataillons 71 (Bundescontingent). Staatsarchiv Schaffhausen, Militaria M 11, 12–13; M 14 A / Ratsprotokolle 290,784 [1836] / Protokolle des Kleinen Rates 2,313 [1840]; 3,411 [1841]; 9,576–577 [1847].
Freundliche Mitteilung von Dr. Hans Lieb, Staatsarchiv Schaffhausen.
S. a. Steinegger, Albert: Der Anteil Schaffhausens am Sonderbundskrieg. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen. 24. Heft (1947), 128–152, S. 136/137.
- 13 Mündliche Auskunft der Familie.
- 14 Mündliche Auskunft der Familie.
- 15 Mündliche Auskunft der Familie.
- 16 Zum Andenken an Aline Hofacker (1932), S. 8.
- 17 Bolliger, A. (1917), S. 9.
- 18 Ebd., S. 13/8.
- 19 Ebd., S. 5/7.
- 20 Mündliche Auskunft der Familie.
- 21 Erinnerungen an Prof. Dr. Robert Gnehm (1926), S. 18.

- 22 Ziegler, F. (1906), S. 131.
- 23 Ratsprotokolle; zit. in: Urner-Astholz, H. (1957), S. 325.
- 24 Binder, G. (o. J.), S. 8.
- 25 Schaffhausen und seine Umgebungen (1842), S. 102/103.
- 26 Im-Thurn, E. (1840), S. 170.
- 27 Das Kloster S. Georgen in Stein a. Rh. als Heim klösterlicher Kunst und Geschichte. Stiftungsurkunde von Prof. Ferdinand Vetter zuh. der Regierungen der Kantone Schaffhausen und Thurgau. Bern 1901, S. 3.
- 28 Ziegler, F. (1906), S. 137/138.
- 29 Mittelalterliche Ausstellung (1895), S. 1.
- 30 Vetter, Ferdinand: Zweite Kloster-Ausstellung in Stein am Rhein. 9. August – 15. Oktober 1896. Stein am Rhein 1896, S. 2.
- 31 Wie Anm. 27, S. 3/4.
- 32 Bächtold, K. (1970), S. 21.
- 33 Kunstführer (1975), S. 554.
- 34 Binder, G. (o. J.), S. 29/30.
- 35 Im-Thurn, E. (1840), S. 169/170.
- 36 Landwirtschaftsbetriebe nach Grössenklassen, Kantonen und Gemeinden. Statistische Quellenwerke der Schweiz, Heft 151. Hg. vom Eidg. Statistischen Amt. Bern 1945, Tabellen S. 78.
- 37 Heidegger, H.: Der vernünftige Dorfpfarrer. Geschichte wie sie ist und wie sie durchgehends sein sollte. Zürich 1791, S. 224. Zit. in: Stiefel, A. (1944), S. 90.
- 38 Im-Thurn, E. (1840), S. 60.
- 39 Teilungsprotokoll über den Besitz des Johann Conrad Arbenz-Etzwiler (1775–1849). Stadtarchiv Stein am Rhein ET 344, S. 39f.
Freundliche Mitteilung von Dr. Peter Scheck, Stadtarchiv Stein am Rhein.
- 40 Tschudi, F. (1870), S. 80.
- 41 Zit. in: Rippmann, E. (1951), S. 27.
- 42 Ineichen, J. (1837), S. 7.
- 43 Im-Thurn, E. (1840), S. 76.
- 44 Meili, H. (o. J.), S. 905.
- 45 Freundliche Mitteilung (Stand 1994) von Herrn Ed. Burkhalter, Gerberei Schneider AG / Verband Schweizerischer Gerbereien, Biglen.
- 46 Kummer, G. (1928), S. 46.

Abbildungsnachweis

Fotografen

Babey Maurice, Historisches Museum Basel
251

Bührer Bruno und Eric, Schaffhausen
44, 45

Burkard Klaus, Winterthur
87

Füllemann Dieter, Eschenz
22, 24, 26, 30, 35, 37, 39, 40, 43, 49, 50, 54,
55, 56, 60, 61, 62, 63, 68, 69, 72, 74, 75, 79,
hintere Umschlagseite

Gubler Martin, Märstetten
223

Hauser Tobias, Frauenfeld
vordere Umschlagseite, 23, 25, 27, 32, 33,
36, 42, 48, 51, 52, 53, 64, 66, 67, 70, 71, 73

Wessendorf Rolf, Schaffhausen
14(R), 15, 16(R), 28, 29, 31, 34, 38, 41, 46, 80,
82, 86, 88, 91, 93, 104, 105, 107, 112, 127, 129,
130, 133(R), 136, 142, 143(R), 144(R), 145,
150(R), 170(R), 171(R), 186, 212(R), 213(R),
218(R), 219, 220(R), 221(R), 222(R), 228, 229,
230, 232(R), 238, 248(R), 249(R), 252, 255.
(R = Reproduktion Originalaufnahme)

Abbildungen aus Büchern

Die mit Kürzel bezeichneten Werke sind im
Literaturverzeichnis vollständig aufgeführt.

- 2 Das Bürgerhaus (1918), S. 89.
- 59 Renovation der Säge Buch SH
1975/76. Mit Beiträgen von Herbert
Brütsch, Hermann Tanner, Karl Hu-
ber und A. Gähwiler. Typoskript.
Buch 1976, S. 3.
- 79 Jungk, Wilh.: Der Weg zum häusli-
chen Wohlstand. Ein praktisches
und unentbehrliches Hausbuch für
jede Familie. Basel 1904.
- 85 Bochsler, R. (1989), S. 277.

- 93/107 Schreiber (1854), Tafel 2/4, 5.
- 95 Ottomeyer, H. (1987), S. 371.
- 101 Neher, J. G. (1860), S. 47.
- 106/108/120 Neher, J. G. (1845), Tafel IX/
VIII, VI/VII.
- 113 Kummer, B. (1946), S. 18.
- 114/233 Wyss, P.: Arbeit in der Heimat.
Volkskundliche Bilder von P. Wyss.
Erlenbach Zürich o. J., 15/18.
- 121 Über Land und Meer. Nr. 51 (1899).
Aus: Strobel, M. (1987), S. 234.
- 122 Bürger Etat der Stadt Zürich. Zürich
1904, Werbeteil.
- 126 Moeller: Die Hausfrau in ihrem
Schalten und Walten. Ulm 1898.
Aus: Benker, G. (1987), S. 81.
- 137 Hasler, Hans: Bilder vom Zürisee. Us
em Puurelääbe. Zürich 1949, S. 81.
- 219 Mittelalterliche Ausstellung (1895),
Titelblatt.
- 234 50 Jahre Schweizerischer Bauern-
verband 1897–1947. Mitteilungen
des Schweizerischen Bauernsekre-
tariates. Brugg 1947, S. 121.
- 236 Tschudi, F. (1870), S. 80.
- 242 Gotthelf, Jeremias: Wie Anne Bäbi
Jowäger haushaltet und wie es ihm
mit dem Doktern geht. Hg. von Prof.
Otto Sutermeister. Chaux-de-Fonds
o. J., S. 190.
- 243 Guyan, W. U. (o. J.), Abb. 42.
- 244 Encyclopédie ou Dictionnaire rai-
sonné des Sciences, des Arts et des
Métiers. Hg. von D. Diderot und J. L.
d'Alembert. Paris 1751–1780, Tan-
neur pl. IV (Tanneur, Travail des
Plains).
- 250 Trachsler, G. (1804), S. 55.
- 252 Streich, T. F. und K. von Gersten-
berg: Arbeitsstätten und Werkzeuge
der wichtigsten Handwerker. Esslin-
gen o. J., Tafel IV b.

Standorte

Die Originale der hier nicht aufgeführten Ab-
bildungen befinden sich im Besitz des Mu-
seums Lindwurm, Stein am Rhein.

Baugeschichtliches Archiv Zürich 176	Scaphusia-Archiv Schaffhausen 150
Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich 101, 106, 108, 117, 120, 250	Staatsarchiv Schaffhausen 11, 17, 18, 214
Historisches Museum Basel 251	Stadtarchiv Stein am Rhein 1
Musée d'Orsay Paris 125	Sämtliche Inserate aus der Zeitung «Der Grenzbote»; Inserat S. 87 (17. 4. 1885)
Museum Allerheiligen Schaffhausen 80, 86, 91, 104, 105, 112 (Legat Dir. Mezger), 127, 129, 130, 136, 228, 229, 230, 255	81 (16. 12. 1871; 28. 7./15. 5./23. 1./3. 3./ 23. 2./10. 3./3. 2./17. 7./7. 7./1. 5./17. 2./ 6. 3./14. 8./8. 5. 1885)
Privatbesitz 124, 217, 231, 232	96 (15. 12./23. 2./13. 3./4. 12./29. 9./ 20. 10. 1885)
Privatbesitz Familie Gnehm 78, 87, 102, 103, 138, 139, 142, 145, 147, 149, 153, 154, 155, 156, 173, 175	110 (20. 2. 1885; 31. 10. 1874; 31. 10. 1874; 16. 10./13. 3. 1885)
Privatbesitz Stein am Rhein 6, 7, 16, 90, 133, 172, 218, 220, 225	111 (13. 2./4. 12./30. 10./13. 11. 1885)
Rathaussammlung Stein am Rhein 245	115 (15. 10./19. 5./7. 8./1. 9./20. 11. 1885)
Sammlung des Historischen Vereins Stein am Rhein 5, 116, 221, 222, 241	216 (21. 8. 1885; 19. 7. 1873; 24. 3./ 27. 3. 1885)
	224 (31. 10. 1874; 24. 11./3. 7./27. 3./ 12. 6. 1885; 26. 6. 1877; 6. 2. 1885; 19. 7. 1873; 10. 4. 1885; 7. 7. 1873; 26. 5./1. 5./23. 1. 1885; 26. 6. 1877; 15. 1. 1873; 1. 12./6. 2./20. 10. 1885)
	Stadtbibliothek Winterthur 239
	Stadtmuseum München 95

Literaturverzeichnis

Familie

- Blosser, Ursi und Franziska Gerster: Töchter der Guten Gesellschaft. Frauenrolle und Mädchenerziehung im schweizerischen Grossbürgertum um 1900. Zürich 1985.
- Bochsler, Regula und Sabine Gisiger: Dien-
nen in der Fremde. Dienstmädchen
und ihre Herrschaften in der
Schweiz des 20. Jahrhunderts.
Zürich 1989.
- Bolliger, A.: Frau Professor Marie Gnehm-
Benz. Trauerrede gehalten von
Herrn Pfarrer Dr. A. Bolliger vom
Neumünster-Zürich im Neuen Kre-
matorium am 18. Juni 1917. Zürich
1917.
- Bolliger, A.: Predigt gehalten bei der Ab-
dankungsfeier für Prof. Dr. phil. et
sc. techn. h. c. Robert Gnehm, Prä-
sident des Schweizerischen Schul-
rates, von Dr. A. Bolliger in Uerikon,
gewesenem Pfarrer von Neumün-
ster, Zürich, am 7. Juni 1926 im Neu-
en Krematorium Zürich. Zürich
1926.
- Erinnerungen an Professor Dr. phil. und
techn. h. c. Robert Gnehm, Präsident
des Schweizerischen Schulrates.
Zürich 1926.
- Guillet, Arnold: Zum 50. Todestag von Prof.
Robert Gnehm. Ein grosser Sohn
unserer Stadt. In: Schaffhauser
Nachrichten, 3. 6. 1976, 19.
- Gyr, Ueli: Lektion fürs Leben. Welschland-
aufenthalte als traditionelle Bil-
dungs-, Erziehungs- und Über-
gangsmuster. Zürich 1989.
- Häntzschel, Günter (Hg.): Bildung und Kul-
tur bürgerlicher Frauen 1850–1918.
Eine Quellendokumentation aus
Anstandsbüchern und Lebenshilfen
für Mädchen und Frauen als Beitrag
zur weiblichen literarischen Soziali-
sation. Tübingen 1986.
- Müller, Heidi: Dienstbare Geister. Leben und
Arbeitswelt städtischer Dienstbo-
ten. Berlin 1985.
- Rippmann, Ernst: Steiner Familien-Bildnis-
se aus vier Jahrhunderten. Zürich
1952.
- Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Un-
tersuchung zum Zusammenhang
von Familienverhältnissen, Sozial-
struktur und sozialem Wandel in der
deutschen Gesellschaft des 19.
Jahrhunderts. Frankfurt am Main
1982.
- Scheck, Peter: Das Haus zum «Lindwurm»
und die Familie Etzweiler (1691 bis
1817). Typoskript. Stein am Rhein
1991.
- Schönholzer Gottfr.: Dr. iur. Heinrich Walter
Gnehm. Trauerrede gehalten von
Herrn Pfarrer Gottfr. Schönholzer
vom Neumünster-Zürich im Neuen
Krematorium am 19. März 1919.
Zürich 1919.
- Stiefel, Otto: Von alten Steiner Häusern und
ihren Bewohnern. Thayngen 1943.
- Utzinger, Walter: Die Malerin Caroline Mez-
ger. Ein Menschenschicksal und
Zeitbild. Thayngen 1946.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Frauenleben
im 19. Jahrhundert. Empire und Ro-
mantik, Biedermeier, Gründerzeit.
München 1988.
- Zimmermann, Karl: Frl. Dr. med. Marie
Gnehm. Abdankungsansprache
von Pfarrer Karl Zimmermann, ge-
halten an der Trauerfeier im Krema-
torium in Zürich, Montag, den 18.
September 1944. Zürich 1944.
- Zum Andenken an Aline Hofacker, geb.
Gnehm, Pfarrers Witwe. Schorndorf
1932.
- Zum Andenken an Ludwig Hofacker, Pfarrer
in Heumaden bei Stuttgart. Stutt-
gart 1889.
- Persönliche Dokumente der Familien
Gnehm und Windler (Museum
Lindwurm Stein am Rhein/Stadt-
archiv Stein am Rhein).

Wohnen, Haushalt, Mobiliar

- Bahns, Jörg: Biedermeier-Möbel. Entstehung
– Zentren – Typen. München 1991.
- Benker, Gertrud: Bürgerliches Wohnen.
Städtische Wohnkultur in Mittel-
europa von der Gotik bis zum Ju-
gendstil. München 1984.

- Benker, Gertrud: In alten Küchen. Einrichtung – Gerät – Kochkunst. München 1987.
- Beruf der Jungfrau. Hg. vom Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund. Oberhausen 1988.
- Böhni, Sylvia: Neue Klöppelbriefe nach alten Steckborner Spitzen. In: Heimatwerk. Zeitschrift des Schweizer Heimatwerks für Kunsthandwerk, Handwerk und Volkskunst, 1/1984, 1–9.
- Bringéus, Nils-Arvid: Volkstümliche Bilderkunde. München 1982.
- Dibie, Pascal: Wie man sich bettet. Eine Kulturgeschichte des Schlafzimmers. Stuttgart 1989.
- Die kluge und einsichtige Schweizerin vom bürgerlichen Stande, das wirksamste und nützlichste Festgeschenk für unsere lieben Frauen und erwachsenen Töchter hinsichtlich ihrer Stellung als Tochter, Gattin und Mutter. St. Gallen ³1869.
- Ducret, Siegfried: Die Zürcher Porzellanmanufaktur und ihre Erzeugnisse im 18. und 19. Jahrhundert. Zürich 1958.
- Ehrensperger, Ingrid und Martin Fröhlich: Wohnen und Wohnkultur im 19. und 20. Jahrhundert. In: Handbuch der Schweizerischen Volkskultur. Hg. von Paul Hugger. Bd. I, 233–250.
- Haaff, Rainer: Das Süddeutsche Biedermeier. Westheim 1991.
- Hansen, Wilhelm: Hauswesen und Tagewerk im alten Lippe. Münster Westfalen ²1984.
- Hinz, Sigrid: Innenraum und Möbel. Von der Antike bis zur Gegenwart. Wilhelmshaven ³1989.
- Illi, Martin: Von der Schissgruob zur modernen Stadtentwässerung. Zürich 1987.
- Kummer, Bernhard: Volkskundliches vom Reith (IV. Bauernwäsche in alter Zeit). Sonderdruck aus den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen, Bd. XXI (1946), 17–20.
- Messerli Bolliger, Barbara E.: Keramik in der Schweiz. Von den Anfängen bis heute. Zürich 1993.
- Müller, Hermann: Öllampen. Bern/Stuttgart 1988.
- Müller, Susanna: Das fleissige Hausmütterchen. Mitgabe in das praktische Leben für erwachsene Töchter. Herisau ⁵1864.
- Neher, Joh. Georg: Eisengiesserei, Hammer- und Walzwerk Lauffen am Rheinfl. Gusswarenverzeichniss. Schaffhausen 1845/1860.
- Niethammer, Lutz (Hg.): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal 1979.
- Objets civils domestiques. Réalisé par Catherine Arminjon et Nicole Blondel sous la direction scientifique d'André Chastel et de Francis Salet. Paris 1984.
- Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. Hg. von Michael Andritzki im Auftrag des Deutschen Werkbundes Baden-Württemberg. Giessen 1992.
- Ottomeyer, Hans (Hg.): Biedermeiers Glück und Ende ... die gestörte Idylle 1815–1848. München 1987.
- Pressler, Rudolf und Robin Straub: Biedermeier-Möbel. München ²1989.
- Rogers, Gay Ann: Nadel - Faden - Fingerhut. Eine illustrierte Geschichte des Nähzubehörs. Bern/Stuttgart 1986.
- Schärer, Martin R.: Ernährung und Essgewohnheiten. In: Handbuch der Schweizerischen Volkskultur. Hg. von Paul Hugger. Zürich 1992. Bd. I, 253–288.
- Schnyder, Rudolf: Schweizer Biedermeier-Fayencen. Schooren und Matzendorf. Bern 1990.
- Schreiber & Schill (Hg.): Bilder zum Anschauungs-Unterricht für die Jugend. Bd. I: Enthaltend 30 colorirte Blätter mit Abbildungen verschiedenartiger Gegenstände. Stuttgart und Esslingen o.J. (um 1854).
- Strobel, Marianne: Alte Bügelgeräte. München 1987.
- Vigarello, Georges: Wasser und Seife, Puder und Parfum. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter. Frankfurt/New York 1992.
- Waschtag. Hg. vom Museum Neuhaus, Biel (Ausstellungskatalog). Biel 1988.
- Wechssler, Sigrid: Lampen, Leuchten und Laternen. München 1983.

Lokalgeschichte, Hausgeschichte

- Ambühl, Max: Hausgeschichte des Wohnhauses «zum Lindwurm». Typoskript. Stein am Rhein 1988.
- Bächtold, Kurt und Otto Stiefel: Rheinfahrt von Schaffhausen bis Stein am Rhein. Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen, Naturschutzkommission, Flugblatt Serie II Nr. 9. Schaffhausen 1970.
- Binder, Gottlieb: «Alte Nester». Stein am Rhein. Zürich o. J.
- Boesch, Paul: Die Glasgemälde von Stein am Rhein. Zürich 1950.
- Das Bürgerhaus in der Schweiz. VI. Band. Das Bürgerhaus im Kanton Schaffhausen. Hg. vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein. Zürich 1918/1946.
- Die Häusernamen von Stein am Rhein. Heimatblätter von Stein am Rhein, Heft 3/1979. Hg. vom Historischen Verein. Typoskript. Stein am Rhein 1979.
- Eisenhut, Hermann: Wolfgang Müller. In: Schaffhauser Nachrichten, 11.3. 1958.
- Eppens, Hans: Architekt und Baumeister Friedrich Fissler-Burghard. In: Jurablätter. Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde, 43. Jg. Heft 8 (1981), 119–123.
- Frauenfelder, Reinhard: Die Kunstdenkmäler des Kantons Schaffhausen. Bd. II. Der Bezirk Stein am Rhein. Basel 1958.
- Ganter, Urs: Ein denkmalpflegerischer Sonderfall. In: Schaffhauser Nachrichten. Sonderbeilage, 3.7.1993.
- Haus «Zum Lindwurm», Hauptstrasse, Stein am Rhein. Dokumentation/Einzelinventar. Hg. von der Denkmalpflege des Kantons Schaffhausen. Typoskript. Schaffhausen 19.2.1990.
- Haus zum Lindwurm Stein am Rhein. Freilegungsschnitte/Farbuntersuch. Durchgeführt vom Restaurierungsatelier Willy Arn AG. Typoskript. Worben 7.4.1992. Nachtragsberichte von Restaurator Rolf Zurfluh. Helsinghausen 19.6./10.8./15.10.1992.
- Illustrierter Führer durch Stein am Rhein (Ct. Schaffhausen). Hg. vom Verkehrs- u. Verschönerungsverein «Hohenklingen». Stein am Rhein 1914/1928.
- Im-Thurn, Eduard: Historisch-geografisch-statistisches Gemälde der Schweiz. 12. Heft. Der Canton Schaffhausen. St.Gallen/Bern 1840.
- Kunstführer durch die Schweiz. Hg. von der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte. Bd.1. Bern 1975.
- Mittelalterliche Ausstellung im Kloster St. Georgen zu Stein am Rhein. August und September 1895. Stein am Rhein 1895.
- Müller, Wolfgang: Umbau des Hauses «zum Lindwurm» Stein am Rhein 1947/48. Typoskript. Schaffhausen 1948.
- Rippmann, Ernst: Stein am Rhein. Bern 1955.
- Rippmann, Fritz: Ferdinand Vetter. Separatdruck aus Schaffhauser Biographien des 18. und 19. Jahrhunderts. Thayngen 1957.
- Rippmann, Fritz: Wirtschaftsgeschichtliche Studie über Stein am Rhein. Separat-Abdruck aus dem «Steiner Anzeiger». Stein am Rhein 1921.
- Ruh, Max: Die Schaffhauser Auswanderung nach Übersee im 18. und 19. Jahrhundert. In: Schaffhauser Magazin 3/1992, 8–11.
- Schaffhausen und seine Umgebungen. Ein Wegweiser für Einheimische und Fremde. Schaffhausen 1842.
- Stein am Rhein. Hg. von der Buchdruckerei Jakob Fischli. Stein am Rhein 1936.
- Stein am Rhein/ Stein sur le Rhin. Schweizerische Kunststätten/Villes et régions d'art de la Suisse. Neuchâtel o. J.
- Steinemann, Ernst: Die Schaffhauserische Auswanderung und ihre Ursachen. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte. Zürich 1934.
- Teilungsprotokoll über den Besitz des Johann Conrad Arbenz-Etzwiler (1775–1849), 7. Februar 1850 (Stadtarchiv Stein am Rhein ET 344, 39 f.).
- Urner-Astholz, Hildegard u. a.: Geschichte der Stadt Stein am Rhein. Bern 1957.
- Windler-Etzwiler, Bernhard: Erlöschendes Handwerk und Gewerbe. Separatdruck aus dem «Steiner Anzeiger». Stein am Rhein 1942.
- Ziegler, Franz: Geschichte der Stadt Stein am Rhein. Stein am Rhein 1906 (Erstausgabe 1862).

Zur Erinnerung an Wolfgang Müller, 3. Juli 1897–8. März 1958. Ansprachen gehalten an der Trauerfeier im Münster zu Allerheiligen in Schaffhausen am 12. März 1958. Schaffhausen 1958.

Hermann Knecht, Maler

Freivogel, Max: Hermann Knecht. Bilder aus dem Abseits der Unmoderne. Zürich 1983.

Freivogel, Max: Hermann Knecht. Museum zu Allerheiligen Schaffhausen, 21. Okt. bis 18. Nov. 1973. Schaffhausen 1973.

Hermann Knecht. Ausstellungsführer Museum zu Allerheiligen Schaffhausen. Schaffhausen 1955.

Schaad, Werner: Hermann Knecht. In: Schaffhauser Biographien, vierter Teil. Hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen. = Schaffhauser Beiträge zur Geschichte. Bd. 58 (1981), 127–134.

Landwirtschaft, Transport, Getreidehandel

Bächtold, Kurt und Hermann Wanner: Wirtschaftsgeschichte des Kantons Schaffhausen. Schaffhausen 1983.

Bikle, Arnold: Vom alten Aargauer- zum Selbsthalterpflug. Separatabdruck aus dem Tätigkeitsbericht der Oekonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern für das Jahr 1948. Bern 1949.

Brockmann-Jerosch, H.: Schweizer Volksleben. Band I. Erlenbach/Zürich 1929.

Dubler, Annemarie: Masse und Gewichte im Staat Luzern und in der alten Eidgenossenschaft. Luzern 1975.

Erne, Emil: Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz. Zürich 1988.

Frommer, Max: Vom Leben auf dem Lande. Isingen 1910. Stuttgart 1983.

Furger, Andres: Kutschen und Schlitten in der Schweiz. Vom Streitwagen zum Stadtcoupé. Zürich 1993.

Gasser, Paul: Das Schleithemertal. Heft 2. Schleithem 1945.

Göttmann, Frank: Getreidemarkt am Bodensee. Untersuchungen zu wirtschaftlichen, regionalen und politischen Strukturen und Wandlungen im schwäbisch-ostschweizerischen Raum in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert. Konstanz 1985.

Guyan, W.U.: Altes landwirtschaftliches Gerät aus dem Kanton Schaffhausen. Wegleitung durch das Museum Allerheiligen, Heft 3. Schaffhausen o. J.

Gysel, Zacharias: Der Schaffhauser Bauer, wie er sein sollte, und wie er nicht ist, wie er ist, und wie er nicht sein sollte. Schaffhausen 1854.

Im Thurn, J. Heinrich: Die Dombasle-Pflüge in Lothringen und in der Schweiz. Frauenfeld 1865.

Ineichen, J.: Tabellen zur Vergleichung der neuen schweizerischen Masse und Gewichte mit den alten Luzernerischen und einigen Ausländischen. Luzern 1837.

Kummer, Georg: Schaffhauser Volksbotanik. II. Die Kulturpflanzen, 1. und 2. Teil. Neujahrsblatt herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen auf das Jahr 1954/1955.

Kummer, Georg: Von unsern Kulturpflanzen. Weitere Studien zur Schaffhauser Volksbotanik. In: Schaffhauser Jahrbuch. Zeitschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde des Kantons Schaffhausen und seiner Umgebung. Band 1, 1926. Thayngen 1926, 87–110.

Lamprecht, Karl und Mario König: Geschichte der Brückenstadt am Rhein, Eglisau. Zürich 1992.

Leidenfrost, Johannes: Die Lastsegelschiffe des Bodensees. Sigmaringen 1975.

Mestemacher, Jürgen-Heinrich: Altes bäuerliches Arbeitsgerät in Oberbayern. München 1985.

Pfaffhauser, Paul: Umg'chert isch au g'fahre! Historische Pflüge im Thurgau. In: Thurgauer Beiträge zur Geschichte 127 (1990), 5–87.

Rippmann, Ernst: Hans Conrad Etzweiler, der grosse Handelsfaktor von Stein am Rhein. Zürich 1951.

- Scheuermeier, Paul: Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz. Eine sprach- und sachkundliche Darstellung landwirtschaftlicher Arbeiten und Geräte. 2 Bde. Erlenbach-Zürich 1943 / Bern 1956.
- Sperber, Helmut: Pflug, Egge, Ackerwalze. Schwere Ackergeräte aus Bayern und den Ostalpen. Grossweil 1980.
- Steinegger, Albert: Geschichte des Weinbaus im Kanton Schaffhausen. Neuhausen 1963.
- Stiefel, Annita: Das Wirken der ökonomischen Kommission in der zürcherischen Landschaft. Diss. Universität Zürich. Zürich 1944.
- Tschudi, Friedrich von: Landwirthschaftliches Lesebuch. Frauenfeld 1870.
- Vögele, Jörg: Getreidemärkte am Bodensee im 19. Jahrhundert. Strukturen, Entwicklungen. Beiträge zur Südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 10. St. Katharinen 1989.
- Waldvogel, Kurt und Martin Graf: Landwirtschaft im Kanton Schaffhausen. Schaffhausen 1981.
- Walter, Hans: Das Schaffhauser Bauernjahr. 1. und 2. Teil. Neujaarsblatt herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen, Nr. 11 (1959)/16 (1964).
- Zwahlen-Kugler, Ursula-Barbara: Trotten im Zürcher Weinland. Diss. Universität Zürich. Zürich 1972.
- aus dem Kanton Schaffhausen. Schaffhausen 1928.
- Meili, H.: Lederindustrie und Gerberei. In: Handwörterbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung. Bern o. J. II. Band, 901-905.
- Reith, Reinhold: Lexikon des alten Handwerks. Vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. München 1990, 84-91.
- Siuts, Hinrich: Bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte in Westfalen. Münster Westfalen 1982, 306-310.
- Steinegger, Albert: Das Gerberhandwerk. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Hg. vom Historischen Verein des Kantons Schaffhausen. 36. Heft (1959), 40-64.
- Trachsler, Georg: Galerie der vorzüglichsten Künste und Handwerke. Ein lehrreiches und unterhaltendes Bilderbuch für die Jugend. Zürich/Leipzig 1804, 53-63.

Gerberei

- Das Buch vom Werkzeug. Originalphotographien von Jean Marquis. Genf 1979, 391-407.
- Dicziunari Rumantsch Grischun. Hg. von Andrea Schorta und Alexi Decurtins. Bd. 3. Chur 1958-1963, 610-620.
- Fonjallaz, Madeleine: La tannerie. Reihe: Altes Handwerk, Heft 19. Hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Basel 1968.
- Huber, Alfred: Die Ledergerberei – ein altes Schaffhauser Handwerk. In: Schaffhauser Magazin 4/1989, 55-59.
- Kummer, Georg: Schaffhauser Volksbotanik. Volkstümliche Pflanzennamen und Volksbotanische Mitteilungen

Rundgang und Legende zu den Plänen

Vorderhaus:

Erdgeschoss:

- 1 Eingangshalle
- 2 Kontor
- 3 Keller
- 4 Waschküche/Gerberei

Erstes Obergeschoss:

- 5 Äusserer Korridor (Süd)
- 6 Stube
- 7 Nebenstube mit Schlafraum
- 8 Innerer Korridor
- 9 Schlafzimmer
- 10 Küche
- 11 Äusserer Korridor (Nord)

Zweites Obergeschoss:

- 12 Äusserer Vorplatz
- 13 Bügelzimmer
- 14 Kinderzimmer
- 15 Innerer Vorplatz
- 16 Ausstellungsraum
Familie Gnehm
- 17 Ausstellungsraum
Familie Gnehm
- 18 Salon
- 19 Ausstellungsraum
Hermann Knecht

Dachgeschoss:

- 20 Estrich

Hinterhaus:

Zweites Obergeschoss:

- 21 Laube
- 22 Gesindekammer
- 23 Gesindekammer (Spielzimmer)
- 24 Raum für Wechselausstellungen

Drittes Obergeschoss:

- 25 Depot landwirtschaftlicher
Geräte

Dachgeschoss:

- 26 «Kornschütte»

Erstes Obergeschoss:

- 27 Laube mit «Abtritt»
- 28 Heustock
- 29 Hof mit Hühner- und
Schweinestall

Erdgeschoss:

- 30 Stall
- 31 Tenne
- 32 Remise



Historische Räume, vorwiegend 19. Jahrhundert



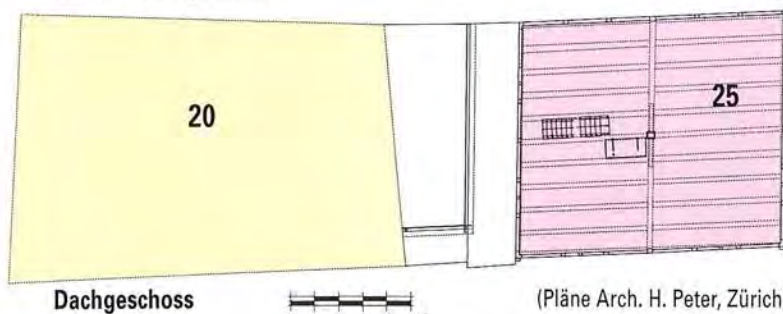
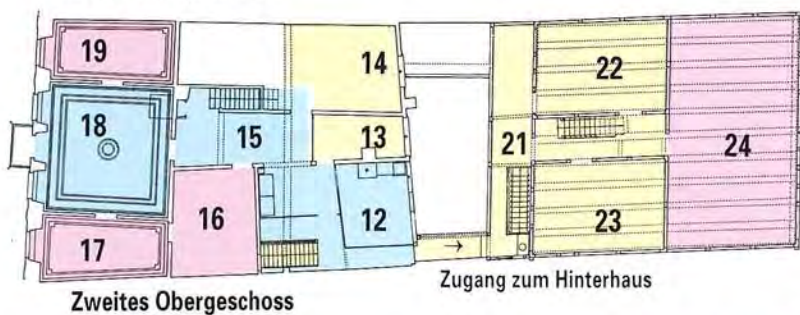
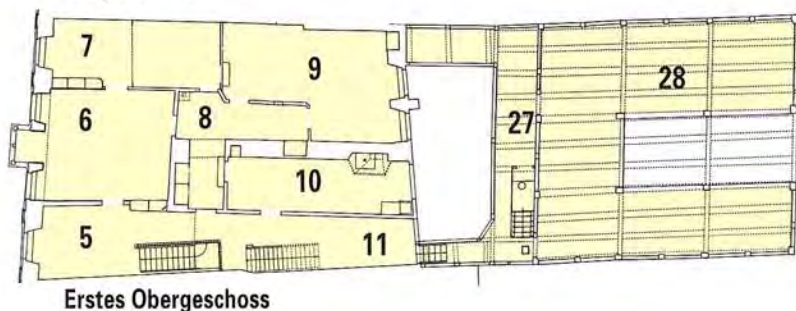
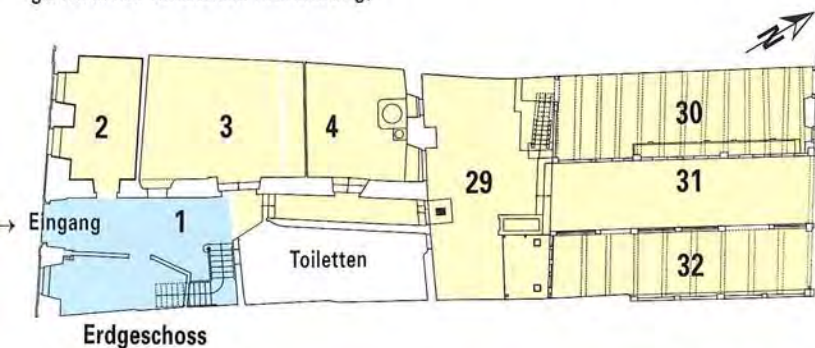
Ausstellungsräume



Von Architekt Wolfgang Müller gestaltete Räume, 1947

Übersicht der Räume

(Die Raumeinteilung entspricht dem Zustand von 1919. Heutige Situation gemäss der farblichen Markierung)



(Pläne Arch. H. Peter, Zürich)

